

Tagungsband zur 55. Studentischen Tagung
Sprachwissenschaft

55. StuTS Greifswald

Für Sprachverliebte



*Die Sprache
ist die Kleidung
der Gedanken.*

29.5.—01.6.2014

Inhaltsverzeichnis

Czech, Henning: Zur Variation grammatischer und semantischer Genuskongruenz bei Personal- und Relativpronomen im Deutschen: Variablenbindung und lineare Distanz als potenzielle Einflussfaktoren.....	1
Eisentraut, Thomas: Phraseologismen in schwedischen Todesanzeigen - Eine Studie zum Kontext ausgewählter Phrasen und dem Alter der verstorbenen Person.....	2
Keller, Valerie: Die Welt der schönen Bilder - Nutzen und Gefahren von fMRT – Studien für die Linguistik.....	3
Knecht, Anne-Kathrin: Ein Einblick in das Rumänische.....	4
Konvička, Martin: Über die Beziehung zwischen Obligatorizität und Grammatizität.....	5
Kotzur, Gerrit: Playing Gender: Geschlechterrollenspezifische Adressierung als persuasive Strategie in der Kinderfernsehwerbung.....	6
Riedel, Antonia: Die sprachliche Diffamierung in Benennungen von Hexen in Verhörprotokollen des 16. und 17. Jahrhunderts.....	7
Riedl, Lydia: Diskurspartikel auf dem Prüfstand. Der Einfluss von Tonhöhenverlauf und Trennlauten auf die Bedeutung von /hm/.....	8
Schlechtweg, Dominik/ Lange, Henning: Sense Disambiguation in Context: Exploiting Regular Polysemy in Adjectives.....	9
Schulte, Sanna: Die Artikulation des Traumas - Über die Versprachlichung traumatischer Erfahrungen und ihrer Folgen mit einem Fokus auf literarische Texte.....	10

Henning Czech (Universität Osnabrück)
E-Mail: hczech@uos.de

Zur Variation grammatischer und semantischer Genuskongruenz bei Personal- und Relativpronomen im Deutschen: Variablenbindung und lineare Distanz als potenzielle Einflussfaktoren

Abstract: Personal- und Relativpronomen im Deutschen, die sich auf Substantive mit Genus-Sex-Divergenz beziehen, können im Genus entweder grammatisch (*das Mädchen [...] es*) oder semantisch (*das Mädchen [...] sie*) mit ihrem Bezugsausdruck kongruieren. Ausgehend von einem Forschungsüberblick zu semantischer Kongruenz werden in der vorliegenden Arbeit zwei Fragen entwickelt und anhand empirischer Daten überprüft: a) Produktion von Personalpronomen: Ist die Wahl der Kongruenzform eines Personalpronomens abhängig von dem semantischen Status des Pronomens (gebundene oder freie Variable)? b) Rezeption von Relativpronomen: Ist die Akzeptanz eines semantisch mit dem Bezugswort kongruierenden Relativpronomens abhängig von dem linearen Abstand zwischen den beiden Elementen? Ein besonderes Augenmerk gilt den Ergebnissen für Personalpronomen, da der Aspekt der Variablenbindung in der Kongruenzforschung bislang kaum Beachtung gefunden hat.

1. Einleitung

Gegenstand der vorliegenden Arbeit¹ ist das Auftreten verschiedener Kongruenztypen bei Personal- und Relativpronomen des Deutschen. Im unmarkierten Fall kongruiert ein Pronomen mit seinem Bezugsausdruck in den grammatischen Merkmalskategorien Numerus und Genus. Für Personalpronomen zeigt dies der folgende Beispielsatz:

- (1) Als [die Frau]_i den Weihnachtsbaum kaufen wollte, bemerkte [sie]_i / [er]_{*i} / [es]_{*i}, dass die Geldbörse gestohlen worden war.

Wenn das Pronomen in (1) als koreferent mit der DP *die Frau* interpretiert werden soll, muss es, dem Bezugssubstantiv *Frau* entsprechend, die grammatischen Merkmale FEM SG tragen (vgl. *sie*). Der Verweis auf dieselbe DP mithilfe der Pronomen *er*

¹ Der Aufsatz basiert auf einer Projektarbeit, die ich im Rahmen des Studiengangs „Sprache in Europa“ an der Universität Osnabrück verfasst habe. Ich bedanke mich bei meiner Prüferin Prof. Dr. Renate Musan für die hervorragende Betreuung während der Projektphase.

bzw. es ist zweifelsfrei ungrammatisch, da diese Formen mit dem Antezedens zwar im Numerus, nicht aber im Genus kongruieren. Es gibt jedoch Ausnahmefälle, bei denen ein Pronomen auch dann akzeptabel ist, wenn aus rein grammatischer Perspektive keine Genuskongruenz vorliegt:

- (2) Als [das Mädchen]_i den Weihnachtsbaum kaufen wollte, bemerkte [es]_i / [sie]_i, dass die Geldbörse gestohlen worden war.

Unmarkiert ist in (2) die Wahl des Pronomens *es*, da diese Form wie das Bezugssubstantiv *Mädchen* das Merkmal NEUT aufweist. Die Akzeptabilität des Pronomens *sie* ergibt sich daraus, dass die Antezedens-DP, wenngleich *Mädchen* grammatisch ein Neutrum ist, auf ein weibliches Individuum in der außersprachlichen Welt referiert. Entscheidend für die Genuskodierung von *sie* in (2) ist demnach nicht das Genus des Bezugswortes, sondern der Sexus des Referenten. In der Kongruenzforschung wird dieses Phänomen, das je nach Objektsprache auch andere Merkmalskategorien betreffen kann, als semantische Kongruenz bezeichnet. Die Gegenüberstellung von grammatischer und semantischer Genuskongruenz ist im Deutschen auch bei Relativpronomen zu beobachten:

- (3) Das [Fräulein]_i mit dem warmen Mantel, [das]_i / [die]_i den Weihnachtsbaum kaufen wollte, war bestohlen worden.

Aufgrund solcher Alternativen wie in (2) und (3) stellt sich die Frage, welche Faktoren die Wahl von grammatischer bzw. semantischer Kongruenz beeinflussen und unter welchen Bedingungen der eine oder der andere Kongruenztyp bevorzugt wird. In der Forschungsliteratur findet sich dazu oft der Hinweis, die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten semantischer Kongruenz steige mit der linearen und/oder strukturellen Distanz zwischen den kongruierenden Elementen.

Ziel dieser Arbeit ist es, die Variation der beiden Kongruenztypen in Bezug auf die Merkmalskategorie Genus bei Personal- und Relativpronomen anhand einer empirischen Studie genauer zu untersuchen. Dazu stelle ich in einem ersten Schritt wesentliche Streitpunkte und Theorien der Kongruenzforschung vor. In Orientierung am aktuellen Forschungsstand konkretisiere ich mein Vorhaben, indem ich für die beiden pronominalen Subklassen jeweils eine Forschungshypothese ableite und wichtige

theoretische Grundlagen vertiefe. Eine entscheidende Rolle spielen dabei die Interpretation von Personalpronomen als gebundene Variablen sowie die lineare Distanz zwischen Relativpronomen und ihren Bezugssubstantiven. In einem weiteren Schritt erläutere ich die Methodik der Studie; ich stelle einen Fragebogen vor, anhand dessen die beiden Hypothesen überprüft werden sollen. Die Ergebnisse für Personal- und Relativpronomen werden zunächst separat ausgewertet und anschließend durch einen Blick auf die in der Studie verwendeten Bezugssubstantive miteinander in Zusammenhang gebracht. Schließlich fasse ich die gewonnenen Erkenntnisse in einem kurzen Fazit zusammen und zeige mögliche Anknüpfungspunkte für weitere Studien auf.

2. Forschungsüberblick

Im Folgenden wird für die Kongruenzforschung und die vorliegende Arbeit relevante Literatur zusammengefasst. Die ausgewählten Beiträge zeigen, dass die Diskussion des Kongruenzphänomens bereits Mitte der Siebzigerjahre intensiviert wurde (vgl. Givón 1976, Steele 1978, Corbett 1979). Seitdem ist die Terminologie vergleichsweise einheitlich geblieben: Alternativ zu dem Begriff *Kongruenz* findet sich in der deutschsprachigen Literatur auch „der synonyme Terminus *Konkordanz*. Die englischen Gegenstücke sind *agreement* und *concord* (die ebenfalls weitgehend synonym verwendet werden) [...]“ (Lehmann 1993: 722)

Ein grundlegendes Problem, mit dem die Forschung noch immer konfrontiert ist, liegt in der Definition des Kongruenzbegriffs. Erschwert wird dieses Vorhaben zum einen dadurch, dass den Forschungsbeiträgen keine einheitliche Perspektive zugrundeliegt: Kongruenz wird nicht nur in den einschlägigen Grammatiken des Deutschen (vgl. Zifonun et al. 1997, Helbig & Buscha 2005, Eisenberg 2006, Duden 2009) oder in Arbeiten mit stark germanistischem Bezug behandelt (vgl. Jaeger 1992, Köpcke & Zubin 2005, Thurmair 2006, Zubin & Köpcke 2009, Köpcke et al. 2010, Köpcke 2012), sondern auch und vor allem in sprachtypologischen Beiträgen (vgl. Givón 1976, Steele 1978, Corbett 1979, 2006, Ferguson & Barlow 1988, Barlow 1991). Daneben variiert die jeweilige Forschungsperspektive mit der Festlegung auf ein spezifisches Grammatikmodell (vgl. Ferguson & Barlow 1988: 2). Und schließlich ist das Phänomen seit Ende der Neunzigerjahre zunehmend zum Gegenstand psycholinguistischer Forschung geworden (vgl. Levelt et al. 1999, Vigliocco & Franck 1999, Schriefers & Jescheniak 2003). Zum anderen verlangt die Begriffsdefinition

eine möglichst erschöpfende Betrachtung der unterschiedlichen Erscheinungsformen von Kongruenz, woraus sich insbesondere für sprachvergleichende Ansätze eine Herausforderung ergibt (vgl. vor allem Corbett 1979, 2006, aber auch Givón 1976, Steele 1978).

Eine Definition, auf die in der Forschungsliteratur häufig verwiesen wird (vgl. z.B. Corbett 2006: 4, Köpcke et al. 2010: 174), hat Steele (1978: 610) entwickelt: „The term agreement commonly refers to some systematic covariance between a semantic or formal property of one element and a formal property of another.“ Der Vorteil dieser Definition besteht darin, dass syntaktische und semantische Kongruenz gleichermaßen berücksichtigt werden. Zugleich wirft jede Kongruenzdefinition eine Reihe von Fragen auf, die unterschiedliche Arbeitsschwerpunkte erlauben. Diese werden unter anderem von Ferguson & Barlow (1988: 3-18) zusammengestellt. Sie betreffen den Wirkungsbereich von Kongruenz, Merkmalskategorien sowie Merkmalskonflikte, synchrone und diachrone Variation, Normativität der Darstellung, die Funktionen von Kongruenz und schließlich die Beziehung der miteinander kongruierenden Elemente (vgl. op.cit.: 3f.). Kongruenz wird in der Forschungsliteratur als primär syntaktisches Phänomen bestimmt; die meisten Autoren weisen jedoch mit Nachdruck darauf hin, dass zudem phonologische, morphologische, lexikalische, semantische, pragmatische und diskurstheoretische Aspekte relevant sein können (vgl. Barlow 1991, Jaeger 1992: 1, Corbett 2006: 2ff., Zubin & Köpcke 2009, Köpcke et al. 2010).

Um das Verhältnis der kongruierenden Elemente zu bestimmen, bieten sich grundsätzlich zwei Sichtweisen an: Einerseits können die Einheiten als voneinander unabhängig verstanden werden, was eine potenzielle Veränderung der Kongruenzmerkmale beider Elemente voraussetzt. Demnach würde Genuskongruenz innerhalb einer DP zwischen Determinativ und attributivem Adjektiv, nicht aber zwischen einem dieser Elemente und dem Bezugssubstantiv vorliegen, da das Genus des Substantivs invariabel ist (vgl. Duden 2009: 152). Andererseits kann man Kongruenz als eine gerichtete Relation klassifizieren. Dieser Ansatz basiert auf der Überlegung, die Merkmalsvariation des einen Elements werde von der Merkmalsbestimmung des anderen determiniert, was beispielsweise in der Definition von Corbett (2006: Titelseite) anklingt: „Agreement in language occurs when grammatical information appears on a word which is not the source of that information.“ Der Autor spricht diesbezüglich auch von „displaced information“ (op.cit.: 2). Konsequenterweise wird das überge-

ordnete Element der Relation meist als „controller“, das untergeordnete als „target“ (z.B. Corbett 1979, 1991, 2006) bezeichnet. Die in der deutschsprachigen Forschungsliteratur verwendeten Äquivalente sind „Kontrolleur“ und „Kongruent“ (Lehmann 1993: 723); daneben finden sich die Übersetzungen „Auslöser“ und „Ziel“ (Köpcke 2012: 38). Insgesamt besteht in der Forschung Einigkeit darüber, dass es sich beim Kongruenzphänomen um eine gerichtete Relation handelt (vgl. z.B. Jaeger 1992: 23, Lehmann 1993: 723, Levelt et al. 1999: 4, Köpcke 2012: 38).

Daraus ergibt sich die Schwierigkeit, die beiden „Dependenzrelationen“ (Jaeger 1992: 23) Kongruenz und Rektion voneinander abzugrenzen. Für dieses Problem aber liegen keine einheitlichen Lösungsansätze vor, was hauptsächlich durch die Verwendung des Rektionsbegriffs begründet ist. Während einige Autoren wie Lehmann (1993: 726) Rektion als Teilbereich der Kongruenz betrachten, verfolgen andere eine strikte Trennung der beiden Relationen (vgl. Jaeger 1992: 23ff.). Eine plausible Differenzierung von Kongruenz und Rektion („government“) leistet Corbett (2006: 7f.), indem er die jeweiligen Eigenschaften kontrastiert. Exemplarisch sei hier auf die Verteilung der grammatischen Merkmale hingewiesen (op.cit.: 7): „[...] the agreement controller has the feature specification required of the target [...], while the governor does not [...].“ Rektion ist im Gegensatz zu Kongruenz als „rein syntaktisches Phänomen“ (Jaeger 1992: 24) definierbar.

Mit dieser Gegenüberstellung ist die Notwendigkeit verknüpft, die für Kongruenz charakteristischen Merkmalskategorien zu identifizieren. Das größte Inventar ergibt sich natürlicherweise bei sprachvergleichender Betrachtung, sodass Lehmann (1993: 725) der Kongruenz folgende Kategorien zuordnet: Genus und Nominalklasse, Numerus, Person, Kasus, Definitheit. Als „indisputable agreement features“ hebt Corbett (2006: 125) die nominalen Kategorien Person, Numerus und Genus hervor, die im Rahmen der Generativen Grammatik auch als „ ϕ -features“ (Heim 2008: 35) beschrieben werden (vgl. Harbour et al. 2008). Die Kategorie Genus ist für die Kongruenzforschung allgemein sowie für die vorliegende Arbeit ein zentraler Betrachtungspunkt (vgl. vor allem Corbett 1991, Thurmair 2006, Zubin und Köpcke 2009, Köpcke et al. 2010).

Aufgrund der Merkmalsübereinstimmung kongruierender Elemente wird die Markierung grammatischer Zusammenhänge, d.h. die Herstellung von Kohäsion, als eine wesentliche Funktion von Kongruenz betrachtet (vgl. Lehmann 1993: 729). Für die Sprachtypologie wirft dies die Frage auf, inwiefern das Vorhandensein des Kongru-

enzphänomens in einer Sprache deren Wortstellungsfreiheit positiv beeinflusst. Steele (1978) widmet sich diesem Problem, indem sie die Person-Kongruenz zwischen Subjekt und Verb in Sprachen mit stark variabler Wortstellung analysiert. Dabei beobachtet sie folgende Gemeinsamkeit (op.cit.: 613): „Now [...] we find that the majority of languages with free word order exhibit either copy or semi-copy agreement.“ Die Ausdrücke *copy agreement* und *semi-copy agreement* bezeichnen Kongruenzformen, deren Elemente für die Markierung der Kategorie Person eine relativ große phonologische bzw. morphologische Ähnlichkeit mit unabhängig verwendeten Pronomina aufweisen (vgl. op.cit.: 612 f.).

Damit ist ein entscheidender Aspekt für das hier zu behandelnde Problem angesprochen: Kongruenz und Pronominalisierung sind funktional aufeinander bezogen, also keineswegs völlig unabhängig voneinander. Anhand einer Betrachtung der Kongruenzrelation in verschiedenen Sprachen (s.u.) hat Givón (1976) diese These ausgearbeitet. Der Autor erläutert dies unter anderem anhand der Subjekt-Verb-Kongruenz, deren Ursprung er in der Reanalyse von Konstruktionen mit Topikversetzungen sieht: Die Markierung des Topiks wie in dem Satz „The man, he came.“ (op.cit.: 155) kann in bestimmten sprachlichen Kontexten weniger angemessen sein – beispielsweise dann, wenn der Referent des Topik-Ausdrucks unmittelbar zuvor eingeführt wurde (vgl. op.cit.: 153). Für Givón (1976: 154f.) ergibt sich daraus die schrittweise Reanalyse des Pronomens als Kongruenzmorphem sowie des hervorgehobenen Topiks als Satzsubjekt („The man he-came.“, op.cit.: 155). Evidenz für den Zusammenhang von Pronomen und Kongruenzmorphemen sieht er hauptsächlich in der synchronen Analyse von Bantu-Sprachen, englischen und französischen Nicht-Standard-Dialekten sowie von einigen Pidgin- und Kreolsprachen. Auffällig ist zudem die verstärkte Vermeidung kontextuell unangemessener Topikmarkierung im Verlauf des Spracherwerbs (vgl. op.cit.: 156, Corbett 1991: 138f.). Die Kongruenzrelation steht also, wenngleich sie diachron nicht ausschließlich aus Pronominalisierung hervorgeht (vgl. Ferguson & Barlow 1988: 18, Corbett 1991: 139), funktional in engem Zusammenhang mit Referenz (vgl. Givón 1976: 185, Lehmann 1993: 729). Mit dieser Funktion wird zugleich ein Erklärungsansatz für das im Rahmen der Generativen Grammatik beschriebene Phänomen „pro-drop“ (Carnie 2013: 449) bereitgestellt (vgl. Corbett 2006: 10).

Ungeachtet solcher Sprachwandelprozesse wird in der Forschung diskutiert, ob Pronomen überhaupt als Kongruenten in Frage kommen: Sie können theoretisch

beliebig weit vom Antezedens entfernt sein und damit außerhalb seines strukturellen Einflussbereichs stehen (vgl. Corbett 2006: 42f.). Die Integration von Pronomen hängt davon ab, ob Kongruenz als rein syntaktisches und lokales Phänomen definiert wird (vgl. op.cit.: 21). Mit den breit rezipierten Erläuterungen von Givón (1976) ist der Ausschluss von Pronomen jedoch kaum vereinbar, sodass in den meisten Forschungsbeiträgen explizit oder implizit für ein weiteres Verständnis von Kongruenz plädiert wird (vgl. z.B. Steele 1978, Corbett 1979, 2006, Thurmair 2006, Köpcke et al. 2010).

Nicht nur in Beiträgen zur Fachdidaktik (vgl. Peschel 2006: 179-182, Köpcke 2012) wird darüber hinaus die Angemessenheit einer normativen Beschreibung des Kongruenzphänomens thematisiert. In der Alltagssprache gibt es zahlreiche Beispiele dafür, dass Kongruenzformen keineswegs „immer und überall in ihrer ‚Reinform‘ anzutreffen sind.“ (Köpcke 2012: 36) Solche uneinheitlichen Bezüge, die auch unter den Begriffen „mismatches“ (Corbett 2006: 143) oder „Diskordanz“ (Lehmann 1993: 727) subsumiert werden, sind jedoch selten völlig inakzeptabel. Köpcke (2012: 37) schlägt deshalb „ein Kontinuum“ vor, „das von grammatisch über akzeptabel bis hin zu ungrammatisch reicht.“ Corbett (2006: 8-27) misst Kongruenzformen bereits bei rein grammatischer Übereinstimmung an einem Idealtyp von Kongruenz, den er als „canonical agreement“ (op.cit.: 9) bezeichnet. Er entwickelt dieses Konzept anhand diverser Kriterien und führt diese auf drei Prinzipien zurück: Kanonizität wird in diesem Zusammenhang durch die Redundanz grammatischer Information, die Einschränkung auf syntaktische Wirkungsfaktoren sowie den Ausdruck der Kongruenzkategorien mittels Flexionsmorphologie charakterisiert (vgl. op.cit.: 26f.).

Für die Ermöglichung akzeptabler Formen von Diskordanz lassen sich verschiedene Ursachen identifizieren. Bei der Subjekt-Verb-Kongruenz beispielsweise können strukturelle Gegebenheiten wie die Koordination innerhalb einer Subjektkonstituente auslösend sein (vgl. Lehmann 1993: 727f., Corbett 2006: 144-147). Problematischer für die Kongruenztheorie sind Fälle, bei denen semantische oder pragmatische Aspekte eine Rolle spielen („form-meaning mismatches“ bzw. „meaning-meaning mismatches“, Corbett 2006: 160). Dies liegt daran, dass Kongruenz in den meisten Grammatikmodellen hauptsächlich im Rahmen syntaktischer Prozesse behandelt wird (vgl. Barlow 1991: 31, Corbett 2006: 143). Für semantische Kongruenz im engeren Sinne (s.u.) sind sogenannte „lexical hybrids“ (Corbett 2006: 163, im Folgenden übernommen) von Bedeutung, also jene Kontrolleure, deren semantische

und grammatische Merkmale nicht korrelieren. Dies kann sowohl den Numerus (vgl. op.cit.: 157) als auch das Genus betreffen.

Mit semantischer Kongruenz (engl.: „semantic agreement“, Corbett 1979: 203) als einem Kernbereich der Kongruenzforschung befasst sich eine Vielzahl von Arbeiten (vgl. z.B. Corbett 1979, 2006, Barlow 1991, Köpcke & Zubin 2005, Thurmair 2006, Köpcke et al. 2010, Köpcke 2012). Dementsprechend variiert auch hier die Terminologie, sodass sich folgende Alternativen finden: „constructio ad sensum“, „Konstruktion kata synesin“ (Duden 2009: 946), „Synesis“, „Sinnkongruenz“ (Jaeger 1992: 54), „pragmatische Kongruenz“ (Köpcke 2012: 38), „notional agreement“, „logical agreement“ (Corbett 2006: 155). Signifikante inhaltliche Differenzen sind nur vereinzelt festzustellen – so z.B. bei Jaeger (1992: 17), der mit semantischer Kongruenz die Einschränkung auf bestimmte Prädikatsverben durch die Semantik des Subjekts verbindet. Ich halte mich im Folgenden an die Definition von Corbett (2006: 155): „[...] syntactic agreement (sometimes called ‘agreement *ad formam*’, ‘formal agreement’ or ‘grammatical agreement’) is agreement consistent with the form of the controller [...]. Semantic agreement [...] is agreement consistent with its meaning [...]“. Von semantischer Kongruenz ist dabei nicht die Rede, wenn in einer Kongruenzbeziehung sowohl grammatische als auch semantische Merkmale übereinstimmen (vgl. op.cit.: 156).

Der für das Deutsche prototypische Fall semantischer Kongruenz betrifft die „Genus-Sexu-Divergenz“ (Thurmair 2006: 191f., im Folgenden übernommen) bei pronominalem Bezug auf grammatische Neutra wie *Mädchen* oder *Model* (vgl. Köpcke & Zubin 2005, Köpcke et al. 2010, Köpcke 2012). Dass auch der Verweis auf nicht-belebte Referenten unter bestimmten Bedingungen durch semantische Faktoren beeinflusst werden kann, zeigen Zubin und Köpcke (2009). Sie erklären, dass mit einer semantischen Klasse von Referenten in der Regel ein spezifisches Genus assoziiert wird (vgl. op.cit.: 244). Eine solche Assoziation bezeichnen die Autoren als „pragmatic projection“ (op.cit.: 245). Da die Referenten jedoch keine Eigenschaften aufweisen, die wie das biologische Geschlecht unmittelbar mit dem grammatischen Genus verknüpft sind, beschränke ich mich im Folgenden auf Ausdrücke mit Genus-Sexu-Divergenz. Diese Fälle legen es nahe, Genus nicht als rein grammatische Kategorie zu definieren. Bei der Sprachproduktion werden Genusmerkmale daher möglicherweise zweifach, d.h. auf unterschiedlichen kognitiven Ebenen, aktiviert (vgl. op.cit.: 257). Es ist Aufgabe der Psycholinguistik, diese Thematik zu bearbeiten.

Das in der Psycholinguistik einflussreichste Sprachproduktionsmodell wurde von Levelt et al. (1999) entwickelt (Probleme und weitere Ansätze erläutern Schriefers & Jescheniak 2003 sowie Spalek 2010: 61-64). Für die Wortproduktion unterscheiden die Autoren insgesamt vier Teilprozesse mit unterschiedlichen Output-Repräsentationen: Aktivierung lexikalischer Konzepte, Auswahl eines Lemmas, morphologische bzw. phonologische Enkodierung sowie phonetische Enkodierung (vgl. Levelt et al. 1999: 2f.). Für die Aktivierung der Genusmerkmale sind die ersten beiden Teilprozesse relevant. Durch die auf Konzeptebene bereitgestellte semantische Repräsentation werden auf Lemmaebene die grammatischen Merkmale des gesuchten Wortes aktiviert. Das mentale Lexikon beschreiben Levelt et al. (1999: 3f.) als eine Art Netzwerk, in dem Knoten unterschiedlicher Repräsentationsebenen und Merkmale miteinander verknüpft sind. Ausgewählt wird dasjenige Lemma, welches aufgrund seiner Verknüpfung mit dem lexikalischen Konzept am stärksten aktiviert ist (vgl. op.cit.: 4). Neben festgelegten grammatischen Informationen enthält das Lemma auch „sogenannte diakritische Merkmale“ (Schriefers & Jescheniak 2003: 252). Diese Merkmale (z.B. Person und Numerus bei Verben; Kasus, Numerus und Genus bei Pronomen) können auf zweierlei Weise bestimmt werden – entweder durch grammatische Dependenz auf Lemmaebene oder durch konzeptuelle Information (vgl. Levelt et al. 1999: 4, Schriefers & Jescheniak 2003: 253).

Um das Auftreten semantischer Kongruenz psycholinguistisch zu erklären, wird angenommen, dass konzeptuelle Information nicht nur die Merkmalskodierung des Kontrollleurs („minimal input hypothesis“, Vigliocco & Franck 1999: 457f.), sondern auch die seiner Kongruenten („maximal input hypothesis“, ebd.) beeinflusst. Bei pronominalem Verweis auf belebte Referenten mit Genus-Sexus-Divergenz entsteht demzufolge ein „Konflikt“ (Köpcke 2012: 38) zwischen Konzept- und Lemmaebene. Für diese These sprechen auch die Ergebnisse einer empirischen Studie von Vigliocco & Franck (1999). Sie belegen, dass die redundante Merkmalskodierung im Fall einer Übereinstimmung von Genus und Sexus einen positiven Einfluss auf die Speicherung der entsprechenden Information im Arbeitsgedächtnis hat.

Für die vorliegende Arbeit sind in erster Linie zwei Fragen von Bedeutung. Erstens: Wie lässt sich die Distribution semantischer und grammatischer Kongruenz systematisch beschreiben? Zweitens: Welche Faktoren beeinflussen das Auftreten bzw. die Akzeptabilität der beiden Kongruenzformen und sind damit für die Lösung des Konflikts zwischen Konzept- und Lemmaebene ausschlaggebend? Diese Thematik

wird unter anderem in den folgenden Forschungsbeiträgen behandelt: Corbett (1979, 2006), Ferguson & Barlow (1988), Barlow (1991), Köpcke & Zubin (2005), Thurmair (2006), Zubin & Köpcke (2009), Köpcke et al. (2010), Köpcke (2012).

Zur Beschreibung der Distribution verweisen die meisten Autoren auf den formalen Abstand zwischen dem Kontrolleur und seinen Kongruenten (vgl. exemplarisch Corbett 1979, 2006, Jaeger 1992: 37-39, Lehmann 1993: 726, Thurmair 2006, Köpcke et al. 2010: 182-189, Köpcke 2012: 38). Grammatische Kongruenz tritt demnach eher bei geringerem, semantische Kongruenz eher bei größerem Abstand auf (vgl. Lehmann 1993: 728, Thurmair 2006: 201). Gestützt wird diese These durch die psycholinguistische Erkenntnis, „dass mit zunehmender Distanz zwischen Controller und Target der Aktivierungsgrad des Kernnomens im Produktionsprozess abnimmt“ (Köpcke 2012: 40), grammatische im Gegensatz zu semantischer Information also nur über eine sehr begrenzte Zeitspanne verfügbar ist (vgl. ebd.). Die von Köpcke implizit angesprochene Kapazität des Arbeitsgedächtnisses wird insbesondere in Beiträgen zur Sprachverarbeitung thematisiert (vgl. Drenhaus 2010: 106-108), unter anderem bei Daneman & Carpenter (1980). Bedeutsam für die Sprachproduktionsforschung ist die Beobachtung, dass hochfrequente Wörter weniger Aktivationsenergie benötigen, um aus dem mentalen Lexikon abgerufen zu werden (vgl. Oldfield & Wingfield 1965). Dieses als „Frequenzeffekt“ (Spalek 2010: 56) bekannte Phänomen könnte sich auch auf die Speicherung der dazugehörigen grammatischen Merkmale auswirken. Allerdings ist unklar, welchen Einfluss die Wortfrequenz auf die unterschiedlichen Repräsentationsebenen des mentalen Lexikons hat (vgl. Levelt et al. 1999: 14).

Die Distanz zwischen den kongruierenden Elementen wird zum Teil als streng lineare Distanz definiert; sie betrifft dann den Wortabstand („Linear Distance Principle“, Köpcke et al. 2010: 183). Einerseits lässt sich die Korrelation zwischen Wortabstand und Kongruenzform anhand zahlreicher Beispiele veranschaulichen (vgl. op.cit.: 183ff.). Andererseits ist dieser Zusammenhang im Deutschen jedoch auf bestimmte Kongruententypen beschränkt, und es finden sich ohne Schwierigkeiten Gegenbeispiele, wie Köpcke et al. (2010: 185) demonstrieren. Ein Verweis auf den Wortabstand allein ist demnach unzureichend. In den meisten Forschungsbeiträgen werden deshalb primär strukturelle Bedingungen als Maß für Distanz gewählt. Dazu stellen einige Autoren zwei Typen von Kongruenz einander gegenüber. Barlow (1991: 32) nennt exemplarisch die folgenden Gegensätze: NP-interne und NP-

externe Kongruenz (vgl. Moravcsik 1978), satzinterne und satzexterne Kongruenz sowie lokale und anaphorische Kongruenz (vgl. z.B. Bresnan & Mchombo 1987). Die strukturelle Distanz innerhalb der Kongruenzrelation ist bei den jeweils letztgenannten Typen größer, sodass diese mit semantischer Kongruenz assoziiert werden (vgl. Barlow 1991: 32-34). Besonders in sprachtypologischen Beiträgen wird die Gegenüberstellung zweier Kongruenzdomänen mittlerweile als unpräzise kritisiert (vgl. Corbett 2006: 228f., Ferguson & Barlow 1988: 4, Barlow 1991: 32).

Corbett (1979) hat auf der Basis sprachübergreifender Evidenz ein alternatives Modell für das Auftreten von grammatischer und semantischer Kongruenz entwickelt, das er als „agreement hierarchy“² (op.cit.: 203, im Folgenden „Kongruenzhierarchie“) bezeichnet (vgl. The Universals Archive, Nr. 2002). Das Modell hat sich als bedeutsam für die gesamte Kongruenzforschung herausgestellt. Wie die oben beschriebenen Ansätze ergibt sich die Kongruenzhierarchie aus der Differenzierung struktureller Domänen; sie enthält jedoch nicht nur zwei, sondern vier Distanzstufen (Corbett 1979: 204): „attributive – predicate – relative pronoun – personal pronoun“. Die Anordnung der Stufen spiegelt folgendes Strukturverständnis wider (vgl. Corbett 2006: 21): Kongruent (K.) in derselben DP wie der Kontrolleur > K. außerhalb der DP, aber im selben Teilsatz > K. außerhalb des Teilsatzes, aber im selben Matrixsatz > K. möglich außerhalb des Matrixsatzes (vgl. auch Thurmair 2006 für eine ähnliche Herangehensweise). Entscheidend ist, dass das Auftreten semantischer Kongruenz in Corbetts Ansatz anhand von Wahrscheinlichkeiten beschrieben wird (Corbett 1979: 203): „The basic claim [...] is that as syntactic distance increases so does the likelihood of semantic agreement.“ Daraus leitet der Autor den Anspruch ab, das Auftreten semantischer Kongruenz unter zwei Aspekten vorhersagen zu können. Erstens gibt es keinen Kontrolleur, der semantische Kongruenz auf einer Stufe A, jedoch nicht auf einer Stufe B rechts davon in der Hierarchie ermöglicht (vgl. op.cit.: 217). Zweitens ist die Wahrscheinlichkeit für semantische Kongruenz auf einer Stufe B mindestens so hoch wie auf einer Stufe A links davon in der Hierarchie (vgl. op.cit.: 218).

Zwar bietet die Kongruenzhierarchie eine weitgehend adäquate Beschreibung für das Auftreten der Kongruenztypen. Allerdings sind, wie der Autor selbst erklärt, weitere Faktoren zu berücksichtigen (vgl. Corbett 2006: 230-237). Diese betreffen in ers-

² Einen Überblick über implikationelle Hierarchien bzw. implikationelle Universalien in der Sprachtypologie bieten Corbett (2010) und Moravcsik (2013: 12-17).

ter Linie die Variation innerhalb der einzelnen Hierarchiestufen. Corbett verweist diesbezüglich auf Aspekte der linearen Distanz sowie auf die „Predicate Hierarchy“ von Comrie (1975) (vgl. Corbett 2006: 230ff.).

Neben den bisher dargestellten Forschungsbeiträgen, welche die Distribution grammatischer und semantischer Kongruenz anhand formaler Faktoren betrachten und damit eher deskriptiv sind, gibt es in der jüngeren Forschungsliteratur auch einige funktionale Ansätze (vgl. Barlow 1991, Thurmair 2006, Köpcke et al. 2010). Barlow (1991) nimmt direkt Bezug auf Corbett (1979) und schlägt vor, die Kongruenzhierarchie als Hierarchie von Diskursfunktionen zu interpretieren. Vor allem für die erste Stufe der Kongruenzhierarchie wäre die Bevorzugung von grammatischer Kongruenz zu erwarten, weil dort auftretende Kongruenten funktional zur Identifizierung des Diskursreferenten beitragen. Mit zunehmender Stufe verschiebe sich diese Funktion dahingehend, dass weitere Informationen über den Referenten geliefert werden. Dies wiederum führe zu einer Bevorzugung semantisch motivierter Merkmale (vgl. Barlow 1991: 35-38). Ein Verweis auf den Ausdruck *das Mädchen* durch das Pronomen *sie* könnte beispielsweise die Tatsache, dass es sich um einen weiblichen Referenten handelt, hervorheben. Damit vergleichbar sind die Überlegungen von Köpcke et al. (2010: 179): „We claim that Corbett’s hierarchy can be reinterpreted as a scale of *pragmatic functions*.“ Die Autoren vertreten die These, die Wahrscheinlichkeit für semantische Kongruenz steige mit der Referenzialität des Kongruenten (vgl. op.cit.: 179). Thurmair (2006: 216 ff.) macht auf weitere „pragmatische Faktoren“ (op.cit.: 217) sowie stilistische Zwecke aufmerksam. So könne mit der Verwendung semantischer Genuskongruenz beispielsweise „eine entscheidende psychologische Veränderung, ein Reifungsprozess“ (ebd.) bei belebten Referenten markiert werden, während die Beibehaltung grammatischer Kongruenz in einigen Kontexten der Erzeugung von Ironie diene (vgl. op.cit.: 218).

Die vorausgehenden Abschnitte haben gezeigt, dass ganz unterschiedliche Faktoren bezüglich der Distribution von grammatischer und semantischer Kongruenz diskutiert werden. Zum einen spielen formale Aspekte wie der lineare oder der strukturelle Abstand zwischen den Elementen der Kongruenzrelation eine Rolle. Zum anderen werden diskurstheoretische und pragmatische Aspekte benannt, die in engem Zusammenhang mit der diachronen Analyse von Kongruenz stehen. Bisher ist aber weitgehend unklar, wie sich die unterschiedlichen Faktoren zueinander verhalten. In der folgenden Studie betrachte ich deshalb exemplarisch die Variation der beiden

Kongruenzformen in der Kategorie Genus bei pronominalen Kongruenten. Von besonderer Bedeutung für diese Schwerpunktsetzung sind die Theorien von Köpcke et al. (2010) sowie Barlow (1991), da diese Autoren eine positive Korrelation zwischen der Referenzialität des Kongruenten und der Wahrscheinlichkeit für semantische Kongruenz voraussetzen.

3. Hypothesenbildung

Personalpronomen, die im Zentrum der ersten Hypothese stehen, haben im Allgemeinen zwei Interpretationsweisen: Wird dem Pronomen durch Deixis oder durch einen Vorgängerausdruck ein fester referenzieller Wert zugewiesen, handelt es sich semantisch betrachtet um eine freie Variable (vgl. Stechow 2007: 112). Reinhart (1991: 535) nennt diese Lesart „referential interpretation“. In anderen Kontexten hat das Pronomen den semantischen Status einer gebundenen Variablen („bound variable interpretation“, ebd.). In dem Fall kann ihm kein fester referenzieller Wert zugewiesen werden (vgl. Stechow 2007: 112). Mindestvoraussetzung für diese Interpretation ist, dass das Pronomen von seinem koindizierten Bezugsausdruck syntaktisch gebunden (c-kommandiert) wird (vgl. Reinhart 1991: 537). Hier zeigt sich eine Verknüpfung semantischer und satzstruktureller Faktoren. Bei der Interpretation von Relativpronomen gibt es in der Regel keine Alternative: Zumindest restriktive Relativsätze gelten als semantisch gleichwertig mit anderen NP-Modifikatoren; sie leisten einen Beitrag zur Identifikation der potenziellen Referenten des Gesamtausdrucks (vgl. Heim & Kratzer 1998: 87, Lohnstein 2011: 184ff.). Demzufolge haben Relativpronomen in solchen Attributsätzen „keine Referenz im intuitiven Sinn“ (Stechow 2007: 112) und werden als gebundene Variablen interpretiert. Dass – vor allem in der gesprochenen Sprache – für die meisten Relativsätze eine restriktive Lesart in Frage kommt, ist intuitiv ersichtlich. Dies wiederum könnte begründen, dass bei Relativpronomen (dritte Stufe der Kongruenzhierarchie) seltener als bei Personalpronomen (vierte Stufe) semantische Kongruenz auftritt.

Aus den beschriebenen theoretischen Grundlagen leite ich hinsichtlich der Genuskongruenz von Personalpronomen mit ihren Bezugssubstantiven die folgende Forschungshypothese H_1 ab:

H₁ (Alternativhypothese): Die Wahl der Kongruenzform eines Personalpronomens, das sich in demselben Matrixsatz wie der Kontrolleur befindet, ist **abhängig** von dem semantischen Status des Pronomens. Mit der Interpretation als gebundene Variable erhöht sich die Wahrscheinlichkeit für grammatische Kongruenz.

H_{0.1} (Nullhypothese): Die Wahl der Kongruenzform eines Personalpronomens, das sich in demselben Matrixsatz wie der Kontrolleur befindet, ist **unabhängig** von dem semantischen Status des Pronomens. (Die beobachteten Häufigkeiten sind zufallsverteilt.)

Zudem soll eine weitere Hypothese überprüft werden. Diese bezieht sich auf die Variation von grammatischer und semantischer Kongruenz bei Relativpronomen, die einen restriktiven Relativsatz einleiten, also auf die Variation innerhalb der dritten Stufe der Kongruenzhierarchie. Während in diesem Fall der semantische Status des Relativpronomens konstant bleibt, gilt der lineare Abstand zwischen dem Kontrolleur und dem Kongruenten als unabhängige Variable (im Folgenden UV)³. Diese Distanz lässt sich im Deutschen unter anderem durch Extraposition des Relativsatzes erzeugen. Demgegenüber liegt bei einem adjazenten Relativsatz innerhalb einer NP ohne Komplement keine Distanz vor. Durch die zweite Forschungshypothese H₂ wird aufgrund methodischer Einschränkungen nicht auf die Produktion (vgl. H₁), sondern auf die Rezeption geschriebener Sprache fokussiert. Die abhängige Variable (AV) ist demnach nicht die Wahl der Kongruenzform, sondern die Akzeptanz semantischer Kongruenz in den dargebotenen Sätzen (vgl. Abschnitt 5).

H₂ (Alternativhypothese): Die Akzeptanz semantischer Kongruenz eines Relativpronomens, das einen restriktiven Relativsatz einleitet, ist **abhängig** vom linearen Abstand zwischen dem Kontrolleur und dem Relativpronomen. Mit größerem Abstand erhöht sich die Akzeptanz für semantische Kongruenz.

H_{0.2} (Nullhypothese): Die Akzeptanz semantischer Kongruenz eines Relativpronomens, das einen restriktiven Relativsatz einleitet, ist **unabhängig** vom linearen Abstand zwischen dem Kontrolleur und dem Relativpronomen. (Die beobachteten Häufigkeiten sind zufallsverteilt.)

Der Kongruenzhierarchie zufolge tendieren Relativpronomen im Allgemeinen weniger als Personalpronomen zu semantischer Kongruenz. Dies scheint insbesondere für das Deutsche zu gelten, wie Moravcsik (2013: 85) mit Blick auf das Bezugssub-

³ Die Ausdrücke *unabhängige Variable* und *abhängige Variable* entstammen der Statistik und sind nicht zu verwechseln mit Variablen im Sinne semantischer Terminologie.

stantiv *Mädchen* bemerkt: „The definite and indefinite article, the demonstrative pronoun, and the adjective faithfully reflect the neuter form of the noun and so does the relative pronoun.“ Die zweite Forschungshypothese leitet sich damit nicht eindeutig aus den vorausgehenden Ausführungen ab. Sie wird jedoch dadurch gestützt, dass vor allem lineare Distanz in der Forschungsliteratur, wie oben erwähnt, als potenzieller Faktor für Variation auch innerhalb einer Hierarchiestufe betrachtet wird (vgl. Corbett 2006: 230ff.).

4. Theoretischer Hintergrund der Studie

In den folgenden Abschnitten vertiefe ich den theoretischen Hintergrund für die vorausgehend formulierten Hypothesen H₁ und H₂. Die Ausführungen basieren auf Forschungsbeiträgen zur kompositionellen Semantik sowie zur Bindungstheorie.

4.1. Interpretation von Personalpronomen

Wie im Forschungsüberblick skizziert, werden Pronomen semantisch als Variablen interpretiert (vgl. Stechow 2007: 112). Anders als für „Individuenkonstanten“ (Lohnstein 2011: 76) lässt sich das Denotat von Pronomen nicht ohne Weiteres angeben, da sie als Variablen „eine Art Platzhalter für Entitäten ihres Typs“ (Stechow 2007: ebd.) sind.⁴ Ihre Interpretation hängt von der Zuweisung eines referenziellen Wertes im jeweiligen Kontext ab (vgl. Heim & Kratzer 1998: 92, Buring 2005: 27f.). Diese Zuweisung wird bei Personalpronomen entweder direkt über den deiktischen oder indirekt über den phorischen Gebrauch erzielt. Die folgenden Ausführungen beschränken sich zunächst auf Kontexte, in denen das Pronomen als freie Variable interpretiert wird und seine Referenz anaphorisch von einem (vorausgehenden) Bezugsausdruck (Antezedens) erhält, mit dem es dann koreferent ist („optional [...] coreference“, Reinhart 1983: 29). Das Antezedens eines Personalpronomens kann sowohl innerhalb (4a) als auch außerhalb (4b) des Matrixsatzes stehen, in dem sich das Pronomen selbst befindet.

- (4) a. [Der Junge]_i freut sich, weil [er]_i Geburtstag hat.
- b. [Der Junge]_i freut sich. [Er]_i hat Geburtstag.

⁴ Zur Typentheorie vgl. beispielsweise Lohnstein (2011: 126-148).

Die syntaktischen Restriktionen für die Verwendung koindizierter NPs (bzw. DPs) innerhalb komplexer Sätze werden im Rahmen der Bindungstheorie⁵ beschrieben (vgl. Buring 2005: 2). Diese Ausdrücke werden nach ihren potenziellen satzstrukturellen Beziehungen zum jeweils intendierten Antezedens in drei Gruppen eingeteilt (Carnie 2013: 148): „anaphors“ (Reflexiv- und Rezipropronomen), „pronouns“ (nicht-reflexive Pronomen) und „R-expressions“ (volle NPs bzw. DPs). Ihre unterschiedlichen Referenzmöglichkeiten spiegeln sich in den drei Prinzipien der Bindungstheorie wider. Ich übernehme hier die Formulierung von Carnie (2013: 157):

(5) **The Binding Principles**

Principle A: An anaphor must be bound in its binding domain.

Principle B: A pronoun must be free in its binding domain.

Principle C: An R-expression must be free.

Für die Verwendung von Personalpronomen ist das Prinzip B entscheidend. Es nimmt Bezug auf die beiden Begriffe *Bindung* (*free* vs. *bound*) und *Bindungsdomäne* (*binding domain*).

Das Konzept der (syntaktischen) Bindung beruht auf zwei Bedingungen – Koindizierung und C-Kommando: „An NP is bound if it is coindexed with a c-commanding NP.“ (Reinhart 1991: 537) Das Antezedens bindet den Bezugsausdruck (hier das Personalpronomen) in einer asymmetrischen Relation (vgl. Carnie 2013: 153). Da gebundene Variablen (s.u.) nicht referieren (vgl. Buring 2005: 82), für die Bindungstheorie jedoch eine wichtige Rolle spielen, umfasst der Begriff *Koindizierung* neben Koreferenz auch Variablenbindung (vgl. Sternefeld 1993: 940). C-Kommando beschreibt eine grammatische Relation zwischen über- und untergeordneten Konstituenten eines Satzes. Der Begriff wurde von Reinhart (1976) geprägt und von der Autorin wie folgt definiert (op.cit.: 32):

- (6) Node A c(onstituent)-commands node B if neither A nor B dominates the other and the first branching node which dominates A dominates B.

Was genau damit gemeint ist, veranschaulicht die Satzstruktur in Abb. 1:

⁵ Wichtige Grundlagentexte zur Bindungstheorie sind u.a. Reinhart (1976, 1983), Chomsky (1982a, 1982b), Higginbotham (1980).

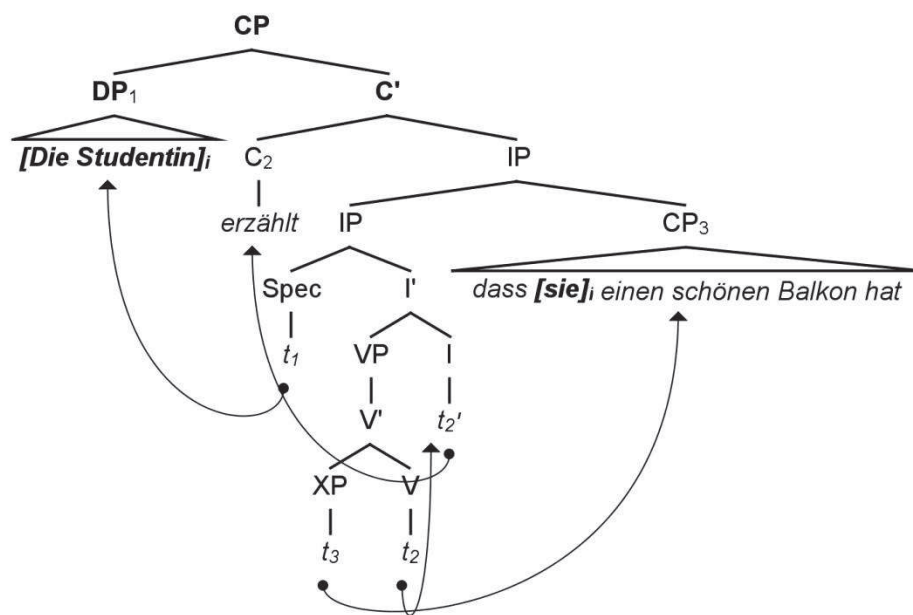


Abbildung 1: C-Kommando (S-Struktur)

Es soll geprüft werden, ob das Antezedens (hier die DP *die Studentin*) das Personalpronomen *sie* c-kommandiert. Der erste verzweigende Knoten, der das Antezedens dominiert, ist die obere CP. Dieser Knoten dominiert neben der DP auch den Knoten C'. Da es sich bei Dominanz um eine Relation handelt, die als „downward unlimited“ (Büring 2005: 9) gilt, steht auch das Pronomen *sie* im extraponierten Objektsatz in ebendieser strukturellen Beziehung zur oberen CP. Schließlich ist dem Strukturbaum eindeutig zu entnehmen, dass Antezedens und Pronomen einander nicht dominieren. Damit ist auch die zweite Bedingung für C-Kommando erfüllt – das Pronomen wird vom Antezedens syntaktisch gebunden.

Die Bindungsdomäne ist der Bereich innerhalb der Satzstruktur, in dem die Bindungsrelation vorliegen muss (vgl. Prinzip A) bzw. nicht vorliegen darf (vgl. Prinzip B), damit der Satz grammatisch ist. Wie dieser Bereich exakt zu definieren ist, wird in einigen Forschungsbeiträgen diskutiert.⁶ Wichtig ist dabei die Erkenntnis, dass die Definition in Abhängigkeit vom Typ des Verweiswortes leicht variiert (vgl. Carnie 2013: 486, Chomsky 1986). Für die hier vorgestellte Studie ist es jedoch ausreichend, eine vereinfachte Definition der Bindungsdomäne zugrundezulegen, die auf die Prinzipien A und B gleichermaßen anwendbar ist (Carnie 2013: 154): „The clause

⁶ Einen Überblick über die Problematik bieten Büring (2005: 46-80) und Carnie (2013: 480-487).

containing the NP (anaphor, pronoun, or R-expression).“ Die einzige formale Einschränkung in Bezug auf die syntaktische Distribution von Personalpronomen besteht darin, dass das Pronomen nicht innerhalb des Satzes (im Sinne von *clause*) gebunden sein darf, in dem es selbst steht (in Abb. 1 die CP₃). Wie aus Prinzip B abzuleiten ist, können Personalpronomen außerhalb ihrer Bindungsdomäne gebunden (vgl. Abb. 1) oder aber frei sein. Das Antezedens freier Pronomen kann sich außerhalb (4b) oder innerhalb (7) des Matrixsatzes befinden. In (7) wird das Pronomen *er* von dem Antezedens *den Jungen* nicht syntaktisch gebunden, da das Antezedens zu tief in die Subjekt-DP eingebettet ist (vgl. Abb. 2).

(7) Die Frau, die [den Jungen]_i kennt, sagt, dass [er]_i Geburtstag habe.

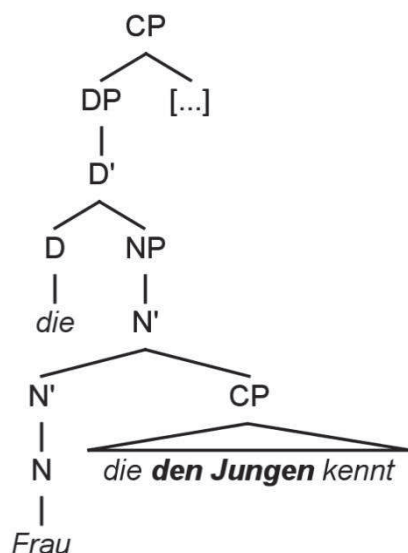


Abbildung 2: Struktur der Subjekt-DP in (7)

Bisher haben wir gesehen, dass es für die syntaktische Distanz zwischen Personalpronomen und koindizierten Phrasen – abgesehen vom Ausschluss der Bindung innerhalb der Bindungsdomäne – keine Einschränkungen gibt. Während der Abstand zwischen Pronomen und Antezedens formal unbegrenzt ist, wird er jedoch durch pragmatische Faktoren wie die Fähigkeit des Rezipienten zur Anaphernresolution beschränkt (vgl. Musan 2010: 9-17). Ist ein Personalpronomen mit einer quantifikationalen NP bzw. DP („quantificational NP“, Higginbotham 1980: 679; im Folgenden

QDP) koindiziert, verändern sich die Verhältnisse; das Personalpronomen muss als gebundene Variable interpretierbar sein (vgl. Buring 2005: 81). Um die entsprechenden Argumentationsschritte zu erläutern, verweise ich auf die Beispielsätze in (8) und (9).

- (8) a. [Die Frau]_i sagt, dass [sie]_i gerne Fußball spielt.
b. [Die Frau]_i sagt, dass [die Frau]_i gerne Fußball spielt.
- (9) a. [Jede Frau]_i sagt, dass [sie]_i gerne Fußball spielt.
b. [Jede Frau]_i sagt, dass [jede Frau]_i gerne Fußball spielt.

Die intendierte Bedeutung des Satzes (8a) kann gezeigt werden, indem das Pronomen *sie* durch die Antezedens-DP *die Frau* substituiert wird (vgl. Buring 2005: 82). Zwar handelt es sich formal um eine Verletzung des Prinzips C der Bindungstheorie (vgl. ebd.); es wird jedoch klar, dass die Bedeutung von (8a) und (8b) weitgehend die gleiche ist. Für das Beispiel (9a) ist solch eine Paraphrase nicht möglich. Wird das Pronomen durch die Antezedens-DP ersetzt (9b), ergibt sich eine völlig andere Lesart als die eigentlich intendierte. Letztere wird in (10) formal beschrieben:

- (10) Für jedes x gilt: Wenn x eine Frau ist, sagt x, dass x gerne Fußball spielt.

Der Grund für die Veränderung der Lesart in (9b) ist, dass QDPs keine Referenz im engeren Sinne haben (vgl. Sternefeld 1993: 940f., Buring 2005: 82). Vielmehr kann ihre Bedeutung, wie ich in (10) illustriert habe, als eine Art logisches Konstrukt („complicated logical construct“, Buring 2005: 84) bezeichnet werden. Bei pronominalem Bezug auf eine QDP liegt nicht Koreferenz, sondern Variablenbindung bzw. semantische Bindung vor (vgl. Reinhart 1991: 535, Buring 2005: 86): „[...] the quantified NP [...] binds the pronoun [...] as a variable of semantic interpretation.“ (Sternefeld 1993: 940)

Die Interpretation eines Ausdrucks als gebundene Variable setzt voraus, dass die Variable sich im Skopus eines Quantors befindet (vgl. Lohnstein 2011: 81). Der Skopus eines Quantors wiederum stimmt mit seinem C-Kommando-Bereich überein (vgl. Sternefeld 1993: 941; Carnie 2013: 402f.). Wird das Pronomen von seinem Antezedens nicht c-kommandiert, ist der Satz nicht interpretierbar. Für semantische

Bindung ist demnach syntaktische Bindung notwendig (vgl. Reinhart 1991: 538). Dies zeigen die Beispielsätze in (11).

- (11) a. [Jeder Mann]_i sagt, dass [er]_i seine Mutter liebt.
b. Eine Frau, die [jeden Mann]_i kennt, sagt, dass [er]_{??i/j} seine Mutter liebt.
c. Eine Frau, die [den Mann]_i kennt, sagt, dass [er]_{i/j} seine Mutter liebt.

In (11a) wird das Pronomen *er* von dem Antezedens *jeder Mann* c-kommandiert – die Koindizierung der beiden Ausdrücke ist völlig akzeptabel. Das Pronomen in (11b) dagegen wird von der koindizierten QDP *jeden Mann* nicht c-kommandiert (vgl. die Struktur in Abb. 2), was dazu führt, dass die Koindizierung sehr fragwürdig ist.⁷ Möglich ist in diesem Fall nur die Interpretation des Pronomens mit anderer Referenzzuweisung (vgl. Index *j*). Liegt wie in (11c) eine definite DP (im Folgenden def. DP) vor, kann das Pronomen, den obigen Ausführungen gemäß, problemlos als koreferent mit dieser DP interpretiert werden.

Die Erläuterungen in diesem Abschnitt bilden die Grundlage für die Hypothese H₁. Aufgrund der Semantik von QDPs und der fehlenden Koreferenz zwischen QDPs und koindizierten Personalpronomen erscheint es unwahrscheinlich, dass grammatische Eigenschaften wie das Genus des Pronomens von den Eigenschaften eines Individuums in der außersprachlichen Welt bestimmt werden. Der enge grammatische Bezug zwischen der QDP und einem koindizierten Pronomen begünstigt grammatische Kongruenz gegenüber semantischer Kongruenz.

4.2. Interpretation von restriktiven Relativsätzen

Die Hypothese H₂ bezieht sich auf adjazente und extraponierte restriktive Relativsätze. Wie in Abb. 3 veranschaulicht, werden Relativsätze (CPs) syntaktisch als NP-Adjunkte analysiert.

⁷ Diese Einschätzung beruht auf dem eigenen Sprecherurteil sowie auf den informell eingeholten Urteilen von weiteren sechs Muttersprachlern zwischen 17 und 24 Jahren. Auf einer Skala von 1 (*überhaupt nicht akzeptabel*) bis 5 (*völlig akzeptabel*) wurde (11c) mit durchschnittlich 3,83 Punkten, (11b) dagegen mit nur 2,0 Punkten bewertet.

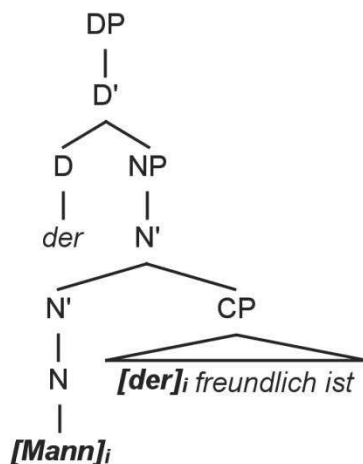


Abbildung 3: Struktur einer DP mit restriktivem Relativsatz

Semantisch sind restriktive Relativsätze gleichwertig mit anderen NP-Modifikatoren. Sie tragen zur Bedeutung der NP bei, in der sie sich befinden (hier: *Mann, der freundlich ist*) (vgl. Heim & Kratzer 1998: 88). Das Denotat des Adjektivs *freundlich* in der Phrase *der freundliche Mann* ist gleichwertig mit dem Denotat des Relativsatzes in der Phrase *der Mann, der freundlich ist*. Um das Denotat einer modifizierten NP wie in Abb. 3 bestimmen zu können, muss die Schnittmenge aus den Denotaten des Kopfnomens und der Modifikatoren gebildet werden (vgl. Lohnstein 2011: 184f.). In diesem Fall denotiert die NP *Mann, der freundlich ist* in Relation zu einem „Modell der Welt“ (op.cit.: 77) die Menge aller Individuen *x*, für die gilt: *x* ist ein Mann und *x* ist freundlich.⁸ Aus der beschriebenen Regel der kompositionellen Semantik („Fregeprinzip“, Stechow 2007: 10) folgt, dass Relativpronomen in restriktiven Relativsätzen – ähnlich wie die mit einer QDP koindizierten Personalpronomen – nicht mit ihrem Bezugsausdruck koreferent sind; wiederum handelt es sich um gebundene Variablen (vgl. Heim & Kratzer 1998: 92ff.).

Da mit der Studie zu Hypothese H₂ der Einfluss des durch Extraposition erzeugten Abstands auf die Akzeptanz semantischer Kongruenz eines Relativpronomens mit seinem Antezedens getestet wird, muss der semantische Status des Relativpronomens konstant gehalten werden. Aus diesem Grund werden in den Testsätzen nur restriktive Relativsätze verwendet. Mit Blick auf Hypothese H₁ ist es grundsätzlich von Relevanz, dass die getesteten Relativpronomen ausschließlich als gebundene

⁸ Zur semantischen Interpretation des definiten Artikels s. Lohnstein (2011: 201-203).

Variablen interpretiert werden: Semantische Kongruenz sollte bei ihnen zumindest weniger akzeptabel sein als bei Personalpronomen, die als freie Variablen interpretiert werden. Allerdings werden die Ergebnisse der beiden Teilstudien aufgrund der methodisch bedingten Differenzen (Rezeption bei Relativpronomen vs. Produktion bei Personalpronomen) nur sehr eingeschränkt vergleichbar sein.

Wichtig ist, dass Relativpronomen in restriktiven Attributsätzen auch dann nicht referieren, wenn ihre CP extraponiert ist; die Interpretation der übergeordneten NP erfolgt nach demselben Kompositionalitätsprinzip wie bei NPs mit adjazenten Relativsätzen. Dies lässt sich aus der Annahme der Generativen Grammatik ableiten, dass eine Konstituente Spuren („silent originals“, Carnie 2013: 479) in allen Positionen hinterlässt, aus denen sie herausbewegt wird (vgl. ebd.).⁹ Außerdem folgt daraus, dass der durch Extraposition erzeugte Abstand zwischen Antezedens und Relativpronomen linear und nicht strukturell ist. Bedeutsam ist die S-Struktur nur insofern, als der Kopf der VP für die Sprachverarbeitung eher zur Verfügung steht als der extraponierte Relativsatz, was bei der D-Struktur nicht der Fall wäre. Die syntaktische Analyse eines Matrixsatzes mit extraponiertem Relativsatz wird in Abb. 4 illustriert.

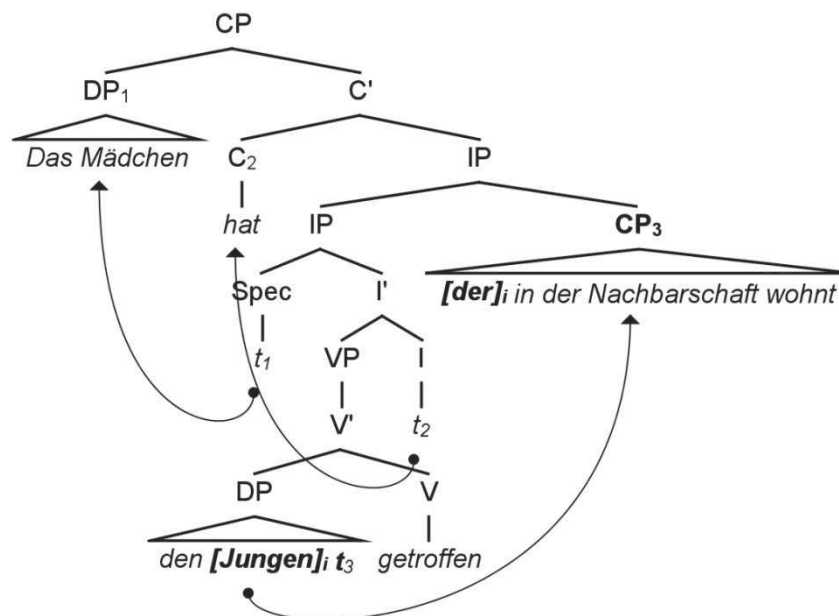


Abbildung 4: Extraposition (S-Struktur)

⁹ Eine detaillierte Beschreibung für die Interpretation von Relativsätzen findet sich bei Heim & Kratzer (1998: 86-128).

Da es sich bei Relativsätzen um Adjunkte handelt, kann das Kopfnomen durch ein Komplement erweitert werden, das der Basisposition des Relativsatzes unmittelbar vorausgeht (z.B. *den Jungen aus der Parallelklasse, der in der Nachbarschaft wohnt*). Durch das Komplement erhöht sich der lineare Abstand zwischen dem Relativpronomen und seinem Bezugswort, weshalb ich diese Option für die Testsätze in der nachfolgend beschriebenen Studie wähle. Sollte bei den Relativpronomen überhaupt semantische Kongruenz akzeptiert werden, erwarte ich dies bevorzugt für extrapolierte, weniger dagegen für adjazente Relativsätze¹⁰ (vgl. die im Forschungsüberblick diskutierten Einflüsse linearer Distanz).

5. Methodik

Die Hypothesen H_1 und H_2 werden anhand eines Fragebogens überprüft. Gegenstand der Betrachtung ist damit die medial geschriebene Sprache des Deutschen. Als Probanden werden insgesamt 170 Erstsemesterstudierende der Germanistik mit Deutsch als Erstsprache ausgewählt. Das Durchschnittsalter der überwiegend weiblichen Studierenden (145 weiblich, 25 männlich¹¹) beträgt 21,46 Jahre. Da die Probanden sich zum Zeitpunkt der Datenerhebung erst in der zweiten bzw. dritten Woche ihres Studiums befinden, sind bei ihnen keine sprachwissenschaftlichen Vorkenntnisse, die das Ergebnis der Studie beeinflussen könnten, zu erwarten.

Der Fragebogen besteht aus den zwei Testblöcken A und B: Mit Teil A wird die Hypothese H_1 (Personalpronomen) überprüft, mit Teil B die Hypothese H_2 (Relativpronomen). Jeder der Blöcke enthält zwei Testsätze und drei Distraktorsätze, wobei die Testsätze auf die Positionen zwei und fünf (Block A) bzw. drei und fünf (Block B) festgelegt werden, um ausreichend große Abstände zwischen ihnen zu wahren. Bei den Items des Fragebogens handelt es sich um Aufgaben, die auf die fünf Sätze des jeweiligen Testblocks angewendet werden sollen.¹² Anhand der Aufgaben werden

¹⁰ Der Übersichtlichkeit halber verwende ich die Bezeichnung *extrapoliert* im Folgenden immer dann, wenn eine durch Bewegung und Erweiterung mittels NP-Komplement erzeugte lineare Distanz zwischen Kontrolleur und Relativpronomen vorliegt.

¹¹ An dieser Stelle sei erwähnt, dass in Bezug auf die Ausprägung der abhängigen Variablen weder für Block A noch für Block B signifikante Unterschiede zwischen Männern und Frauen vorliegen (Fisher-Yates-Test).

¹² Ich halte mich an die Terminologie von Eid et al. (2013: 30), wonach auch diese Methode der Datengewinnung als Fragebogen bezeichnet wird.

den Probanden vermeintliche Ziele der Teilstudien suggeriert, sodass die Überprüfung der eigentlichen Hypothesen intransparent ist.

Von dem Fragebogen werden vier Versionen angefertigt, die gleichmäßig auf die Probanden verteilt werden. Variiert werden in diesen Versionen zum einen die Ausprägungen der UV und zum anderen die Positionen der Testsätze (zwei vs. fünf bzw. drei vs. fünf). Eine Veränderung der Positionen für die Distraktorsätze ist demzufolge nicht erforderlich. Konstant bleibt außerdem die Abfolge der Testblöcke A und B. Sollte trotz der zahlreichen Distraktoren die Möglichkeit bestehen, das Ziel der Studie zu erraten, ist dies für Block B wahrscheinlicher, weil dort Sätze mit bereits semantisch kongruierenden Relativpronomen präsentiert werden. Bei einem Fragebogen mit Block B an erster Position wären ggf. auch die Ergebnisse für Block A unbrauchbar. Vor der Datenerhebung werden die Probanden darauf hingewiesen, den Fragebogen zügig zu bearbeiten und unter keinen Umständen Veränderungen in einem bereits bearbeiteten Satz vorzunehmen. Die Fragebögen werden unter Aufsicht ausgefüllt. Als Bezugssubstantive in den Testsätzen verwende ich ausschließlich die Wörter *Mädchen* und *Fräulein*, die das Genus Neutrum aufgrund morphologischer Restriktionen tragen (Diminutivsuffixe *-chen* und *-lein*, vgl. Duden 2006: 155). Diese beiden Wörter sind in den Blöcken A und B je einmal enthalten, und die mit ihnen verknüpften Ausprägungen der UV sind innerhalb eines Blocks komplementär verteilt. Im Vergleich zu möglichen Alternativen weisen die gewählten Substantive zwei Vorteile auf: Erstens ist ihre Bedeutung trotz ihrer Etymologie weitgehend unabhängig von Verniedlichung (vgl. dagegen andere Diminutive wie *Töchterchen*). Eine durch die Verniedlichung bedingte Bevorzugung grammatischer Kongruenz bei den Pronomen kann damit ausgeschlossen werden. Zweitens ist der Sexus möglicher Referenten eindeutig festgelegt. Andere *lexical hybrids* wie *Model*, *Genie* oder *Herrchen* erlauben dagegen grundsätzlich oder in bestimmten Kontexten den Bezug auf weibliche und männliche Referenten. Die Verteilung der UV-Ausprägungen sowie der beiden Bezugssubstantive auf die Versionen V1 bis V4 fasse ich in Tabelle 1 zusammen:

	Version	V1	V2	V3	V4
Abfolge Blöcke A und B		A > B	A > B	A > B	A > B
Testsatzposition in Block A					
<i>das Fräulein</i>		5	2	x	x
<i>jedes Fräulein</i>		x	x	5	2
<i>das Mädchen</i>		x	x	2	5
<i>jedes Mädchen</i>		2	5	x	x
Testsatzposition in Block B					
<i>dem Fräulein</i> + adj. RS		3	5	x	x
<i>dem Fräulein</i> + extr. RS		x	x	5	3
<i>dem Mädchen</i> + adj. RS		x	x	3	5
<i>dem Mädchen</i> + extr. RS		5	3	x	x
x = nicht getestet	adj. = adjazent				
RS = Relativsatz	extr. = extraponiert				

Tabelle 1: Gestaltung der Versionen V1 bis V4 des Fragebogens

Nachdem ich die allgemeine Methodik der Studie dargelegt habe, soll im Folgenden die Umsetzung der beiden Teilstudien spezifiziert werden. Die Aufgabenstellung in Block A lautet wie folgt:

Teil I: Indirekte Rede

Bitte wandeln Sie die direkte Rede in den folgenden Sätzen in indirekte Rede um. Verwenden Sie dazu einen *dass*-Satz. Bitte achten Sie besonders auf die korrekte Verwendung der Verbformen; wählen Sie den Konjunktiv. Behalten Sie ansonsten den Wortlaut bei!

Beispiel:

Der Mitarbeiter erklärt: „In Zukunft werde ich weniger Überstunden machen.“

Lösung: *Der Mitarbeiter erklärt, dass er in Zukunft weniger Überstunden ma-
chen werde.*

Wie dem Beispiel zu entnehmen ist, besteht jeder der präsentierten Testsätze in Block A aus direkter Rede mit Begleitsatz. Den Probanden wird nahegelegt, dieser Teil der Studie teste ihre Kompetenz, bei Verben den Moduswechsel vom Indikativ in den Konjunktiv vorzunehmen. Die Aufgabe wird durch die Verwendung von Verbalperiphrasen in der direkten Rede erschwert, um die Aufmerksamkeit der Studierenden an dieses Phänomen zu binden. Tatsächlich getestet wird demgegenüber, ob

das in der indirekten Rede verwendete Personalpronomen grammatisch oder semantisch mit dem Antezedens kongruiert. Die anaphorische Verwendung eines Pronomens ist obligatorisch, da der jeweilige Sprecher in den dargebotenen Sätzen eine Aussage über sich selbst macht (vgl. *der Mitarbeiter* und *ich*). Indem die Probanden aufgefordert werden, die indirekte Rede als *dass*-Satz zu formulieren, wird eine konkrete Satzstruktur eliziert. Das Ergebnis dieses Verfahrens ist ein Matrixsatz, dessen Subjekt als Antezedens das Personalpronomen im Nebensatz c-kommandiert; es liegt also syntaktische Bindung vor (s. Abschnitt 4.1). Testblock A enthält je eine Variante (def. DP oder QDP) der Testsätze in (12):

- (12) a. Das/Jedes Mädchen sagt: „Später will ich unbedingt einen eigenen Garten besitzen.“
b. Das/Jedes Fräulein sagt: „Im Sommer kann ich endlich das schöne Wetter genießen.“

Der sprachliche Kontext, in dem das jeweilige Substantiv dargeboten wird, bleibt konstant, d.h. Variation wird nicht durch Austausch der Substantive, sondern der Determinierer erreicht. Der Hypothese H₁ entsprechend erwarte ich, dass grammatische Kongruenz beim Verweis auf QDPs häufiger als beim Verweis auf def. DPs auftritt.

Die Aufgabenstellung in Block B verlangt, dass Ausschnitte aus Schülertexten korrigiert werden:

Teil II: Korrekturlesen

Die folgenden Sätze stammen aus Deutschaufsätzen und Diktaten von Sechstklässlern. Markieren und korrigieren Sie im Text alle stilistischen, grammatischen und orthographischen Fehler bzw. Ungereimtheiten, die Sie finden.

Entgegen der Behauptung in der Aufgabenstellung sind die präsentierten Sätze bzw. Textpassagen selbst konstruiert. Sie enthalten typische Orthographiefehler sowie grammatisch weniger akzeptable Konstruktionen. In Block B wird je eine Variante der folgenden Testsätze in (13) und (14) verwendet:

- (13) a. „Es ist schade, das du bald in eine andere Stadt ziehst!“, erklärte der Junge dem Fräulein, die ihm wegen seinen Schulproblemen half.
b. „Es ist schade, das du bald in eine andere Stadt ziehst!“, hat der Junge dem Fräulein mit den schönen blonden Haaren erklärt, die ihm wegen seinen Schulproblemen half.
- (14) a. „Im Sommer esse ich gerne Eis, weil das erfrischt so gut.“, erzählte Peter dem Mädchen, die in seiner Strasse wohnt.
b. „Im Sommer esse ich gerne Eis, weil das erfrischt so gut.“, hat Peter dem Mädchen mit den schönen blonden Haaren erzählt, die in seiner Strasse wohnt.

Die Anzahl an Fehlern bzw. sprachlichen Zweifelsfällen in den Testsätzen bleibt konstant: Für jeden der Testsätze wird eine Korrektur in der direkten Rede (*das* → *dass* in (13), *weil* + Verbzweitstellung → *weil* + Verbletzstellung in (14)) und eine Korrektur hinter dem Relativpronomen (*wegen* + Dativ → *wegen* + Genitiv in (13), *Strasse* → *Straße* in (14)) erwartet. Darüber hinaus enthält jeder Testsatz ein semantisch mit dem Bezugswort kongruierendes Relativpronomen, das von den Probanden als Zweifelsfall erkannt und im Genus an die grammatischen Eigenschaften des Kontrollleure angepasst werden könnte. Auch in Block B bleibt der sprachliche Kontext, in dem die Substantive *Mädchen* und *Fräulein* dargeboten werden, möglichst konstant. Der lineare Abstand von sechs Wörtern zwischen Bezugssubstantiv und Relativpronomen (vgl. (13b) und (14b)) wird für jeweils einen der Testsätze erzeugt, indem die Komplementposition der übergeordneten NP mit einem Präpositionalattribut gefüllt wird. Zusätzlich wähle ich eine Verbalperiphrase für den Matrixsatz; der Relativsatz wird extraponiert. Das Attribut *mit den schönen blonden Haaren* ist auf beide Bezugssubstantive gleichermaßen anwendbar und bleibt daher unverändert. Dieses Attribut wurde gewählt, weil es die Menge möglicher Referenten nur schwach einschränkt. So ist gewährleistet, dass der jeweilige Relativsatz eindeutig restriktiv bleibt. Gemäß H₂ sind Korrekturen am Relativpronomen häufiger bei adjazenten als bei extraponierten Relativsätzen zu erwarten.

6. Auswertung und Diskussion der Ergebnisse

Die Versionen V1, V2 und V4 des Fragebogens wurden von jeweils 42 Probanden bearbeitet, die Version V3 dagegen von 44 Probanden. In einem ersten Schritt werden die Ergebnisse für die Testblöcke A und B separat ausgewertet. Anschließend

verknüpfe ich die Darstellungen, indem ich eine Interpretation für beobachtete Unterschiede zwischen den beiden Kontrolleuren *Mädchen* und *Fräulein* vorschlage.

6.1. Ergebnisse für Testblock A: Personalpronomen

Von den 170 ausgefüllten Fragebögen sind vier Bögen der Version V4 hinsichtlich der Hypothese H_1 nicht auswertbar, da die Aufgabe nicht korrekt bearbeitet wurde. Der erste Teil der Analyse stützt sich daher auf 166 Fragebögen, also 332 Testsätze. Jeweils 166 der Testsätze enthalten eine def. DP bzw. eine QDP als Antezedens. In Tabelle 2 werden die beobachteten Häufigkeiten für grammatische und semantische Kongruenz der Personalpronomen mit ihren Antezedenzen zusammengefasst. Die Unterschiede zwischen den beiden Bezugssubstantiven werden an dieser Stelle noch nicht berücksichtigt.

		QDP	QDP	gesamt
		gr. Kongr.	sem Kongr.	
def. DP	gr. Kongr.	39	9	48
def. DP	sem. Kongr.	52	66	118
gesamt		91	75	166

Tabelle 2: Gesamtauswertung Personalpronomen

Die absoluten Häufigkeiten in der Tabelle entsprechen Entscheidungskombinationen: 52 Probanden wählten beim Testsatz mit def. DP semantische und beim Testsatz mit QDP grammatische Kongruenz. Die gegenläufige Tendenz (grammatische Kongruenz bei def. DP und semantische Kongruenz bei QDP) tritt dagegen nur sehr selten auf. Bereits auf deskriptiver Ebene bestätigt sich damit eindeutig der in Hypothese H_1 vermutete Effekt: Die Wahrscheinlichkeit für grammatische Kongruenz steigt, sofern das Personalpronomen als gebundene Variable interpretiert wird. Um die Ergebnisse inferenzstatistisch auszuwerten, verwende ich bei der Gesamtauswertung den McNemar-Test. Die Alternativhypothese soll ab einem Signifikanzniveau von $\alpha = 0,05$ angenommen werden. In Anlehnung an Gries (2008: 177) werden die berechneten Irrtumswahrscheinlichkeiten p verschiedenen Signifikanzniveaus zugeordnet: $p \leq 0,05 \rightarrow$ signifikant, $p \leq 0,01 \rightarrow$ sehr signifikant, $p \leq 0,001 \rightarrow$ hoch signifikant. Auf Basis der beobachteten Häufigkeiten in Tabelle 2 ergibt sich eine Irrtumswahrschein-

lichkeit von $p < 0,001$. Das Ergebnis für die Gesamtauswertung ist also hoch signifikant – die Nullhypothese $H_{0.1}$ wird verworfen, H_1 wird angenommen.

Ob die Ergebnisse für beide Bezugssubstantive gleichermaßen signifikant sind, soll eine separate Auswertung zeigen. In diesem Fall ist nur ein Testsatz pro Fragebogen relevant, sodass die Messwiederholung entfällt und der Fisher-Yates-Test für gerichtete Hypothesen verwendet werden kann. Die absoluten Häufigkeiten für die vier Antezedens-Varianten fasse ich in den Tabellen 3 und 4 zusammen:

	gr. Kongr.	sem. Kongr.	gesamt
def. DP	27	55	82
QDP	57	27	84
gesamt	84	82	166

Tabelle 3: Personalpronomen: Bezugssubstantiv *Mädchen*

	gr. Kongr.	sem. Kongr.	gesamt
def. DP	21	63	84
QDP	34	48	82
gesamt	55	111	166

Tabelle 4: Personalpronomen: Bezugssubstantiv *Fräulein*

Um die beobachteten Unterschiede nachvollziehbar darstellen zu können, arbeite ich in der folgenden Analyse mit prozentualen Häufigkeiten. Abbildung 5 illustriert die daraus resultierenden Verhältnisse der beiden Kongruenztypen in Abhängigkeit vom jeweiligen Antezedens:

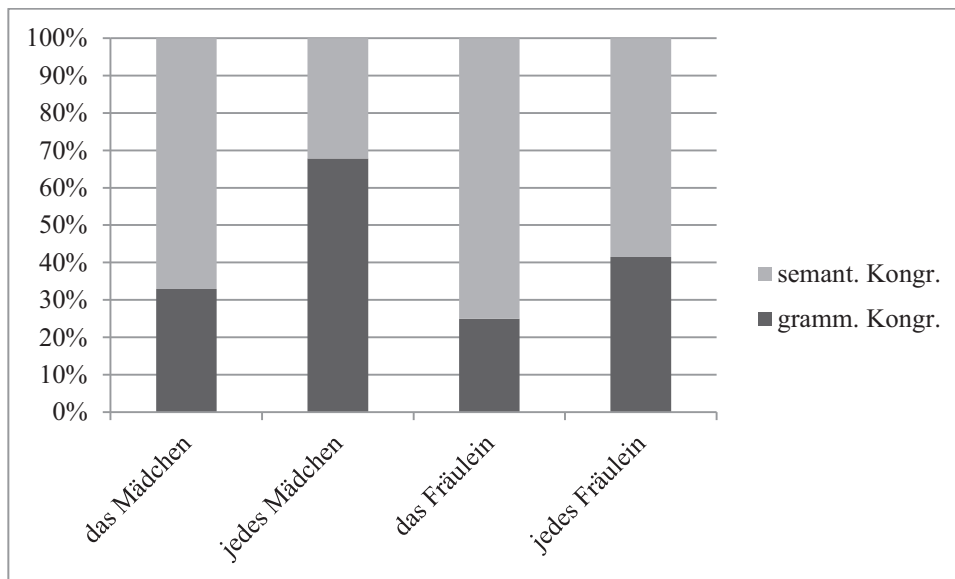


Abbildung 5: Prozentuale Häufigkeiten der Kongruenztypen (Personalpr.)

Auffällig ist, dass der Anteil grammatisch kongruierender Personalpronomen für das Bezugssubstantiv *Mädchen* in jedem Fall (bei gleicher UV-Ausprägung) höher ist als der entsprechende Wert für *Fräulein*. Wird das Pronomen als freie Variable interpretiert, ergibt sich ein Verhältnis von 32,93 % (Antezedens: *das Mädchen*) gegenüber 25 % grammatischer Genuskongruenz (Antezedens: *das Fräulein*). Noch größer ist der Unterschied, wenn die Antezedenzen als QDPs realisiert sind (67,86 % für *jedes Mädchen* gegenüber 41,46 % für *jedes Fräulein*). Aus diesen Werten ergibt sich als Gemeinsamkeit der beiden Substantive, dass die Anteile semantischer Kongruenz bei den Personalpronomen, die als freie Variablen interpretiert werden, deutlich höher liegen als die Anteile grammatischer Kongruenz (67,07 % semantische Kongruenz für den Bezug auf *Mädchen*, 75 % für *Fräulein*).

Der in H_1 vermutete Effekt bestätigt sich hinsichtlich beider Substantive: Grammatisch kongruierende Personalpronomen werden häufiger gewählt, wenn das Antezedens eine QDP ist. Während sich das Verhältnis der Kongruenztypen bei *Mädchen* zugunsten grammatischer Kongruenz (67,86 %) sogar umkehrt, überwiegt beim Bezug auf *Fräulein* aber erneut semantische Kongruenz, und das grammatische Genus der Pronomen stimmt nur in 41,46 % aller Fälle mit dem des Bezugssubstantivs überein. Dass der vermutete Effekt für den Kontrolleur *Mädchen* deutlich stärker ist, bestätigt sich anhand der Irrtumswahrscheinlichkeiten, die auf Basis der Tabellen 3 und 4 berechnet werden: $p < 0,001$ (hoch signifikant) bzgl. *Mädchen* und $p = 0,018$ (signifikant) bzgl. *Fräulein*. Wie der zweite Teil der Auswertung zeigen wird, sind dort

ähnliche Differenzen zu beobachten, weshalb die inferenzstatistische Analyse der Unterschiede erst in Abschnitt 6.3 beschrieben wird.

Die bisher dargelegten Testergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: Die Nullhypothese $H_{0.1}$ wird verworfen, H_1 wird angenommen. Dies gilt sowohl insgesamt als auch für die Einzelauswertungen. Der beobachtete Effekt ist signifikant, wenn das Bezugssubstantiv *Fräulein* den lexikalischen Kern der Antezedens-DP bildet, und hoch signifikant für das Substantiv *Mädchen*. Ungeachtet dieser Differenzen ist der Effekt damit zu begründen, dass QDPs im Gegensatz zu def. DPs nicht referieren. Beim Verweis auf eine QDP ist es weniger naheliegend, die grammatischen Merkmale des Personalpronomens in Orientierung an Eigenschaften von Individuen in der außersprachlichen Welt zu kodieren.

6.2. Ergebnisse für Testblock B: Relativpronomen

Der zweite Teil der Datenerhebung wurde in allen 170 Fragebögen korrekt bearbeitet, sodass insgesamt 340 Testsätze (je 170 mit adjazentem bzw. extraponiertem Relativsatz) die Basis der Auswertung bilden. Die Häufigkeiten in Tabelle 5 entsprechen wiederum Entscheidungskombinationen, die sich hier jedoch auf die Rezeption semantisch kongruierender Relativpronomen beziehen.

		extrapon. gr. Kongr.	extrapon. sem. Kongr.	gesamt
adjazent	gr. Kongr.	28	40	68
adjazent	sem. Kongr.	8	94	102
gesamt		36	134	170

Tabelle 5: Gesamtauswertung Relativpronomen

Überraschend ist zunächst, dass die Probanden semantisch kongruierende Relativpronomen sowohl in adjazenten als auch in extraponierten Relativsätzen überwiegend akzeptieren (in der Tabelle „sem. Kongr.“, bei Korrektur „gr. Kongr.“). Dennoch hat eine Veränderung der UV-Ausprägung Einfluss auf das Verhältnis von akzeptierten und korrigierten Formen der Pronomen: 40 Probanden akzeptieren semantische Kongruenz, wenn ein linearer Abstand von sechs Wörtern vorliegt, nehmen aber eine

Korrektur bei adjazentem Relativsatz vor.¹³ Dagegen findet sich nur selten die gegenläufige Tendenz; nur 8 Probanden korrigieren das Pronomen bei größerem Abstand, während sie es bei adjazentem Relativsatz akzeptieren. Dieser in H₂ vermutete Effekt kann durch die inferenzstatistische Analyse nahezu zweifelsfrei bestätigt werden: Mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von $p < 0,001$ (McNemar-Test) ist das Ergebnis hoch signifikant. Mit Blick auf die Gesamtauswertung wird die Nullhypothese H_{0.2} verworfen, H₂ kann angenommen werden.

Wie im vorausgehenden Abschnitt werden die Ergebnisse für die beiden Bezugssubstantive im Folgenden separat ausgewertet. Die beobachteten Häufigkeiten fasse ich in den Tabellen 6 und 7 zusammen:

	gr. Kongr.	sem. Kongr.	gesamt
adjazent	38	48	86
extrap.	28	56	84
gesamt	66	104	170

Tabelle 6: Relativpronomen: Bezugssubstantiv *Mädchen*

	gr. Kongr.	sem. Kongr.	gesamt
adjazent	30	54	84
extrap.	8	78	86
gesamt	38	132	170

Tabelle 7: Relativpronomen: Bezugssubstantiv *Fräulein*

Analog zur Vorgehensweise bei den Personalpronomen beziehe ich mich bei der vergleichenden Analyse auf prozentuale Häufigkeiten, dargestellt in Abbildung 6:

¹³ Für mögliche Anschlussstudien ist interessant, dass die Bewegung des Relativsatzes in beiden Testsätzen häufig korrigiert wird. Dazu wird von den meisten Probanden das zweiteilige Prädikat (*hat [...] erklärt* bzw. *hat [...] erzählt*) durch ein einfaches ersetzt. Alternativ korrigieren einige Probanden die Extraposition direkt, indem sie den Relativsatz zurück ins Mittelfeld schieben. In beiden Fällen steht der Relativsatz nach der Korrektur wieder in seiner Basisposition. Fraglich bleibt daher, ob der beobachtete Effekt in derselben Intensität auftritt, wenn der Abstand von sechs Wörtern zwischen Relativpronomen und Kontrolleur ausschließlich durch die Komplementposition in der NP erzeugt wird. Sollten Unterschiede zu beobachten sein, müssten lineare und strukturelle Distanz als zwei Einflussfaktoren voneinander unterschieden werden, was Konsequenzen für die statistische Auswertung hätte. In der vorliegenden Studie gehe ich jedoch, wie in Abschnitt 4.2 begründet, nur von einem linearen Abstand aus. Die Tendenz zur Korrektur von Extraposition führe ich auf die der Aufgabenstellung geschuldete normative Perspektive bei der Bearbeitung von Testblock B zurück.

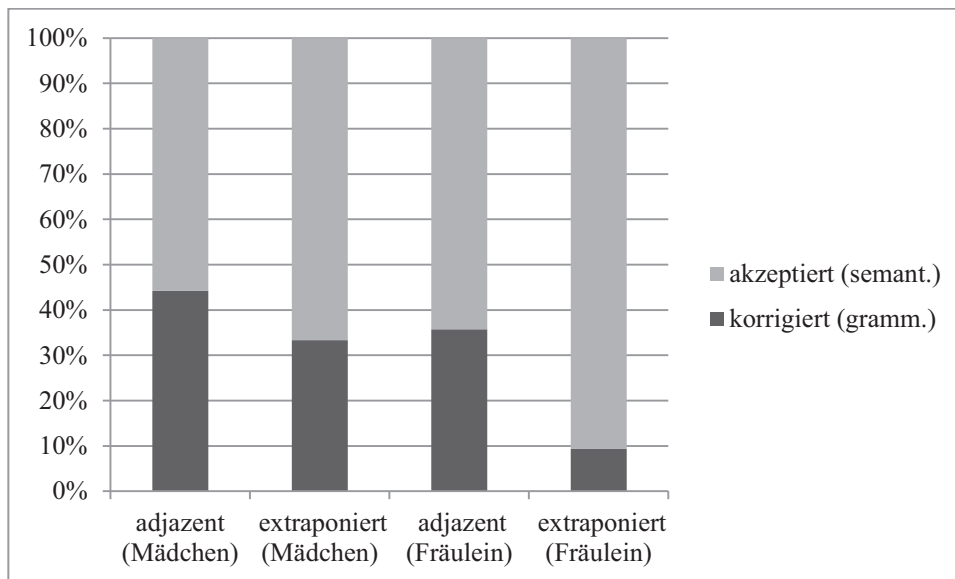


Abbildung 6: Akzeptanz semantischer Kongruenz bei Relativpronomen

Das Diagramm zeigt eine allgemein stark ausgeprägte Akzeptanz für semantische Genuskongruenz. Bei gleicher Ausprägung der UV wird das semantisch kongruierende Pronomen für das Bezugssubstantiv *Fräulein* jedoch häufiger akzeptiert als für den Bezug auf *Mädchen* (bei adjazentem Relativsatz 64,29 % gegenüber 55,81 %, bei Extraposition 90,70 % gegenüber 66,67 %). Wie bei den Personalpronomen zeigt sich, dass die Differenzen zwischen den Bezugssubstantiven im ‚markierten‘ Fall (linere Distanz) größer werden. Der in H₂ vermutete Effekt tritt – deskriptiv betrachtet – für beide Verteilungen auf; beim Kontrolleur *Fräulein* ist er jedoch erheblich stärker als beim Kontrolleur *Mädchen*. Die Irrtumswahrscheinlichkeiten (Fisher-Yates-Test, gerichtet) lassen diesen Unterschied noch stärker hervortreten: Während die Ergebnisse für *Fräulein* hoch signifikant sind ($p < 0,001$), wird das Signifikanzniveau beim Bezug auf *Mädchen* nicht einmal unterschritten ($p = 0,098$).

Insgesamt ist festzuhalten, dass H₂ angenommen werden kann. Im Gegensatz zur vorausgehenden Analyse gilt dies jedoch nur für die Gesamtverteilung und den Kontrolleur *Fräulein*. Die Irrtumswahrscheinlichkeit bzgl. *Mädchen* überschreitet den festgelegten Grenzwert von $\alpha = 0,05$, sodass H_{0,2} nicht abgelehnt und die entsprechenden Ergebnisse nicht interpretiert werden können. Die signifikanten Effekte sind offensichtlich durch den Wortabstand zwischen Relativpronomen und Kontrolleur zu erklären. Denkbar ist, dass die Distanz zu einer erhöhten Belastung des Arbeitsgedächtnisses führt, wodurch der Aktivierungsgrad des Kernnomens und die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf das grammatische Merkmal Genus abnehmen.

6.3. Unterschiede zwischen den Kontrolleuren

In der bisherigen Auswertung wurde gezeigt, dass die in H_1 und H_2 benannten Effekte in Abhängigkeit von den zugrundeliegenden Bezugssubstantiven unterschiedlich stark ausfallen. Dass der Effekt in Testblock A für die Verteilung bzgl. *Mädchen*, in Block B dagegen für die Verteilung bzgl. *Fräulein* stärker war, entspricht durchaus den Erwartungen, da die Hypothesen auf einen jeweils anderen Kongruenztypen abzielen: Mit H_1 wird die erhöhte Wahrscheinlichkeit für die Wahl grammatischer Kongruenz angenommen, mit H_2 die erhöhte Wahrscheinlichkeit für die Akzeptanz semantischer Kongruenz. Der Unterschied zwischen den beiden Bezugssubstantiven ergibt sich in beiden Testblöcken aus einer gesteigerten Affinität der Pronomen zu grammatischer Kongruenz beim Kontrolleur *Mädchen* im Vergleich zum Kontrolleur *Fräulein*. Um die beobachteten Differenzen spezifischer beschreiben zu können, wird der Chi-Quadrat-Test angewandt. Die den Berechnungen zugrundeliegenden Häufigkeitsverteilungen ergeben sich aus den Tabellen 3 und 4 (Personalpronomen) sowie 6 und 7 (Relativpronomen). Dabei wird, wie im Folgenden dargestellt, die jeweilige Ausprägung der zuvor getesteten UV berücksichtigt:

	gr. Kongr.	sem. Kongr.	gesamt
<i>Mädchen</i>	27	55	82
<i>Fräulein</i>	21	63	84
gesamt	48	118	166

Tabelle 8: Personalpronomen mit Bezug auf def. DP

	gr. Kongr.	sem. Kongr.	gesamt
<i>Mädchen</i>	57	27	84
<i>Fräulein</i>	34	48	82
gesamt	91	75	166

Tabelle 9: Personalpronomen mit Bezug auf QDP

	gr. Kongr.	sem. Kongr.	gesamt
<i>Mädchen</i>	38	48	86
<i>Fräulein</i>	30	54	84
gesamt	68	102	170

Tabelle 10: Relativpronomen in adjazentem Relativsatz

	gr. Kongr.	sem. Kongr.	gesamt
<i>Mädchen</i>	28	56	84
<i>Fräulein</i>	8	78	86
gesamt	36	134	170

Tabelle 11: Relativpronomen in extraponiertem Relativsatz

Die Berechnungen zeigen, dass nur in den ‚markierten‘ Fällen, d.h. bei Variablenbindung ($p = 0,001$) bzw. bei extraponiertem Relativsatz ($p < 0,001$), signifikante Unterschiede zwischen den Bezugssubstantiven vorliegen. Die weiteren Irrtumswahrscheinlichkeiten (jeweils $p = 0,260$) überschreiten $\alpha = 0,05$.

Ein Erklärungsansatz für die beobachteten Differenzen ergibt sich aus dem Vergleich der quantitativen Verwendung beider Substantive. Intuitiv ist klar, dass Formen des Lexems *Mädchen* in der Alltagssprache sehr viel häufiger begegnen als jene des Lexems *Fräulein*. Dies bestätigt sich anhand der Token-Frequenzen: Die Suchanfrage „Mädchen“ liefert im Archiv der geschriebenen Sprache (COSMAS II) für die Jahre 2000 bis 2013 insgesamt 267.324 Treffer; bei der Suchmaschine Google werden rund 32.300.000 Ergebnisse angezeigt (Zugriff am 20.12.2013). Erheblich weniger Treffer ergeben sich für den Suchbegriff „Fräulein“ (COSMAS II: 6.763, Google: 1.750.000), was einem etwaigen Verhältnis von 1:39,53 (COSMAS II) bzw. 1:18,46 (Google) entspricht. Demzufolge wäre es naheliegend, die Unterschiede psycholinguistisch wie folgt zu interpretieren: Für die Sprachproduktion wäre anzunehmen, dass eine Genuskodierung von Pronomen mit niedrigfrequenten Bezugssubstantiven ökonomischer ist, wenn sie anhand semantischer Information erfolgt. Aufgrund dieser Tendenz würde der in H_1 beschriebene Effekt beim Bezug auf *Fräulein* (nicht jedoch beim Bezug auf *Mädchen*) unterdrückt, was eine Vergrößerung der Differenzen zwischen den beobachteten Häufigkeiten beim Verweis auf eine QDP bewirken würde. Für die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit jedoch ist dieser Erklärungsansatz inadäquat. Er bezieht sich primär auf die Sprachproduktion und wäre damit nicht auf die Ergebnisse des zweiten Teils der Studie anwendbar, in der ein Aspekt der Sprachrezeption (Akzeptanz semantisch kongruierender Relativpronomen) getestet wurde.

Aufgrund der geschilderten Einwände schlage ich einen zweiten Interpretationsansatz vor, der ebenfalls bei der Token-Frequenz ansetzt: Bedingt durch seine häufige Verwendung gilt das Wort *Mädchen* in theoretischen (vgl. beispielsweise Köpcke

& Zubin 2005, Thurmair 2006, Moravcsik 2013) und fachdidaktischen Forschungsbeiträgen (vgl. Köpcke 2012) als Musterbeispiel zur Erläuterung semantischer Genuskongruenz im Deutschen. Auch im Zweifelsfälle-Duden (2011: 627) wird das Phänomen lediglich anhand des Kontrolleurs *Mädchen* diskutiert. Mit Blick auf normative Aspekte des schulischen Deutschunterrichts ist deshalb anzunehmen, dass diesem Substantiv eine gegenüber anderen *lexical hybrids* (vgl. Abschnitt 2) erhöhte Aufmerksamkeit zukommt, sobald die Verwendung von Pronomen Gegenstand des Unterrichts ist oder implizit über Korrekturen thematisiert wird. Für die zugrundeliegenden Daten bedeutet dies: Personalpronomen kongruieren im Genus häufiger mit *Mädchen* als mit *Fräulein*, da die Probanden für den Bezug auf *Mädchen* stärker sensibilisiert sind. Dass dies insbesondere für gebundene Variablen gilt, bei denen sich die Wahrscheinlichkeit für grammatische Kongruenz laut H_1 ohnehin erhöht, ist wenig überraschend. Analog dazu wird der in H_2 beschriebene Effekt für *Mädchen* gegenüber *Fräulein* abgeschwächt, da der vergleichsweise geringe Wortabstand zwischen Kontrolleur und Relativpronomen die Aufmerksamkeit der Probanden nicht in jedem Fall ausreichend einschränkt. Die Wahl des Bezugssubstantivs betrachte ich diesen Erkenntnissen zufolge als Moderatorvariable, von der die Stärke der beobachteten Effekte beeinflusst wird (vgl. Eid et al. 2013: 53).

7. Fazit und Ausblick

Ziel der vorliegenden Arbeit war es, Einflussfaktoren für die Variation von grammatischer und semantischer Genuskongruenz bei Relativ- und Personalpronomen (dritte und vierte Stufe der Kongruenzhierarchie) zu identifizieren. Dabei habe ich mich auf die medial geschriebene Sprache des Deutschen konzentriert. Anhand eines Fragebogens wurden zwei Forschungshypothesen überprüft: Mit Hypothese H_1 (Testblock A) wurde angenommen, dass die Wahrscheinlichkeit für die Wahl grammatischer Kongruenz bei Personalpronomen steigt, wenn das Pronomen als gebundene Variable interpretiert wird. Sowohl insgesamt als auch in der separaten Auswertung für die beiden Kontrolleure hat sich die Hypothese eindeutig bestätigt. Allerdings war der vermutete Effekt für den Bezug auf *Mädchen* deutlich stärker als für den Bezug auf *Fräulein*. Mit Hypothese H_2 (Testblock B) wurde aus methodischen Gründen nicht die Produktion, sondern die Rezeption semantisch kongruierender Relativpronomen in den Blick genommen. Dem Forschungsstand entsprechend wurde vermutet, dass die Akzeptanz semantischer Kongruenz mit zunehmender linearer Distanz zwischen

Kontrolleur und Kongruenten steigt. Während H_2 für die Gesamtauswertung sowie separat für den Bezug auf *Fräulein* angenommen werden konnte, war der Effekt für den Bezug auf *Mädchen* nicht signifikant.

Insgesamt wurden mit dieser Studie also zwei Einflussfaktoren identifiziert und statistisch bestätigt – die lineare Distanz zwischen Kontrolleur und Kongruent (Rezeption von Relativpronomen) einerseits sowie Variablenbindung (Produktion von Personalpronomen) andererseits. Von besonderer Bedeutung sind die Ergebnisse zur Variablenbindung, da semantische bzw. referenzielle Aspekte in der bisherigen Kongruenzforschung nicht hinreichend berücksichtigt wurden. Um die Unterschiede in der Effektstärke zu erklären, habe ich vorgeschlagen, aus der hohen Frequenz des Wortes *Mädchen* eine erhöhte Sensibilität der Probanden für den pronominalen Bezug auf ebendieses Wort abzuleiten. Unabhängig von diesen Differenzen ließen die vorgestellten Ergebnisse eine überraschend große Akzeptanz von semantisch mit dem Bezugswort kongruierenden Personal- und Relativpronomen erkennen. Daraus sollte sich der Anspruch an den schulischen Deutschunterricht ableiten, semantische Kongruenz nicht rein normativ zu behandeln, was insbesondere für die Korrektur von Schülertexten gilt.

Da der Studie ein generativer Ansatz zugrundeliegt und kognitive Aspekte für die getesteten Faktoren eine entscheidende Rolle spielen, ist zu erwarten, dass die Ergebnisse (sofern übertragbar) sprachübergreifende Validität besitzen. Dies zu prüfen, kann Aufgabe einer möglichen Anschlussstudie sein. Außerdem sollte getestet werden, ob ähnliche Differenzen wie beim Bezug auf *Mädchen* und *Fräulein* auch für andere ungleich frequente Substantive des Deutschen festzustellen sind. Auf diese Weise könnte die in Abschnitt 6.3 vorgeschlagene Interpretation spezifiziert werden. Anzustreben wäre auch eine Bearbeitung des Fragebogens durch L2-Lerner des Deutschen, um deren sprachliches Verhalten mit dem der Muttersprachler vergleichen zu können. Hierzu liegen Ergebnisse eines Prätests vor, die darauf hindeuten, dass Sprecher mit DaZ stärker als Muttersprachler zu rein grammatischer Genuskoordination tendieren.

Literaturverzeichnis

- BARLOW, Michael (1991). The Agreement Hierarchy and Grammatical Theory. In: Proceedings of the Seventeenth Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society: General Session and Parasession on The Grammar of Event Structure. 30-40. (<http://elanguage.net/journals/bls/article/download/2705/2687>, letzter Zugriff am 19.07.2013)
- BRESNAN, Joan & Mchombo, Sam A. (1987). Topic, Pronoun, and Agreement in Chichewa. In: *Language* 63. 741-782.
- BÜRING, Daniel (2005). *Binding Theory*. Cambridge: Cambridge University Press. (Cambridge Textbooks in Linguistics)
- CARNIE, Andrew (2013). *Syntax. A Generative Introduction*. 3. Auflage. Malden usw.: Wiley-Blackwell. (Introducing Linguistics 16)
- CHOMSKY, Noam (1982a). Lectures on Government and Binding. The Pisa Lectures. Dordrecht: Foris Publications Holland. (Studies in Generative Grammar)
- CHOMSKY, Noam (1982b). Some concepts and consequences of the theory of government and binding. Cambridge etc.: The MIT Press. (Linguistic inquiry monographs 6)
- CHOMSKY, Noam (1986). *Knowledge of Language. Its Nature, Origin, and Use*. New York etc.: Praeger.
- COMRIE, Bernard (1975). Polite plurals and predicate agreement. In: *Language* 51. 406-418.
- CORBETT, Greville G. (1979). The agreement hierarchy. In: *Journal of Linguistics* 15. 203-224.
- CORBETT, Greville G. (1991). *Gender*. Cambridge: Cambridge University Press. (Cambridge Textbooks in Linguistics)
- CORBETT, Greville G. (2006). *Agreement*. New York: Cambridge University Press. (Cambridge Textbooks in Linguistics)
- CORBETT, Greville G. (2010). Implicational hierarchies. In: ders. (Hg.). *The Oxford Handbook of Language Typology*. Oxford: Oxford University Press. 190-205.
- DANEMAN, Meredyth & Carpenter, Patricia A. (1980). Individual Differences in Working Memory and Reading. In: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 19. 450-466.
- DRENHAUS, Heiner (2010). Sprachverarbeitung. In: Höhle, Barbara (Hg.). *Psycholinguistik*. Berlin: Akademie Verlag. 95-109. (Akademie Studienbücher Sprachwissenschaft)
- DUDEN (2006). *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. 7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim etc.: Dudenverlag. (Duden Band 4)
- DUDEN (2009). *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. 8., überarbeitete Auflage. Mannheim, Zürich: Dudenverlag. (Duden Band 4)
- DUDEN (2011). *Richtiges und gutes Deutsch. Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. 7., vollständig überarbeitete Auflage. Mannheim, Zürich: Dudenverlag. (Duden Band 9)
- EID, Michael, Gollwitzer, Mario & Schmitt, Manfred (2013). *Statistik und Forschungsmethoden*. 3., korrigierte Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- EISENBERG, Peter (2006). *Der Satz*. 3., durchges. Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler. (Grundriss der deutschen Grammatik Band 2)
- FERGUSON, Charles A. & Barlow, Michael (1988). Introduction. In: dies. (Hgg.). *Agreement in natural Language. Approaches, Theories, Descriptions*. 1-22.
- GIVÓN, Talmy (1976). Topic, Pronoun and Grammatical Agreement. In: Li, Charles N. (Hg.). *Subject and Topic*. New York etc.: Academic Press. 149-188.
- HARBOUR, Daniel, Adger, David & Béjar, Susana (Hgg.) (2008). *Phi-Theory. Phi-Features across Modules and Interfaces*. New York: Oxford University Press. (Oxford Studies in Theoretical Linguistics)
- HEIM, Irene & Kratzer, Angelika (1998). *Semantics in Generative Grammar*. Malden: Blackwell Publishers. (Blackwell textbooks in linguistics 13)

- HEIM, Irene (2008). Features on Bound Pronouns. In: Harbour, Daniel et al. (Hgg.). *Phi-Theory. Phi-Features across Modules and Interfaces*. New York: Oxford University Press. 35-56. (Oxford Studies in Theoretical Linguistics)
- HELBIG, Gerhard & Buscha, Joachim (2005). *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Berlin usw.: Langenscheidt.
- HIGGINBOTHAM, James (1980). Pronouns and Bound Variables. In: *Linguistic Inquiry* 11.4. 678-708.
- JAEGER, Christoph (1992). Probleme der syntaktischen Kongruenz. Theorie und Normvergleich im Deutschen. Tübingen: Niemeyer. (Reihe Germanistische Linguistik 132)
- KÖPCKE, Klaus-Michael & Zubin, David A. (2005). Metonymic pathways to neuter-gender human nominals in German. In: Panther, Klaus & Thornburg, Linda (Hgg.). *Metonymy and Pragmatic Inferencing*. Amsterdam: Benjamins. 149–166.
- KÖPCKE, Klaus-Michael, Panther, Klaus-Uwe & Zubin, David A. (2010). Motivating grammatical and conceptual gender agreement in German. In: Schmid, Hans-Jörg & Handl, Susanne (Hgg.). *Cognitive Foundations of Linguistic Usage Patterns*. Berlin: de Gruyter. 171-194.
- KÖPCKE, Klaus-Michael (2012). Konkurrenz bei der Genuskongruenz. Überlegungen zum Grammatikunterricht in der Sekundarstufe II. In: *Der Deutschunterricht* 1. 36-46.
- LEHMANN, Christian (1993). Kongruenz. In: Jacobs, Joachim et al. (Hgg.). *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter. 722-729. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 9.1)
- LEVELT, Willem J. M., Roelofs, Ardi & Meyer, Antje S. (1999). A Theory of Lexical Access in Speech Production. In: *Behavioral and Brain Sciences* 22.1. 1-75.
- LOHNSTEIN, Horst (2011). *Formale Semantik und natürliche Sprache*. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- MORAVCSIK, Edith A. (1978). Agreement. In: Greenberg, Joseph H., Ferguson, Charles A. & Moravcsik, Edith A. (Hgg.). *Universals of Human Language* 4. *Syntax*. Stanford: Stanford University Press. 331-374.
- MORAVCSIK, Edith A. (2013). *Introducing Language Typology*. Cambridge University Press. (Cambridge introductions to language and linguistics)
- MUSAN, Renate (2010). *Informationsstruktur*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter. (Kurze Einführungen in die Germanistische Linguistik 9)
- OLDFIELD, Richard C. & Wingfield, Art (1965). Response Latencies in Naming Objects. In: *The Quarterly Journal of Experimental Psychology* 17. 273-281.
- PESCHEL, Corinna (2006). Verweismittel – Anaphorik – thematische Fortführung: Ein Thema für den Grammatikunterricht? In: Spiegel, Carmen & Vogt, Rüdiger (Hgg.). *Vom Nutzen der Textlinguistik für den Unterricht*. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengarten. 171-186.
- REINHART, Tanya (1976). *The Syntactic Domain of Anaphora*. Massachusetts: MIT Press. (<http://www.ai.mit.edu/projects/dm/theses/reinhart76.pdf>, letzter Zugriff am 18.10.2013)
- REINHART, Tanya (1983). *Anaphora and Semantic Interpretation*. London, Canberra: Croom Helm. (Croom Helm linguistics series)
- REINHART, Tanya (1991). Pronouns. In: Stechow, Arnim von & Wunderlich, Dieter (Hgg.). *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin, New York: de Gruyter. 535-548. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 6)
- SCHRIEFERS, Herbert & Jescheniak, Jörg D. (2003). Lexikalischer Zugriff und grammatische Kodierung. In: Rickheit, Gert et al. (Hgg.). *Psycholinguistik. Ein internationales Handbuch*. Berlin, New York: de Gruyter. 252-261. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 24)
- SPALEK, Katharina (2010). Wortproduktion. In: Höhle, Barbara (Hg.). *Psycholinguistik*. Berlin: Akademie Verlag. 53-66. (Akademie Studienbücher Sprachwissenschaft)
- STECHOW, Arnim von (2007). *Schritte zur Satzsemantik I*. (<http://www.sfs.uni-tuebingen.de/~astechow/Aufsaeetze/Schritt1.pdf>, letzter Zugriff am 19.07.2013)

- STEELE, Susan (1978). Word Order Variation. A Typological Study. In: Greenberg, Joseph H., Ferguson, Charles A. & Moravcsik, Edith A. (Hgg.). Universals of Human Language 4. Syntax. Stanford: Stanford University Press. 585-623.
- STERNEFELD, Wolfgang (1993). Anaphoric Reference. In: Jacobs, Joachim et al. (Hgg.). Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter. 940-966. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 9.1)
- THE UNIVERSALS ARCHIVE, Universität Konstanz (<http://typo.uni-konstanz.de/archive/>, letzter Zugriff am 18.09.2013)
- THURMAIR, Maria (2006). Das Model und ihr Prinz. Kongruenz und Texteinbettung bei Genus-Sex-Divergenz. In: Deutsche Sprache 34. 191-220.
- VIGLIOCCO, Gabriella & Franck, Julie (1999). When Sex and Syntax go Hand in Hand: Gender Agreement in Language Production. In: Journal of Memory and Language 40. 455-478.
- ZIFONUN, Gisela et al. (1997). Grammatik der deutschen Sprache. Band 1. Berlin, New York: de Gruyter. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache Band 7.1)
- ZUBIN, David A. & Köpcke, Klaus-Michael (2009). Gender control – lexical or conceptual. In: Steinkrüger, Patrick O. & Krifka, Manfred (Hgg.). Trends in Linguistics. On Inflection. Berlin: de Gruyter. 237-262.

Verwendete Korpora und Hilfsmittel

- COSMAS II (Webdienst des Instituts für Deutsche Sprache): <http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/> (letzter Zugriff am 20.12.2013)
- <https://www.google.de/> (letzter Zugriff am 20.12.2013)
- <http://statpages.org/ctab2x2.html> (Online-Rechner für statistische Tests, letzter Zugriff am 16.12.2013)
- IDS Mannheim: DeReKo (Deutsches Referenzkorpus): W – Archiv der geschriebenen Korpora: <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/> (letzter Zugriff am 20.12.2013)
- TreeForm Syntax Tree Drawing Software, Copyright 2004-2007, Donald Derrick

Abkürzungen im Fließtext

AV	abhängige Variable
def. DP	definite DP
FEM	Femininum
gr. Kongr.	grammatische Kongruenz
H _{0,1}	Nullhypothese zu H ₁
H _{0,2}	Nullhypothese zu H ₂
H ₁	Hypothese 1
H ₂	Hypothese 2
NEUT	Neutrum
QDP	quantifikatorische DP
sem. Kongr.	semantische Kongruenz
SG	Singular
UV	unabhängige Variable

Phraseologismen in schwedischen Todesanzeigen – Eine Studie zum Kontext ausgewählter Phrasen und dem Alter der verstorbenen Person

Thomas Eisentraut, M.A.

Jeder Mensch muss sich früher oder später in seinem Leben mit der Abfassung einer Todesanzeige befassen. Hierbei handelt sich um eine schriftliche Äußerung, die einem oftmals kürzlich verstorbenen Menschen – zumeist einem direkten Familienangehörigen – gewidmet ist. Auf den ersten Blick handelt es sich hierbei um eine sehr persönliche Angelegenheit, die viel Spielraum für sprachliche Variation zu bieten hat. Doch ist dem tatsächlich so? Betrachtet man die in Zeitungen abgedruckten Todesanzeigen zeigt sich schnell eine starke Ähnlichkeit und Uniformität der Inhalte. Dem interessierten Leser der – im sprachwissenschaftlichen Kontext eher vernachlässigt untersuchten Textsorte – Todesanzeigen stellt sich die Frage, ob es Baupläne, so genannte Trauerformeln oder anders bezeichnete feste Strukturen gibt, die zwingend in Todesanzeigen auftauchen müssen.¹ Im Umkehrschluss lässt sich die Frage stellen, ob es Phrasen gibt, die keineswegs in Todesanzeigen aufkommen dürfen, so genannte „no-goes“. In diesem Kontext stellt sich des Weiteren die Frage, ob die Phrasen gar vom Alter des Verstorbenen abhängig sind.²

Eben jene Letzt genannte Fragestellung bildete den Kern der durchgeführten Studie zur Thematik der Phraseologismen. Die Untersuchung fand im Umfeld eines nordeuropäischen Universitätsseminars statt, sodass als Korpus schwedische Todesanzeigen herangezogen wurden.³ Untersucht wurde, ob es eine Abhängigkeit zwischen der Verwendung von Phrasen und dem Alter der verstorbenen Person gibt. Bei den angesprochenen Phrasen handelte es sich um Phrasen wie „har lämnat oss“

¹ SANDIG (1983: 92). Sandig spricht in diesem Zusammenhang von „vorgefertigten Plänen“. Mit möglichen Kontinuitäten in Todesanzeigen beschäftigt sich der Artikel von MÜLLER-CALLEJA (1988: 208). Müller-Calleja zeigt hierbei Ähnlichkeiten zwischen einer Todesanzeige von 1651 und heutigen Beispielen auf. Schifko bezeichnet die Kontinuität innerhalb der Todesanzeigen als „normierende Tradition“, vgl. SCHIFKO (1997: 139).

² Oft spiegelt sich gerade in der Wortwahl die Betroffenheit der Hinterbliebenen wieder. Vgl. hierzu MÜLLER-CALLEJA (1988: 213).

³ Bereits im Jahr 1948 veröffentlichte Ing-Britt Rudolf einen Beitrag über seine stilistische Untersuchung der Todesanzeigen in Schweden. Siehe hier RUDOLF (1948: 23-69). Die Untersuchung ist insgesamt syntax-lastig.

(*dt.*: hat uns verlassen), „i sorg och saknad“ (*dt.*: in Trauer und Verlust), „har somnat in/ insomnat“ (*dt.*: ist eingeschlafen/entschlafen) oder auch „du är alltid en del av oss“ (*dt.*: du wirst für immer ein Teil von uns sein/bleiben). Um die Phrasen in Hinblick auf ihre Verwendung in Abhängigkeit vom Alter des Verstorbenen vorzunehmen, wurde der Untersuchungskorpus in drei Untersuchungsgruppen eingeteilt. Ferner wurden zwei weitere Thesen ebenfalls im Rahmen der Studie mit untersucht. Zum zunächst die altersabhängige Verwendung des Possessivpronomens „vår“ (*dt.*: unser) als auch seines singulären Gegenpols „min“ (*dt.*: mein). Die zweite Untersuchungsfrage widmete sich der Verwendung des sowohl als Adjektiv wie auch als Substantivierung vorkommenden schwedischen Begriffes „älskade“ (*dt.*: G/geliebte/r).

Vorangestellt seien zunächst einige kurze Worte zur Erläuterung der Textsorte „Todesanzeige“. Wie die Bezeichnung schon aussagt, stellt die Todesanzeige ein Inserat im engeren Sinne dar. Nach der Differenzierung von Silbermann (1982)⁴ gibt es vier Kategorien von Anzeigen. Die Todesanzeigen lassen sich nach dieser Einteilung in die vierte Kategorie, die der „Prestigeanzeigen zur Ankündigung sozialer Ereignisse (z.B. Heirats-, Todes-, Geburtsanzeigen)“ einordnen.⁵ Die Todesanzeigen werden primär in den öffentlichen Medien – vorzugsweise in Zeitungen – unter der Rubrik „Anzeigen“, „Öffentliche Bekanntmachungen“ o.ä. veröffentlicht.⁶ Im fortschreitenden digitalen Zeitalter erfolgt ergänzend die Publikation von Anzeigen vermehrt im Internet, etwa auf Seiten der Zeitungsverlage oder neuerdings sogar auf denen der Bestattungsinstitute.⁷ Die Textsorte „Todesanzeigen“ stellt ein hervorragend zu untersuchenden Gegenstand dar. Zum einen, da sie leicht einsehbar ist und zum anderen aufgrund der hohen Anzahl von verfügbaren Anzeigen.⁸ Erstaunlich ist umso mehr das neuartige Interesse an ausgefallenen Todesanzeigen, wie die große Beliebtheit neuer, zum überwiegenden

⁴ SILBERMANN (1983: 15).

⁵ HINRICHS (1994: 19). Vgl. HOSSELMANN (2001: 16-21).

⁶ Zur Semiotik der Todesanzeige siehe SCHIFKO (1997: 137).

⁷ Es stellt sich zudem die Frage welche Beeinflussung vorhandene Musterbeispiele oder Vorlagen bei der finalen Gestaltung von Todesanzeigen haben. Oft können Hinterbliebene Sprüche aus einem Katalog auswählen und in die Todesanzeige einfließen lassen, was wiederum zu einer gewissen Entpersonalisierung der Anzeige beträgt. Vgl. hierzu den Beitrag von DAHLGREN (2005: 63-75). Vgl. auch ÅSARE (1996).

⁸ Vgl. andere Forschungsansätze, wie etwa der Erforschung von Personennamen in Deutschland, Österreich, der deutschsprachigen Schweiz und Finnland. Siehe hierzu die veröffentlichten Beiträge bei LENK (2002: 163-367). Eine Darstellung von norwegischen Todesanzeigen und Nekrologen erfolgte durch Per Bronken. Siehe BRONKEN (1996).

Teil satirischer Veröffentlichungen deutlich zeigt.⁹ Festzuhalten bleibt vorerst, dass es sich bei Todesanzeigen um schriftliche Äußerungen der Hinterbliebenen handelt, die den Tod eines Bekannten oder Familienmitgliedes verkünden. „Nur der Tod Angehöriger, guter Bekannter oder die unmittelbare Konfrontation mit dem Tode lösen Gefühle der Trauer oder des Schreckens aus“,¹⁰ die wiederum Voraussetzung für die zu erwartende Personalisierung von Todesanzeigen sind und oftmals auch konventionelle Brüche dokumentieren. Anzumerken ist, dass die Differenzierung zwischen Todes- und Traueranzeigen schwierig ist.¹¹ Der größte Unterschied liegt vornehmlich in der Tatsache, dass die Todesanzeigen über die stattfindende Trauerfeier informieren und insofern eine Appellfunktion, etwa die Einladung der Hinterbliebenen zur Bestattungszeremonie, wahrnimmt. Die Traueranzeige hingegen weißt eine eher rein informelle Bedeutung auf.¹² Im Rahmen dieser Untersuchung wurden sowohl Trauer- als auch Todesanzeigen untersucht. Im folgenden Beitrag werden beide Anzeigearten synonym unter dem Begriff „Todesanzeigen“ verwendet, da die oben angesprochene Differenzierung für die vorliegende Untersuchung irrelevant ist.

Der Begriff „Phraseologismen“ bezeichnet in seiner „Gesamtheit typische Wortverbindungen, Wendungen und Redensarten“.¹³ Hervorzuheben ist im Kontext der vorliegenden Studie vor allem der sprecherbezogene Aspekt. Palm (1995) definiert „Phraseologismus“ folgendermaßen:

„Die Phraseologie ist die Wissenschaft oder Lehre von festen Wortverbindungen einer Sprache, die in System und Satz Funktion und Bedeutung einzelner Wörter (=Lexeme) übernehmen können. Damit sind Phraseologismen ein Mittel zur Erweiterung des Wortschatzes, zur Benennung (Nomination) und zur Verarbeitung der Welt in der menschlichen Sprachtätigkeit. Was vorzugsweise durch Phraseologismen verarbeitet wird, sind mentale Größen, wie Emotionen, Einstellungen (negative) Verhaltensweisen, man spricht

⁹ NÖLLKE/SPRANG (2012). Vgl. BAUM (1980).

¹⁰ BEREITER-HAHN (1979: 10).

¹¹ Siehe auch SANDIG (1983: 96). Vgl. SCHIFKO (1997: 131). Vgl. LENK (2002: 243-244). Lenk differenziert zudem zwischen „geschäftlichen bzw. institutionellen und familiären Inseraten“. Auch unternimmt Lenk den Versuch drei Textsorten nachzuweisen, die der Todesanzeige, die der Todesnachricht und die der Traueranzeige.

¹² HINRICHS (1994: 77-78).

¹³ BALSILIEMKE (2001: 17). Balsliemke schreibt den Phraseologismen folgende zwei Merkmale zu: Doppelsinnigkeit und Bildhaftigkeit. Siehe hierzu BALSILIEMKE (2001: 25-29).

deshalb neuerdings vom mentalen Lexikon einer Sprache im Zusammenhang mit der Phraseologie.“¹⁴

Die vorliegende Untersuchung versteht *Phraseologismen* als stabile Wortwendungen, die nur in festgesetzten Kombinationen vorkommen und in ihrer Bedeutung über die eigentlich dargestellte Begrifflichkeit hinausgehen.¹⁵ Den Wortwendungen wird dennoch eine gewisse Flexibilität zugesprochen, die sich anhand von Einschüben und personalisierten Ergänzungen – zu meist in Form von Adjektiven oder Adverbien – aufzeigen und sich in den Anzeigen erwartungsgemäß auffinden lassen.

Bei dem untersuchten Korpus handelt es sich um 110 Todesanzeigen aus schwedischen Zeitungen, die per Zufallsverfahren ausgewählt wurden. Die Erstellung des Korpus wurde erheblich erleichtert, da der *Sveriges Begravningsbyråers Förbund* (dt.: Gesellschaft der Bestattungsbüros Schwedens) im Jahr 2005 eine Internetseite erstellt hat, die eine Vielzahl der abgedruckten Todesanzeigen nun auch im Internet publiziert.¹⁶ Zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Untersuchung verfügte der Korpus über insgesamt 18225 Anzeigen.¹⁷ Die Auswahl der Todesanzeigen erfolgte zufällig. Der somit erstellte Korpus wurde gesichtet und anschließend in drei Gruppen unterteilt. Ausschließliches Auswahlkriterium für die Kategorisierung war das Alter des Verstorbenen.¹⁸ Weitere Kriterien wie der gesellschaftliche Status, das Geschlecht oder gar religiöse Merkmale wurden nicht berücksichtigt, um die Allgemeingültigkeit der Anzeigen zu erhalten.¹⁹ Der Korpus stellt somit einen Querschnitt der schwedischen Todesanzeigen dar. Des Weiteren finden sich in dem Korpus Todesanzeigen aus allen Regionen Schwedens wieder, womit die Untersuchungsergebnisse eine Gültigkeit für ganz Schweden beanspruchen.

¹⁴ PALM (1995: 1).

¹⁵ Zur Klassifikation von Phraseologismen, siehe BALSLIEMKE (2001: 48-62).

¹⁶ Bei *Sveriges Begravningsbyråers Förbund* handelt es sich um eine Vereinigung von 400 autorisierten schwedischen Beerdigungsinstituten. Weitere Informationen finden sich auf der Internetseite; URL: <<http://www.ext.begravningar.se/>> [Zugriff: 21.02.2012, 12:21].

¹⁷ [Stand/Zugriff: 21. Februar 2012, 12:21].

¹⁸ Interessant ist die Einteilung, die Haus verwendet. Er unterscheidet insgesamt vier Altersklassen, die er mit „*Frühes Alter*“, „*Junges Alter*“, „*Durchschnittsalter*“ und „*Hohes Alter*“ benennt. Vgl. HAUS (2007: 63-65).

¹⁹ Zu berücksichtigen ist hierbei, dass die Todesanzeige, wie jede Textsorte, einem ständigen Wandel unterliegt, der sowohl einen historischen, sozialen als auch institutionellen Ursprung aufweist. Siehe hierzu SANDIG (1983: 94).

Zu den drei aufgestellten Untersuchungsgruppen muss vorab folgendes erwähnt werden: Bei der 1. Gruppe (Alter: <30 Jahre) handelt es sich um Personen, die bei ihrem Tod nicht älter als 29 Jahre waren.²⁰ In Schweden betrug bereits 1993 die Lebenserwartung für Männer 74 und für Frauen 80 Jahre,²¹ sodass man annehmen kann, dass die Verstorbenen aus der 1. Untersuchungsgruppe keines natürlichen Todes starben. Fraglich ist, ob sich die Todesursache in der Todesanzeige niederschlägt. Als Verfasser der Todesanzeige sind Familienmitglieder anzunehmen, die als Kollektiv auftreten, was sich in der Verwendung des Possessivpronomens niederschlagen müsste. Anders sind die Erwartungen an die 2. Gruppe (Alter: 30-60 Jahre). Sowohl die Todesursachen sind weitgefächerter, als auch die Familienrolle der Verstorbenen. Man stirbt nicht mehr nur als Sohn oder Tochter, sondern auch als Vater oder Mutter. Insofern ist anzunehmen, dass die Todesanzeigen meist in Gemeinschaft von Eltern und/oder Kindern des Verstorbenen in Auftrag gegeben wurden.²² Die 3. Gruppe (Alter: >60 Jahre) beinhaltet die Anzeigen von älteren verstorbenen Personen. Es ist anzunehmen, dass sich zwei Besonderheiten zeigen, welche im Grunde genommen den Umkehrschluss der Erwartungen an die 1. Gruppe darstellen: Als Todesursache sind vornehmlich natürliche Umstände und Ursachen anzunehmen, z.B. Altersschwäche, Krankheiten, usw. Zusätzlich hat sich die Rolle der Familie und Hinterbliebenen des Verstorbenen stark verändert. Als Auftraggeber der Todesanzeigen sind aus demographischen Gründen primär die Kinder oder Lebenspartner des Verstorbenen anzunehmen.²³

Verwendung der Possessivpronomen „vår“ (dt.: unser/e) und „min“ (dt.: mein/e)

Die gebräuchlichsten Possessivpronomen innerhalb der schwedischen Todesanzeigen sind „vår“ (dt.: unser/e) und „min“ (dt.: mein/e). Die Anwendung dieser zwei Possessivpronomen zeigt den Sender der Anzeige auf und ermöglicht somit den direkten Rückschluss auf einen singulären oder pluralistischen

²⁰ Der Korpus der 1. Gruppe umfasst 27 Todesanzeigen.

²¹ IMHOF (1994: 330-366, insbesondere 335). Ebenso lohnt sich ein Blick in die Statistiken der Demographischen Datenbank der Universität Umeå (DDB=Demografiska Databasen).

²² Der Korpus der 2. Gruppe umfasst 32 Todesanzeigen.

²³ Der Korpus umfasst insgesamt 51 Todesanzeigen. Feldmann beschäftigt sich ausführlicher mit der Zusammensetzung von Familien und Primärgruppen. Für eine genauere Aufschlüsselung dieser Einheiten, siehe FELDMANN (1997: 53-54).

Verfasserkreis. Possessivpronomen stellen somit einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Sender und Verstorbenem her. Der Anschaulichkeit halber seien an dieser Stelle einige Beispiele angeführt:

- (a) „Vår arbetskamrat“ [85349]²⁴ (dt.: Unser Arbeitskollege)
- (b) „Vår vän“ [163240] (dt.: Unser Freund)
- (c) „Vår käre kamrat“ [597276] (dt.: Unser lieber Kollege)
- (d) „Vår Älskade“ [625762] (dt.: Unser Geliebter)
- (e) „Min älskade Make vår käre Pappa“ [354700] (dt.: Mein geliebter Ehemann, unser lieber Papa)

Eine Besonderheit stellt hierbei das Beispiel (e) dar, indem sich beide Possessivpronomen wiederfinden lassen. Diese Tatsache erklärt sich dadurch, dass sich zwei Sendergruppe aus der Anzeige herausfiltern lassen. Zum einen die Ehefrau, welche ihrem Ehemann die Anzeige widmet zudem aber auch deren Kinder, die ihres verstorbenen Vaters gedenken.

Das Possessivpronomen „vår“

Mittels statistischen Auszählungsverfahrens der absoluten Häufigkeit wurde die Verwendung des Possessivpronomens „vår“ ermittelt. Wie man der Tabelle 1 entnehmen kann, zeigt sich eine relativ gleichbleibende Verwendungshäufigkeit des Pronomens innerhalb der drei Untersuchungsgruppen. Als ersten Rückschluss lässt sich festhalten, dass innerhalb aller drei Untersuchungsgruppen mehrere Personen die Anzeige verfasst haben und es sich somit um einen pluralistischen Senderkreis handelt. Erwartungsgemäß lässt sich zudem ein Anstieg der Nutzung des Pronomens „vår“ für die zweite Gruppe (Alter 30-60 Jahre) konstatieren, was vermutlich auf den sich vergrößerten Bekannten- und Familienkreis des Verstorbenen zurückzuführen ist. Ebenso lässt sich mit dieser Vermutung der Umkehrschluss für eine Reduktion der Verwendung von der 2. Gruppe zur 3. Gruppe erklären. Der Verstorbene weist ein höheres Alter auf und damit proportional verbunden reduziert sich die Anzahl von Bekannten- und Familienmitgliedern – vornehmlich im Bereich der Ehepartner – zunehmend.

²⁴ Die in eckigen Klammern genannte Nummerierung gibt die Online-ID wieder, welche der jeweiligen Todesanzeige innerhalb der Internetseite der Gesellschaft der Bestattungsbüros Schwedens zugeordnet ist. URL: <<http://www.ext.begravningar.se/>> [Zugriff: 21.02.2012, 12:21].

Verwendung von:	Gruppe 1 (<30 Jahre)	Gruppe 2 (30-60 Jahre)	Gruppe 3 (>60 Jahre)
„vår“	81,5% ²⁵	87,5%	72,6%
„min“	7,4%	12,5%	21,6%

Tabelle 1: Nutzungshäufigkeit der Possessivpronomen „vår“ und „min“

Das Possessivpronomen „min“

Auch für das Possessivpronomen „min“ wurde eine Übersicht der Verwendung innerhalb der einzelnen Untersuchungsgruppen erstellt. Auffällig ist vor allem der lineare Anstieg der Nutzung des Pronomens „min“ in Abhängigkeit zum Alter des Verstorbenen. Siehe hierzu Tabelle 1. In der 1. Gruppe verwenden oft alleinerziehende Mütter das Pronomen bei der Nennung ihres verstorbenen Kindes,²⁶ während dessen in der 3. Gruppe meist der Hinterbliebene Lebenspartner des unmittelbar Verstorbenen mittels „min älskade“ (dt.: mein/e geliebte/r) Abschied nimmt. Als Sender und Nutzer des Possessivpronomens lassen sich drei Gruppierungen herausarbeiten. Überdurchschnittlich oft wird das Possessivpronomen „min“ von Eltern (a), Kindern (b, c) und Lebenspartnern (d)²⁷ genutzt.

- a. „Min Son“ [335372] (dt. Mein Sohn)
- b. „Min Mamma“ [89766] (dt.: Meine Mama)
- c. „Min älskade lilla Mamma“ [602540] (dt.: Meine geliebte kleine Mama)
- d. „Min älskade Make“ [537749] (dt.: Mein geliebter Ehemann)

Hierbei ist auffällig, dass das Possessivpronomen in der Regel nicht isoliert vorkommt. Es wird meist mittels Adjektiven ergänzt (Beispiel c, d), die eine zusätzliche Aufwertung des Verstorbenen anstreben.²⁸

²⁵ Die Prozentwerte werden hier nur mit einer Kommastelle angegeben und sind sofern erforderlich aufgerundet.

²⁶ FELDMANN (1997: 58-60). Feldmann setzt sich hier vor allem auf psycho-sozialer Ebene mit dem Problemfall „*Verlust eines Kindes*“ auseinander.

²⁷ Hierbei erfolgt relativ häufig die Nutzung des schwedischen Wortes „make“ (dt.: Mann/Ehemann). Vgl. HINRICHS (1994: 46). Hinrichs weist hier auf die eher regional verbreitete Nutzung von „Gatte/Gattin“ hin.

²⁸ Siehe hierzu die Thematik, dass stets nur Gutes über die Verstorbenen gesagt wird. Vgl. SANDIG (1983: 97). Somit werden negative Aussagen selbstredend vermieden. Hierbei ist es fragwürdig inwiefern der Rückschluss, wenn nichts Gutes über den Verstorbenen gesagt wird, per se eine negativ notierte Aussage ist. Schiffko äußert sich ebenfalls zu

Verwendung des Wortes „älskade“

Todesanzeigen beginnen für gewöhnlich mit einer mehr oder weniger persönlichen Widmung. Dies geschieht zum einen anhand der bereits untersuchten Possessivpronomen „vår“ und „min“ sowie zum anderen durch daran angefügte Adjektive. Das in schwedischen Todesanzeigen am häufigsten verwendete Wort ist „älskade“, welches sowohl als Substantiv (*dt.*: Geliebte/r) oder Adjektiv (*dt.*: geliebte/r) auftreten kann.²⁹ Im Folgenden sollten die Zusammenhänge zwischen der Verwendung des Wortes „älskade“ und dem Alter des Verstorbenen dargestellt werden. Auf den ersten Blick ist die Verknüpfung von „älskade“ und dem sich daran anschließenden Zusatz auffällig. Es lassen sich hierbei zwei Kerngruppen herausstellen: Erstens die Verbindung, der sich unmittelbar der Name des Verstorbenen³⁰ anschließt (a) und zweitens die Verknüpfung von „älskade“ mit einem weiteren Zusatz, bevor der Name des Verstorbenen angeführt wird (b).

- a. „Vår älskade N.N.“ [147117] (*dt.*: Unser/e geliebte/r N.N.)
- b. „Vår älskade son N.N.“ [372294] (*dt.*: Unser geliebter Sohn N.N.)

An dieser Stelle sei auf die Tabelle 2 verwiesen, die eine Übersicht der Verwendung von „älskade“ und den zwei oben genannten Verknüpfungen liefert.

Verwendung von:	Gruppe 1 (<30 Jahre)	Gruppe 2 (30-60 Jahre)	Gruppe 3 (>60 Jahre)	Mittelwert (Gruppe 1-3)
„älskade“ + N.N.	40,7%	40,6%	17,7%	33,0%
„älskade“ + Zusatz (son, dotter, ...) + N.N	22,2%	43,8%	45,1%	37,0%

Tabelle 2: Nutzungshäufigkeit der Kombinationen mit „älskade“

„älskade“ + N.N.

Die Verwendung von „älskade“ und dem sich daran unmittelbar anschließenden Namen des Verstorbenen wird überdurchschnittlich häufig innerhalb der 1. Gruppe und der 2. Gruppe (Mittelwert: 40,65%) gebraucht. Zunächst erscheint die Nutzung der Verknüpfung als durchgehend dominant. Vergleicht man jedoch den Mittelwert von „älskade“ + N.N. für alle drei Untersuchungsgruppen, so erhält man lediglich

diesem Sachverhalt. Es gelte laut Schiffko immer der Grundsatz „*de mortuis nihil nisi bene*“. Siehe hierzu SCHIFKO (1997: 132).

²⁹ In wenigen Fällen lässt sich sogar die Verwendung als Verb (*dt.*: liebte) nachweisen.

³⁰ Der Name des Verstorbenen wird in dieser Arbeit durchgängig durch N.N. (*Nomen Nominandum*) ersetzt.

einen Mittelwert von 33,0%, währenddessen die Kombination von „älskade“ + Zusatz + N.N. über einen Mittelwert von 37,0% verfügt. Der Unterschied ist nicht sehr ausgeprägt, aber dennoch vorhanden.

„älskade“ + Zusatz + N.N.

Die Verbindung von „älskade“ mit anderen Zusätzen und dem sich anschließenden Namen des Verstorbenen bedarf einer eingehenderen Untersuchung. Auf den ersten Blick erscheint die Kombinationsmöglichkeit unbegrenzt, doch es zeigt sich, dass bei den untersuchten schwedischen Todesanzeigen nur eine stark eingeschränkte Anzahl von Kombinationen verwendet wurde. Im nachfolgenden sollen die herausgearbeiteten größeren Kategorien kurz dargestellt werden.

- (a) „Min älskade Son“ [408328] (dt.: Mein geliebter Sohn)
- (b) „Vår älskade Storebror“ [398591] (dt.: Mein geliebter großer Bruder)
- (c) „Vår älskade lilla Mamma“ [343939] (dt.: Meine geliebte kleine Mama)
- (d) „Min älskade make“ [226418] (dt.: Mein geliebter Ehemann)
- (e) „Vår älskade Son och Broder, min Pjöjkvän, vårt kära Barnbarn“ [640185] (dt.: Unser geliebter Sohn und Bruder, mein Freund, unser liebes Enkelkind)
- (f) „Vår älskade, älskade...” [312850] (dt.: Unser geliebter Geliebter)

Es lassen sich insgesamt sechs größere Senderkategorien herausfiltern.³¹ Als erste Gruppe sind Eltern (a) anzuführen, die ihrer verstorbenen Kinder gedenken. Aber auch Geschwister verfassen Todesanzeigen (b), ebenso wie Kinder für ihre Eltern (c). Oft finden sich auch Todesanzeigen für den verstorbenen Lebenspartner (d) sowie einer ganzen Familie (e) wieder. Die sechste Gruppe (f) bildet das Sammelsurium für sonstige Sender und Kombinationsmöglichkeiten, die keiner der oben genannten Gruppen eindeutig zuzuordnen sind. Innerhalb dieser Gruppe finden sich etwa Arbeitskollegen, Freunde oder Bekannte als Sender wieder. Anhand der schriftlichen Äußerung lassen sich somit zwei Rückschlüsse gewinnen: Erstens wer der Verfasser ist und zweitens in welchem Verhältnis er zum Verstorbenen steht. Eine weitere Auffälligkeit, die sich bei der Untersuchung zeigte, ist die Möglichkeit dem „älskade“ ein Adverb voranzustellen, vornehmlich „innerligt“ (dt.: innerlich/unermesslich). Die Kombination „Vår innerligt älskade“ erscheint innerhalb des untersuchten Korpus überdurchschnittlich oft. Die Nutzung der Variationen von

³¹ Bzgl. der unterschiedlichen Sender, siehe auch das Kapitel „Sender“ bei HINRICHS (1994: 66-70).

„vår“ mit oder ohne Zusätzen ist demnach nicht vom Alter der verstorbenen Person abhängig, sondern ergibt sich primär aus dem Senderkreis der jeweiligen Anzeige.

Die Nutzung der zehn häufigsten Phrasen innerhalb des Korpus

Innerhalb der Studie konnten zehn Phrasen herausgearbeitet werden, die überdurchschnittlich oft Verwendung erfuhren und im Folgenden jeweils einzeln vorgestellt und analysiert werden.³² Aufgelistet sind die häufigsten Phrasen in Tabelle 3.

Verwendung von:	Gruppe 1 (<30 Jahre)	Gruppe 2 (30-60 Jahre)	Gruppe 3 (>60 Jahre)
1. „har lämnat oss“	66,7%	81,3%	45,1%
2. „i sorg och saknad“	59,3%	59,4%	27,5%
3. „idag/ i dag“	3,7%	25,0%	17,7%
4. „olyckshändelse“	3,7%	3,1%	1,9%
5. „sjukdom“	3,7%	3,1%	19,6%
6. „har somnat in/ insomnat“	3,7%	6,3%	41,2%
7. „slutat sin stund på jorden“	0,0%	3,1%	5,9%
8. „i ljust minne bevarad“	7,4%	3,1%	13,7%
9. „för tidigt“	3,7%	6,3%	1,9%
10. „du är för alltid en del av oss“	7,4%	0,0%	0,0%

Tabelle 3: Auflistung der verwendeten Phrasen sowie der jeweiligen Nutzungshäufigkeiten

1. „har lämnat oss“

Die Verwendung der Phrase „har lämnat oss“ (*dt.*: hat uns verlassen) findet sich in den Todesanzeigen aller Altersgruppen wieder. Zugleich ist der Ausdruck der am häufigsten verwendete aller untersuchten Phrasen. Betrachtet man den gesamten Korpus der 110 schwedischen Todesanzeigen, so findet sich die Wendung in 64,3% derselben wieder, in absoluten Zahlen entspricht dies 58 Anzeigen. Weitere Angaben lassen sich der Tabelle 3 entnehmen. Oft wird die Wendung in Modifikation mit

³² Vgl. auch die semantische Analyse bei HAUS (2007: 85ff.).

ergänzenden Zusätzen wie „hastigt (dt.: zu schnell/hastig), „oväntat“ (dt.: unerwartet) oder „stilla“ (dt.: still) genutzt.³³

2. „i sorg och saknad“

Die zweithäufig genutzte Trauerformel „i sorg och saknad“ (dt.: in Trauer und Verlust) wird in 48,7% aller Todesanzeigen genutzt, in absoluten Zahlen handelt es sich um 44 Anzeigen. Hierbei ist auffällig, dass die Kombination gleichbleibend, vor allem bei Verstorbenen der 1. und 2. Gruppe verwendet wird. Bei den Anzeigen aus der 3. Gruppe hingegen erfährt die Phrase nur noch bei etwa einem Viertel der Anzeigen eine Berücksichtigung. Der Rückgang bei der Verwendung innerhalb der 3. Gruppe lässt sich möglicherweise damit erklären, dass die Hinterbliebenen mit dem Tod des Verstorbenen gerechnet und somit bereits zu Lebzeiten Abschied von diesem genommen hatten, weswegen die Trauer meist geringer ausfällt oder sich zumindest schriftlich weniger stark manifestiert.

3. „idag/ i dag“

Neben einem Todesdatum weisen einige Todesanzeigen oft auch weitere temporale Angaben auf. So finden sich Zusätze wie „har idag efter kort tids sjukdom lämnat oss i djup sorg och saknad“ (dt.: hat uns heute nach kurzer Zeit Krankheit verlassen in tiefer Trauer und Verlust) in Kombination mit weiteren hier behandelten Phrasen. Die Anwendung der Angabe findet vor allem bei Verstorbenen der 2. Gruppe (30-60 Jahre) statt. Ein Viertel der Anzeigen wiesen hier die temporale Ergänzung „idag/ i dag“³⁴ (dt.: heute) auf. Möglicherweise soll durch die Verwendung von „idag/ i dag“ lediglich die Aktualität der Anzeige untermauert werden. Erschöpfende Erklärungen für diese außergewöhnliche Häufung konnten bislang nicht gefunden werden.

4. „olyckshändelse“

Verhältnismäßig selten wird die Todesursache innerhalb der einzelnen Anzeigen genannt.³⁵ Für den Tod des Verstorbenen stehen sich im Prinzip zwei Möglichkeiten

³³ HAUS (2007: 76-77). Vgl. HINRICHS (1994: 72).

³⁴ Die Schreibung von „idag/ i dag“ ist im Schwedischen variabel. Beide Schreibungen bedeuten im Deutschen „heute“.

³⁵ Vgl. auch norwegische Beispiele in WIGGEN (2000: 80-91). Wiggen schlüsselt die Orte an denen der Tod eingetreten ist noch weiter auf. Zu den speziellen Formen des Sterbens siehe auch FELDMANN (1997: 75-80). Feldmann unterscheidet hierbei zwischen dem natürlichen und dem gewaltsamen Tod. Siehe auch HINRICHS (1994: 62-66). Vgl. SCHIFKO (1997: 131). Schifko konnte in seiner Analyse nachweisen, dass gerade im Deutschen relativ häufig die Begleitumstände des Sterbens genannt werden. Vgl. dazu HOSSELMANN (2001: 57). Hosselmann hingegen konnte für den deutschen Sprachraum dokumentieren,

gegenüber: Der natürliche und der nicht natürliche Tod. Eine Berücksichtigung der Todesart findet sich auch innerhalb der Wortwahl der Anzeigen wieder. So unterscheiden auch einige Anzeigen zwischen „olyckhändelse“ (dt.: Unglücksfall/Unfall) und „sjukdom“ (dt.: Krankheit). In diesem Absatz sollen zunächst die Nennungen der Unglücksfälle näher betrachtet werden. Insgesamt ließ sich jeweils eine Anzeige für jede Altersgruppe finden, in der die Todesursache auf „olyckhändelse“ hinauslief. Prozentual betrachtet wurde der Ausdruck in 2,9% aller Todesanzeigen verwendet. Hierin zeigt sich zugleich, dass die Unglücksfälle nicht die gewöhnliche Art zu sterben darstellen. Eine weitere Interpretation ist vorerst nicht möglich, solange nicht die Todesursachen aller verstorbenen Personen bekannt sind.

5. „sjukdom“

Die Wendungen, welche „sjukdom“ (dt.: Krankheit) beinhalteten finden sich erwartungsgemäß selten bei Verstorbenen der ersten beiden Gruppen. Jeweils eine untersuchte Todesanzeige listete als Todesursache „Krankheit“ auf. Betrachtet man im Vergleich dazu die Todesanzeigen der 3. Gruppe, lässt sich ein sprunghafter Anstieg feststellen. Ein Fünftel der Anzeigen führt hier als Todesursache „Krankheit“ an.³⁶

6. „har somnat in/ insomnat“

Bei der euphemistischen Wendung „har somnat in/ insomnat“ (dt.: ist eingeschlafen/entschlafen) handelt es sich auch um eine auch im deutschen Sprachraum geläufige Phrase.³⁷ Bei der Verwendung zeigt sich ein offensichtlich exponentieller Anstieg, in deutlicher Anlehnung an das Alter des Verstorbenen. Für die 1. Gruppe 3,7%, für die 2. Gruppe 6,3% sowie für die 3. Gruppe 41,2%. Die Verwendung erfolgt demnach in deutlicher Abhängigkeit zum Alter des Verstorbenen. Zudem wird der Begriff zum Teil auch für die natürliche Todesart der Altersschwäche genutzt.³⁸ Zu beachten gilt hierbei die sehr unterschiedliche Deutung – vor allem im deutschen Sprachraum. Während das Derivat „eingeschlafen“ eher mythologisch-christlichen Ursprungs ist und sich vornehmlich im christlichen Zusammenhang

dass 54,90% der dortigen Todesanzeigen den Tod durchaus thematisieren und somit direkt nennen.

³⁶ HAUS (2007: 75-76). Vgl. BAUM (1980: 108f.).

³⁷ HOSSELMANN (2001: 47-49).

³⁸ Wiggen, untersuchte hierzu die Verbverknüpfungen von „dø“, „sov(n)e“ und „gå“. WIGGEN (2000: 74-80).

Verwendung findet, verweist „entschlafen“ „mittlerweile eindeutig auf den weltlichen Sterbeprozess.“³⁹

7. „slutat sin stund på jorden”

Eine weitere Möglichkeit über den Tod des Betroffenen zu sprechen und zu schreiben, besteht in der Nutzung von „slutat sin stund på jorden” (*dt.*: hat seine Zeit auf der Erde vollendet). Hierbei wird der Aspekt hervorgehoben, dass die Hinterbliebenen das Leben des Verstorbenen als abgeschlossen und somit vollendet betrachten. Diese Interpretation stützt sich primär auf die Analyse der Anwendungshäufigkeit innerhalb der Todesanzeigen. Für die 1. Gruppe ließ sich kein Beispiel finden, was wiederum möglicherweise bedeutet, dass die Hinterbliebenen das Leben des Verstorbenen keineswegs als „vollendet“ ansehen. Mit steigendem Alter des Verstorbenen nimmt auch die Verwendung der Phrase zu, so lässt sich für die 2. Gruppe eine Nutzungshäufigkeit von 3,1% sowie für die 3. Gruppe von 5,9% nachweisen.

8. „i ljust minne bevarad“

Die Phrase „i ljust minne bevarad“ (*dt.*: in lebendiger Erinnerung bewahrt) taucht ebenfalls als eine feste Wendung innerhalb der untersuchten Todesanzeigen auf. Die Nutzungshäufigkeit ist hierbei variierend. Für die erste Gruppe lässt sich eine Verwendungshäufigkeit von 7,4%, für die zweite Gruppe 3,1% und für die dritte Gruppe 13,7% nachweisen. Es bleibt fragwürdig, weshalb die Phrase in der zweiten Gruppe nur eine so geringe Anwendung erfährt, wo doch gerade hier ein größerer Personenkreis vorhanden ist, der des Verstorbenen gedenken kann und sich die Erinnerung an diesen erhalten möchte.

9. „för tidigt“

Gerade im Hinblick auf jung verstorbene Personen findet sich häufig der Hinweis „för tidigt“ (*dt.*: zu früh/ zu zeitig) in den Todesanzeigen wieder. Innerhalb der ersten beiden Gruppen lässt sich eine prozentuale Nutzung von 3,7% und 6,3% dokumentieren. Die Formulierung ist demnach ein Kennzeichen für den unerwarteten Tod und somit ein deutliches Zeichen für die Fassungslosigkeit der Hinterbliebenen, zumeist Eltern.⁴⁰

³⁹ HAUS (2007: 86).

⁴⁰ HOSSELMANN (2001: 62).

10. „du är för alltid en del av oss“

Abschließend soll die Phrase „du är för alltid en del av oss“ (dt.: du wirst für immer ein Teil von uns sein/ bleiben) untersucht werden.⁴¹ Die Wendung ließ sich nur bei 7,4% der Anzeigen innerhalb der ersten Gruppe nachweisen. Erstaunlich ist, dass die Phrase weder in der zweiten noch in der dritten Gruppe Anwendung findet. Der mögliche Rückschluss, dass der Verstorbene nicht vermisst wird, sollte vermieden werden und kann als generell falsch abgetan werden.

Zusammenfassung der Ergebnisse

Die Ergebnisse der durchgeführten Untersuchung sowie deren Schlussfolgerungen sollen an dieser Stelle in komprimierter Form zusammengeführt und der daraus resultierende Bedeutungsgewinn dargestellt werden. Die Studie basiert auf der Untersuchung von 110 schwedischen Todesanzeigen. Dieser Korpus wurde in drei Untersuchungsgruppen unterteilt, welche sich an dem Alter der verstorbenen Person orientierten. Ziel der Untersuchung war es, die Verbindung von phraseologischen Wendungen in Abhängigkeit zum Alter des Verstorbenen zu ermitteln und daran anschließend die Ergebnisse zu interpretieren. Die drei Hauptschwerpunkte waren hierbei: (1) Die Verwendung der Possessivpronomen „vår“ und „min“, (2) die Kombinationsmöglichkeiten des Wortes „älskade“ mit der unmittelbaren Anfügung des Namens des Verstorbenen oder vorangestellten zusätzlichen Einfügungen sowie (3) die Herausarbeitung und Analyse der zehn am häufigsten genutzten Phrasen innerhalb des Korpus.

Als erstes allgemeines Ergebnis kann man festhalten, dass es zwischen dem Alter der Verstorbenen und den verwendeten Phrasen innerhalb der Todesanzeigen einen deutlichen Zusammenhang gibt. In Bezug auf den ersten Teil der Untersuchung zeigte sich, dass das Possessivpronomen „vår“ innerhalb aller drei Untersuchungsgruppen (1. Gruppe: Alter <30 Jahre; 2. Gruppe: 30-60 Jahre; 3. Gruppe: >60 Jahre) eine sehr ausgeprägte Präsenz aufweist. Nur innerhalb der dritten Gruppe lässt sich ein leichter Abfall auf 72,6% nachweisen, der möglicherweise auf einen verringerten Familienkreis des Verstorbenen zurückzuführen ist. Deutlicher hingegen ist die Nutzung des zweiten untersuchten Possessivpronomens „min“, welches im konkreten Kontext zum Verstorbenen steht. Bei der Verwendung lässt sich ein linearer Anstieg von der ersten Gruppe (7,4%)

⁴¹ Vgl. hierzu die norwegischen Entsprechungen bei BRONKEN (1996: 25-28).

über die zweite Gruppe (12,5%) zur dritten Gruppe (21,6%) nachweisen. Das Resultat zeigt, dass der Sender der Todesanzeige als Einzelindividuum auftritt. Gerade bei Anzeigen aus der dritten Untersuchungsgruppe lässt sich primär der hinterbliebene Ehepartner als Sender der Anzeige identifizieren.

Im zweiten Teil der Studie konnte nachgewiesen werden, dass die Verbindung des Wortes „älskade“ + N.N. in etwa gleich häufig genutzt wird (33,0%), wie die Kombination von „älskade“ + Zusatz + N.N. (37,0%). Als Fazit lässt sich festhalten, dass es sich um zwei gleichwertige Phrasenformeln handelt, die synonym auftreten und somit möglicherweise eine Variationsmöglichkeit darstellen.

Zuletzt sollten die zehn am häufigsten verwendeten Phrasen und Trauerformeln innerhalb des Korpus herausgearbeitet und in ihrer Bedeutung hinsichtlich des Alters des Verstorbenen interpretiert werden. Auch im Hinblick auf diese Fragestellung konnte in der Mehrheit der genutzten Phrasen eine Abhängigkeit vom Alter der verstorbenen Person nachgewiesen werden. Ebenso konnte anhand des Mittelwertes aus allen drei Untersuchungsgruppen die drei am häufigsten verwendeten Phrasen ermittelt werden. Es handelt sich hierbei um „har lämnat oss“ (Mittelwert aus allen drei Gruppen: 64,3%), „i sorg och saknad“ (48,7%) und „har somnat in/ insomnat“ (17,0%). Um die ermittelten Ergebnisse auch visuell greifbar zu machen, sei im Folgenden auf die Tabellen 4-6 verwiesen. Aufgeführt sind die verwendeten Phrasen für die jeweilige Gruppe, sortiert nach deren Nutzungshäufigkeit. Aus Gründen der Übersichtlichkeit wurden jeweils nur die fünf am häufigsten genutzten Wendungen aufgelistet. Hierbei weicht die Tabelle 4 insoweit ab, als dass sich fünf Phrasen den fünften Platz aufgrund prozentualer Gleichwertigkeit teilen.

Verwendung von:	Gruppe 1 (<30 Jahre)
1. „har lämnat oss“	66,7%
2. „i sorg och saknad“	59,7%
3. „du är alltid en del av oss“	7,4%
4. „i ljust minne bevarad“	7,4%
5. „idag/ i dag“ „olyckshändelse“ „sjukdom“ „har somnat in/ insomnat“ „för tidigt“	3,7%

Tabelle 4: Verwendungshäufigkeit innerhalb der 1. Gruppe (<30 Jahre)

Wie Tabelle 4 zu entnehmen ist, werden innerhalb der ersten Gruppe überdurchschnittlich oft die Wendungen „har lämnat oss“ und „i sorg och saknad“ genutzt. Erst mit deutlichem Abstand folgen „du är alltid en del av oss“ und „i ljust minne bevarad“. Den fünften Platz teilen sich fünf Wendungen, die jedoch ausnahmslos eher selten Verwendung erfahren.

Verwendung von:	Gruppe 2 (30-60 Jahre)
1. „har lämnat oss“	81,2%
2. „i sorg och saknad“	59,4%
3. „idag/ i dag“	25,0%
4. „har somnat in/ insomnat“ „för tidigt“	6,3%

Tabelle 5: Verwendungshäufigkeit innerhalb der 2. Gruppe (30-60 Jahre)

Bei der 2. Gruppe finden sich drei stark frequentierte Trauerformeln wieder, (siehe Tabelle 5). Unangefochten dominiert, wie in der ersten Gruppe, „har lämnat oss“, gefolgt von „i sorg och saknad“. Die temporale Angabe „idag/ i dag“ folgt dann überraschenderweise auf dem dritten Platz. Die Wendung „har somnat in/ insomnat“ und „för tidigt“ finden sich aus allgemein nachvollziehbaren Gründen erst im hinteren Feld wieder.

Verwendung von:	Gruppe 3 (>60 Jahre)
1. „har lämnat oss“	45,1%
2. „har somnat in/ insomnat“	41,2%
3. „i sorg och saknad“	27,5%
4. „sjukdom“	19,6%
5. „idag/ i dag“	17,7%

Tabelle 6: Verwendungshäufigkeit innerhalb der 3. Gruppe (<60 Jahre)

Innerhalb der 3. Gruppe zeigt sich ein verändertes Bild, wie man aus Tabelle 6 schlussfolgern kann. Auch hier führt die Wendung „har lämnat oss“ als die häufigste Phrase. Auf Platz zwei folgt „har somnat in/ insomnat“. Diese Phrase ist in der Tat gerade innerhalb der 3. Gruppe auffallend präsent. Im Mittelfeld hingegen landen „i sorg och saknad“, das somit in der 3. Gruppe einen starken Rückgang in seiner Nutzung erfährt. Die Todesursache „sjukdom“ belegt den vierten Platz und steht

somit stellvertretend für die Tatsache, dass vor allem innerhalb der 3. Gruppe Todesursachen durchaus präsent sind und auch in den Todesanzeigen genannt werden.⁴² Ebenfalls wie in der 2. Gruppe wird der Zeitpunkt mittels „*idag/ i dag*“ präzisiert.

Es ist somit festzuhalten, dass es sich bei den untersuchten festen Wendungen und Trauerformeln um Phrasen handelt, die ihren Einsatz vor allem innerhalb der Todesanzeigen finden. Dennoch ist die Verwendung der Phrasen weder vorgeschrieben noch anderweitig reglementiert. Im Gegenteil, während der Untersuchung des Korpus hat sich gezeigt, dass es sich bei den Phrasen um austauschbare Segmente handelt, die erst in ihrer Zusammensetzung eine personalisierte Würdigung des Verstorbenen ermöglichen.⁴³ Zu beachten gilt dabei hierbei jedoch, dass die Segmente nicht willkürlich kombinierbar sind. Sehr oft sind die Wendungen, wie nachgewiesen, nur im direkten Kontext zum Alter des Verstorbenen nutzbar. In Abhängigkeit zum Alter des Verstorbenen zeigen sich folgende sieben Besonderheiten, die man den Tabellen 4 bis 6 entnehmen kann:

1. „*har lämnat oss*“ – wird am häufigsten in der zweiten Gruppe verwendet.
2. „*i sorg och saknad*“ – wird in der ersten und zweiten Gruppe fast prozentgleich verwendet.
3. „*idag/ i dag*“ – weist eine überdurchschnittliche Frequenz in der zweiten Gruppe auf.
4. „*sjukdom*“ – als Todesart gilt erwartungsgemäß als Todesursache für Verstorbene aus der dritten Gruppe
5. „*har somnat in/ insomnat*“ – weist eine prozentuale Zunahme von der ersten zur dritten Gruppe auf, wobei die Phrase innerhalb der dritten Gruppe eine überdurchschnittliche Anwendung aufweist.
6. „*slutat sin stund på jorden*“ – findet in der ersten Gruppe keine Verwendung, während von der zweiten zur dritten Gruppe eine deutliche Verwendung zu konstatieren ist.
7. „*i ljusst minne bevarad*“ – primäre Nutzung innerhalb der ersten und dritten Gruppe. Die defizitäre Nutzung innerhalb der zweiten Gruppe lässt sich vorerst nicht erklären.

⁴² Dass die Todesursache „*sjukdom*“ innerhalb der Gruppe 1 auch auf dem 5. Platz landet, erklärt sich durch die Tatsache, dass es sich um eine Todesanzeige handelt, die von einer Mutter für ihre einjährige Tochter verfasst wurde.

⁴³ SANDIG (1983: 100).

Forschungsausblick

Wie die Untersuchung gezeigt hat, besteht nachweislich eine Verbindung zwischen den verwendeten Phraseologismen innerhalb einer Todesanzeige und dem Alter der verstorbenen Person. In diesem Kontext wäre eine tiefergehende Untersuchung interessant, etwa die Untersuchung des gesamten Korpus der 18.225 schwedischen Todesanzeigen. Würde die Untersuchung das vorliegende Ergebnis stützen oder ließen sich möglicherweise Unterschiede und Abweichungen nachweisen? Ebenso wäre eine vergleichende Untersuchung erstrebenswert, welche sich dem interskandinavischen Raum widmet und Unterschiede zwischen dänischen, finnischen, isländischen, norwegischen und schwedischen Todesanzeigen untersucht. Der Hauptkritikpunkt der bisherigen Arbeiten zu dieser Thematik ist, dass fast ausschließlich Todesanzeigen aus einem Land untersucht wurden und somit die länderübergreifend vergleichende Komponente vernachlässigt wurde. Weiterführende Studien könnten sich sowohl den semantischen, als auch kognitiven Gemeinsamkeiten und Unterschieden der länderspezifischen Todesanzeigen widmen, welche wiederum Rückschlüsse auf die sozio-kulturellen Besonderheiten der Länder ermöglichen.

Literaturverzeichnis

Bei den Quellen handelt es sich um den Korpus, der im Rahmen dieser Arbeit untersucht wurde. Da dieser online einsehbar ist, erfolgt hier lediglich die Nennung der Internetseite des *Sveriges Begravningsbyråers Förbund*. URL: <<http://www.ext.begravningar.se/>> [Zugriff: 21.02.2012, 12:21]. Die jeweiligen Beispiele können anhand der Online-ID, welche jeweils hinter den Beispielen im Text angegeben wurde, recherchiert werden.

ÅSARE, Rolf: Dödsannonser. 128 minnesverser och vanliga symboler. Göteborg 1996.

BRÄNDSTRÖM, Anders/EGERBLADH, Inez/SJÖSTRÖM, Carin/Tedebrand, Lars-Göran: Lebenserwartung in Schweden 1750-1900. In: Lebenserwartungen in Deutschland. Norwegen und Schweden im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. von Arthur E. Imhof. Berlin 1994, S. 335-363.

BALSLIEMKE, Petra: „Da sieht die Welt schon anders aus.“ Phraseologismen in der Anzeigenwerbung: Modifikation und Funktion in Text-Bild-Beziehungen. (=Phraseologie und Parömiologie, Bd.7, hrsg. von Wolfgang Eismann et. al.) Hohengehren 2001.

BAUM, Stella. Plötzlich und unerwartet. Todesanzeigen. Düsseldorf 1980.

BEREITER-HAHN, Jürgen: Biologische Aspekte des Begriffes „Tod“. In: Stichwort: Tod. Eine Anfrage, hrsg. von der Rabanus Maurus-Akademie Fulda, Limburg, Mainz. Frankfurt/M. 1979, S. 9-22.

BRONKEN, Per: Aldri vi deg glemme vil... Norske dödsannonser og nekrologer. Oslo 1996.

DAHLGREN, Curt: Dödsannonsernas symbolspråk. In: Begravnings seder i förändring, hrsg. von Småländska kulturbilder. Värnamo 2005, S. 63-75.

FELDMANN, Klaus: Sterben und Tod. Sozialwissenschaftliche Theorien und Forschungsergebnisse. Opladen 1997.

GRÜMER, Karl-Wilhelm/HELMRICH, Robert: Die Todesanzeige. Viel gelesen, jedoch wenig bekannt. Deskription eines wenig erschlossenen Forschungsmaterial. In: Historical Social Research, Vol. 19 (1994: I), S. 60-108.

HAUS, Adrian: Todesanzeigen in Ost- und Westdeutschland. Ein sprach- und kulturwissenschaftlicher Vergleich (=Frankfurter Forschungen zur Kultur- und Sprachwissenschaft, Bd. 14, hrsg. von Heiner Boehncke/Horst D. Schlosser). Frankfurt/M [u.a.] 2007.

HINRICHS, Ilka-Marthje: „Untersuchung zur Textsorte ‚Todesanzeige‘ “. Kiel 1994.

HOSSELMANN, Birgit: Todesanzeigen als memento mori? Eine empirische Untersuchung von Todesanzeigen der Gegenwart. (=Münsteraner Theologische Abhandlungen) Altenberge 2001.

IMHOF, Arthur E. (Hg.): Lebenserwartungen in Deutschland, Norwegen und Schweden im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin 1994.

LENK, Hartmut E.H.: Personennamen im Vergleich. Die Gebrauchsformen von Anthroponymen in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Finnland. (=Germanistische Linguistik Monographien, Bd. 9, hrsg. von Friedhelm Debus et.al.). Hildesheim/ Zürich/New York 2002.

MÜLLER-CALLEJA, Rolf: Todesanzeigen (Religionslehre). In: Die Zeitungsanzeige. Medienkundliches Handbuch, hrsg. von Eva Brand/Peter Brand/Volker Schulze. Aachen-Hahn 1988, S. 207-220.

NÖLLKE, Matthias/SPRANG, Christian: Wir sind unfassbar. Ungewöhnliche Todesanzeigen. Köln 2012.

RUDOLF, Ing-Britt: En stilistik undersökning av dödsannonser. In: Nysvenska studier. Tidskrift för svensk stil- och språkforskning, Bd. 28, hrsg. von Bengt Hesselmann /Olof Östergren. Uppsala 1948, S. 23-69.

SANDIG, Barbara: Textsortenbeschreibung unter dem Gesichtspunkt einer linguistischen Pragmatik. In: Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979, hrsg. vom Vorstand der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten. Berlin 1983, S. 91-102.

SCHIFKO, Peter: Todesanzeigen. Kontrastive Analyse einer Textsortenklasse (D-F-S). In: Studien zum romanisch-deutschen und innerromanischen Sprachvergleich, hrsg. von Gerd Wotjak. Frankfurt/M.[u.a.] 1997, S. 129-141.

WIGGEN, Geirr: Quando corpus morietur... Dødsannonser i Norge gjennom det 20. Hundreåret. Et bidrag til norsk språk- og mentalitetshistorie med internasjonalt utblikk. Oslo 2000.

Die Welt der schönen Bilder – Nutzen und Gefahren von fMRT-Studien für die Linguistik

Abstract

Mittels funktionaler Magnetresonanztomographie (fMRT) kann neuronale Aktivität gemessen und sichtbar gemacht werden. Das Verfahren spielt auch in der Linguistik eine große Rolle, insbesondere bei der Lokalisierung von Sprache im Gehirn.

Der Vortrag an der 55. Studentischen Tagung Sprachwissenschaft in Greifswald diskutiert die Messung und den Nutzen von fMRT für linguistische Fragestellungen. Nach einer kurzen Einführung in die Grundlagen (was wird wie gemessen?) soll aufgezeigt werden, wie die Technik für linguistische Fragestellungen benutzt wird und wo Chancen und Risiken liegen. Welche Aussagen können wir aufgrund von fMRT-Bildern machen und wann sollten wir skeptisch sein?

Einleitung

Das menschliche Gehirn besteht aus 80-90 Milliarden Neuronen, die über 100 Billionen Synapsen miteinander verbunden sind (vgl. Müller 2013: 173f.). Wenn in der Linguistikvorlesung nach neuronaler Verarbeitung von Sprache gefragt wird, werden jedoch oft nur zwei Regionen genannt: Das präfrontale Broca-Areal für die Sprachproduktion und das temporale Wernicke-Areale für die Sprachrezeption. Das diese Vereinfachung zu kurz greift, sollte angesichts der großen Zahl von Neuronen und Synapsen klar sein. Wie die Verarbeitung von Sprache im Gehirn aussieht, kann unter anderem mit der funktionellen Magnetresonanztomographie (kurz fMRT) aufgezeichnet werden. Diese Methode wurde im hier verschriftlichten Vortrag an der 55. Studentischen Tagung Sprachwissenschaft in Greifswald vorgestellt.

Nach einer kurzen Einführung in die bildgebende Methode und einer Erläuterung, wie die Bilder zustande kommen, folgt eine Diskussion zu Chancen und Risiken für die Linguistik. Probleme oder kritische Punkte ergeben sich sowohl durch die Messung als auch bei der linguistischen Fragestellung, die mittels der fMRT untersucht werden soll. Schließlich wird am Beispiel von Paul Broca aufgezeigt, wie viel Glück im Spiel war, als das Broca-Areal entdeckt wurde.

Was ist fMRT?

Die funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRT¹) ist ein nicht-invasives, bildgebendes Verfahren, das oft bei medizinischen oder wissenschaftlichen Untersuchungen eingesetzt wird. Der Vorteil dieser noch jungen Methode² ist, dass es keine Strahlenbelastung gibt und eine Auflösung im Millimeterbereich möglich ist. So können aktivierte Hirnregionen genau lokalisiert werden. Der Nachteil der Methode liegt darin, dass eine Messung sehr teuer ist und die zeitliche Auflösung meist schlecht: Zwischen der Aktivierung eines Gebiets und der Registrierung derselben liegen ungefähr sechs Sekunden. Der Grund dafür liegt in der indirekten Messmethode von fMRT-Bildern, dem sogenannten BOLD³-Verfahren. Darunter versteht man die Messung der Veränderung von Blutvolumen, Blutfluss und Sauerstoffverbrauch (Logothetis/Wandell 2004: 760). Aus dieser Veränderung schließt man dann auf die kognitiven Funktionen.

Warum wir nicht direkt neuronale Aktivität messen können und diesen Umweg über den BOLD-Effekt machen müssen, wird im nächsten Teil beschrieben.

Was wird wie gemessen?

Dieser Exkurs in die biologischen Grundlagen der Messung ist (auch für LinguistInnen) wichtig, weil das fMRT-Bild am Ende nicht der Wahrheit entspricht, sondern ebenfalls interpretiert werden muss. Dafür muss beurteilt werden können, ob das, was man misst, tatsächlich dem entspricht, was man untersuchen will. Die Frage, die sich uns stellt ist also: Wie kommen wir vom Stimulus zum Bild? Die folgende Grafik (Fig. 1) fasst die einzelnen Schritte der Messung zusammen.

¹ Von der funktionellen (fMRT) wird die strukturelle (sMRT oder oft nur MRT) unterschieden. Die sMRT liefert ein anatomisches Bild des Gehirns, während die fMRT die tatsächliche Aktivität in einer bestimmten Gehirnregion darstellen kann. Die gemessene Aktivierung kann später auf das strukturelle Bild übertragen werden, um die Lokalisierung einer bestimmten Funktion deutlich zu machen.

² MRT-Untersuchungen werden erst seit 20 Jahren in der Wissenschaft akzeptiert. Es handelt sich also um eine junge Methode, die ständig weiterentwickelt und verbessert wird.

³ Die Abkürzung *BOLD* steht für ‚Blood Oxygen Level Dependency‘.

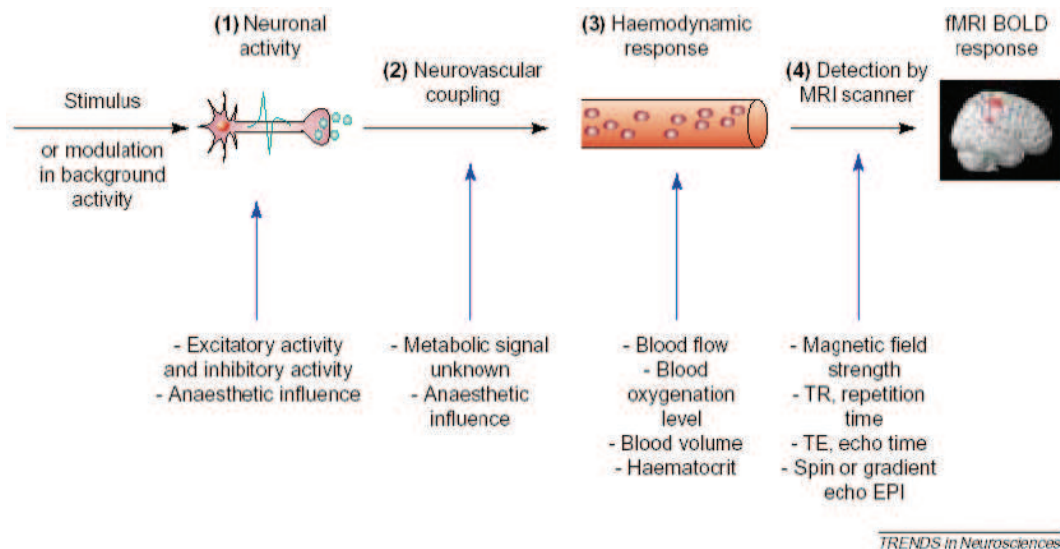


Fig. 1: Ablauf der fMRT-Messung (Arthurs/Boniface 2002)

Am Anfang der Messung stehen eine linguistische Fragestellung und ein entsprechender Stimulus. Die Präsentation eines Stimulus löst neuronale Aktivität aus (1). Wird eine entsprechende Nervenzelle genügend stimuliert, wird ein Aktionspotential ausgelöst, das sich dann über ein bestimmtes kortikales Gebiet verbreitet. Das ist genau das, was wir eigentlich messen möchten. Das Problem dabei ist, dass Einzelzellableitung, die mit einem invasiven Eingriff (einer Operation) verbunden sind, in der Forschung am Menschen nicht erlaubt sind.

Umweg 1: neurovaskuläre Kopplung

Die Lösung für dieses Problem ist der Umweg über die neurovaskuläre Kopplung (2). Die Idee dahinter ist simpel: Wenn Neuronen aktiv sind, verbrauchen sie Sauerstoff. Dieser wird über das Blut transportiert und kann aufgrund seiner physikalischen Eigenschaften gemessen werden. Gesteigerte neuronale Aktivität korreliert also mit gesteigerter Stoffwechselaktivität (3), oder einfach gesagt: wo mehr Blut fließt, ist mehr neuronale Aktivität vorhanden.

Umweg 2: Messung von deoxygenisiertem Blut

Allerdings gibt es auch hier noch einen kleinen, aber wichtigen Umweg: Die hämodynamische Antwort kann mit den Scannern aufgezeichnet werden, weil sauerstoffreiches und sauerstoffarmes Blut unterschiedliche physikalische Eigenschaften haben. Während das sauerstoffreiche Blut magnetisch ist, ist

sauerstoffarmes (oder deoxygenisiertes) Blut paramagnetisch. Und genau dieses paramagnetische, deoxygenisierte Blut kann durch den Scanner gemessen werden. Fig. 2 zeigt Neuronen im Ruhezustand (oben) und im aktivierten Zustand (unten). Die Neuronen werden mit sauerstoffreichem Blut (rot) versorgt, wobei das von den Neuronen wegfließende, deoxygenisierte Blut blau dargestellt wird. Wie im Bild oben erkennbar ist, benötigen Neuronen also auch im Ruhezustand Sauerstoff. Das untere Bild zeigt den Sauerstoffverbrauch bei aktiven Neuronen. Sobald eine Zelle feuert und aktiv ist, benötigt sie mehr Sauerstoff. Der erhöhte Sauerstoffbedarf wird dadurch kompensiert, dass mehr Blut an die entsprechende Stelle transportiert wird. Nun ist es jedoch so, dass mehr Blut zu den aktiven Neuronen angeschwemmt wird, als tatsächlich verbraucht wird. So sinkt der relative Anteil von deoxygenisiertem Blut in der Vene.

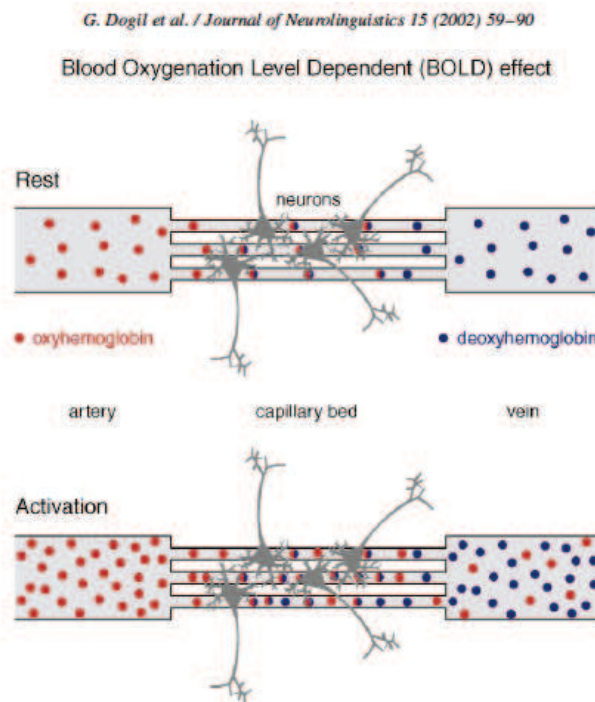


Fig. 2: BOLD-Effekt im Ruhezustand (oben) und bei aktivierten Neuronen (unten) (Dogil et al. 2002)

Und genau an dieser Stelle setzt der BOLD-Effekt an: Deoxygenisiertes Blut ist paramagnetisch und kann deshalb vom Scanner gemessen werden (4). Am Beispiel in Fig. 2 würde sich folgendes Bild ergeben: Im Ruhezustand ist die Konzentration deoxygenisierten Blutes (in der Vene) sehr hoch, der Scanner erzeugt ein schwarzes Bild. Bei aktivierten Neuronen ist die Konzentration von deoxygenisiertem Blut gerin-

ger, der Scanner erzeugt etwas helleres Bild. Wird diese Technik nun auf das ganze Gehirn oder einen bestimmten Bereich angewendet, zeigen die helleren Stellen aktive Gehirnareale an.

Der Weg vom Stimulus zum Bild erfolgt also nicht direkt über die Messung von einzelnen Neuronen, sondern über den erhöhten Sauerstoffbedarf aktiver Neuronen. Aus diesem Grund spricht man auch von einem indirekten Verfahren zur Messung neuronaler Aktivität. Dies sollte im Hinterkopf behalten werden, wenn es später in dieser Arbeit um die Schwierigkeiten der Methode für linguistische Fragestellungen geht.

Nach der kurzen Einführung in die biologischen Grundlagen der fMRT soll nun aufgezeigt werden, für welche linguistischen Fragestellungen die Methode hilfreich ist.

Nutzen von fMRT für die Linguistik

Bildgebende Verfahren bieten uns einen faszinierenden Einblick in den Aufbau und die Funktionsweise des Gehirns. Weiter dienen sie zur Lokalisierung von Läsionen. Kommt es beispielsweise infolge eines Schlaganfalls zu spezifischen Beeinträchtigungen in der Sprache, kann genau festgestellt werden, welche Hirnareale beeinträchtigt sind. Die Lokalisierung von Läsionen ist für die Linguistik relevant, weil oft nicht nur die Läsionen selber, sondern kognitive Funktionen lokalisiert werden sollen. PatientInnen, die eine Läsion im Fasciculus arcuatus, der Verbindung des Broca- und Wernicke-Areals, aufweisen, sind beispielsweise nicht mehr in der Lage, gesprochene Sprache nachzusprechen (vgl. Saur et al. 2008). Diese als *Leitungsaphasie* bekannte kognitive Beeinträchtigung kann also mit dieser bestimmten Hirnstruktur in Verbindung gebracht werden. Inwieweit die Lokalisierung kognitiver Funktionen jedoch möglich und sinnvoll ist, wird später in dieser Arbeit besprochen.

Mit bildgebenden Verfahren können überdies Sprachverarbeitungsmodelle überprüft werden.

Wie die fMRT-Methode für die Linguistik von Nutzen sein kann, wird in der Studie von Price (2012) deutlich. In der Metaanalyse von Studien zu Rezeption, Produktion und Lesefähigkeit wurden die Gehirnstrukturen zusammengefasst, die über alle Studien hinweg am konsistentesten zugeordnet wurden.

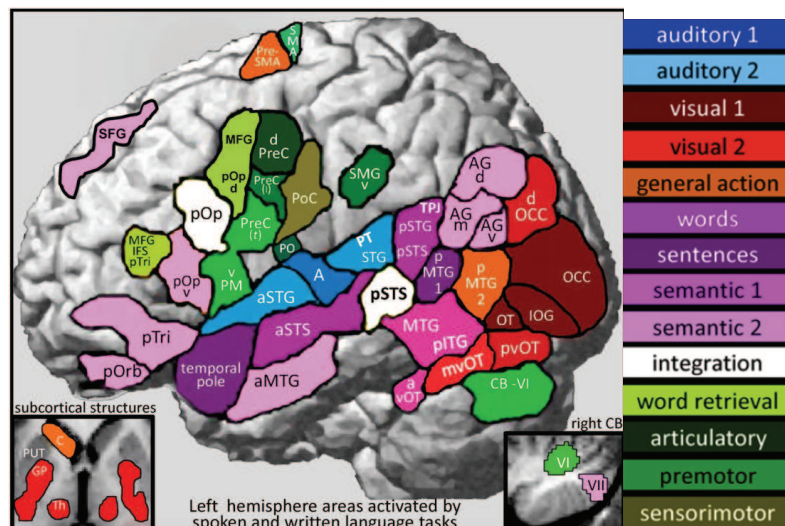


Fig. 3: Gehirnstrukturen und ihre Funktionen (Price 2012)

Fig. 3 zeigt die Gehirnstrukturen, die mit gesprochener und geschriebener Sprache assoziiert sind. Dabei muss unterschieden werden zwischen

- Prozessen, die spezifischen Gehirnstrukturen zugeordnet werden können und
- Prozessen, die in einem verteilten Aktivierungsmuster über mehrere Areale zustande kommen (vgl. Price 2012: 816).

Zu der ersten Art gehört zum Beispiel der visuelle Kortex beim Lesen von Wörtern oder der motorische Kortex bei gesprochener Sprache.

Zu den Prozessen mit verteiltem Aktivierungsmuster gehören zusammenhängende kognitive Funktionen wie z.B. die Sprachproduktion. Bei der Produktion muss auf die Wörter zugegriffen und prämotorische und artikulatorische Gebiete müssen aktiviert werden (grüne Bereiche). Zu einer erfolgreichen Sprachproduktion gehört jedoch auch der Einbezug semantischer Information (violette Bereiche). Letztlich ist bei der Sprachproduktion also ein verteiltes Netzwerk von aktivierten Arealen (ebd.) notwendig. Aus diesem Grund spricht man heute nicht mehr von *Sprachzentren*, sondern von *sprachrelevanten* Gehirnregionen (vgl. Rickheit et al. 2010: 129). Nebst den bekannten Arealen (Broca und Wernicke) sind zahlreiche kortikale und subkortikale Areale an der Sprachverarbeitung beteiligt.

Die Studie von Price (2012) ist vorbildlich, da sie eine Metaanalyse über mehrere Studien und ProbandInnen bietet. Im Folgenden soll jedoch aufgezeigt werden, warum fMRT-Studien auch problematisch sind und wo mögliche Gefahren lauern.

Probleme und Gefahren

Auf dem langen Weg von der Stimuluswahl bis zur Interpretation der fMRT-Bilder können sich viele Fehler einschleichen, welche die Glaubwürdigkeit und die Aussagekraft der Methode beeinträchtigen können. Ich möchte insbesondere zwei problematische Gebiete ansprechen: Eine Fehlerquelle liegt in der fMRT-Technik an sich, die andere in der zugrundeliegenden linguistischen Fragestellung und dem Versuchsaufbau. In den nächsten Kapiteln sollen diese Probleme thematisiert und Auswege präsentiert werden.

Probleme der fMRT-Technik: die neurovaskuläre Kopplung

Wie im Abschnitt zur Methode der fMRT besprochen, ist das BOLD-Signal die Grundlage für die fMRT-Technik. Wir sollten uns jedoch fragen: Inwiefern widerspiegelt die Blutflussmessung tatsächlich neuronale Aktivität?

Dass Blutfluss direkt mit neuronaler Aktivität einhergeht, war unbestritten, bis einige Forscher diese Kopplung hinterfragten (vgl. Fox 2012). So beobachteten beispielsweise Devor et al. (2008) in ihren Experimenten mit Ratten neuronale Aktivität, ohne dass damit eine Erweiterung der Blutgefäße (und somit des Blutflusses) einherging. Würde sich die Annahme einer neurovaskulären Kopplung als falsch herausstellen, wäre unklar, was auf den fMRT-Bildern überhaupt zu sehen ist.

Was bedeutet das für uns LinguistInnen und wie gehen wir damit um?

Logothetis und Kollegen bieten eine befriedigende Lösung, indem sie verschiedene Methoden miteinander kombinieren und so die Relevanz des BOLD-Signals bestimmen können (vgl. Logothetis/Wandell 2004). Ihre simultanen fMRT- und elektrophysiologischen Messungen bestätigen die Annahme, dass der BOLD-Kontrast Aspekte der neuronalen Antwort auf einen Stimulus reflektiert (vgl. ebd.: 760).

Auch wenn es mit den bisher zur Verfügung stehenden Mitteln nicht genau messbar ist, so gibt es doch eine starke Korrelation zwischen Blutfluss und neuronaler Aktivität. Für medizinische Zwecke mag diese Korrelation nicht immer ausreichend sein, für linguistische jedoch schon. Der Grund dafür ist, dass wir nicht so weit sind, auf der Ebene des einzelnen Neurons Aussagen zu treffen. Linguistische Untersuchungen beziehen sich immer auf Neuronenpopulationen, die mittels fMRT ausreichend zu messen sind.

Wichtig ist aber, die Diskussion um die neurovaskuläre Kopplung mitzuverfolgen und sich im Klaren zu sein, dass es sich bei der fMRT immer um eine indirekte Messung handelt.

Probleme der fMRT-Technik: die statistischen Auswertungen

Ein weitaus größeres Problem stellen die statistischen Auswertungen dar.

Felix Hasler (2012) hat in seiner Streitschrift „Neuromythologie“ verschiedene Auswüchse des Neurohypes kritisch hinterfragt, ohne gleich die ganze Neuroforschung abzulehnen. Er mahnt zu Vorsicht, da es bei fMRT-Bildern immer zu einer Übersetzung der biologischen Struktur in Zahlen und später zu einer Umrechnung in Bilder kommt (vgl. ebd.: 40):

- „Bislang gibt es unter den Forschern keinen Konsens darüber, wann welches statistische Verfahren, wann welche Auswertungsmethode auf die erhobenen Bildgebungsdaten angewandt werden soll. Geschweige denn, verbindliche Richtlinien.“ (Hasler 2012: 49)

Wichtig ist hier, sich nicht von den schönen Bildern blenden zu lassen und sich zu vergegenwärtigen, dass bei jedem Schritt Entscheidungen getroffen werden, die sich auf das Endresultat auswirken. Schließlich ist es auch so, dass die fMRT-Bilder nicht für sich sprechen, sondern interpretiert werden müssen. Einen Schritt zur Lösung dieses Problems – das natürlich jede Methode mit sich bringt – ist, dass die Entscheidungen transparent gemacht werden. So kann die Interpretation der Bilder nachvollzogen und beurteilt werden.

Zu den Problemen bei der statistischen Auswertung gehört auch das Phänomen der „unidentified bright objects“, kurz UBOs (vgl. Hasler 2012: 40). Auf vielen Bildern finden sich unerklärliche technische Artefakte, die als helle Flecken auf den Bildern zu sehen sind, obwohl in dem betreffenden Areal keine Aktivierung zu erwarten ist. Es ist deshalb unabdingbar, bereits vor der Messung ein klar abgegrenztes Gebiet zu definieren, in dem man Aktivierung erwartet. Ansonsten kann im Nachhinein jede Aktivierung als potentiell Resultat publiziert werden. Zur Vermeidung von UBOs ist es auch hier wichtig, seine Vorgehensweise transparent zu machen, weitere Grundlagenforschung zu betreiben und, wenn möglich, auf Metastudien zurückzugreifen. Eine große Probandengruppe und Metastudien sind auch deshalb unabdingbar, weil die Hirnaktivierungsmuster von Proband zu Proband auch unter

konstanten experimentellen Bedingungen enorm variieren (vgl. ebd.: 47). Nur mit großen Datenmengen können also stichhaltige Aussagen getroffen werden.

Ob all dieser Unklarheiten darf nicht vergessen werden, dass die fMRT ein relativ junges Verfahren ist und wie alle Methoden ihre Schwächen hat. Mit der Forderung nach Transparenz wird auch deutlich, weshalb der Begriff *bildgebendes Verfahren* sinnvoll ist. Die fMRT-Methode ist keine Abbildung, sondern ein Herstellungsprozess (vgl. Hasler 2012: 43)! Und dieser hängt maßgeblich von der zugrundeliegenden Fragestellung ab.

Probleme der Linguistik: Stimuluswahl

Da bei fast allen Aufgaben das ganze Gehirn aktiv ist, macht man bei MRT-Messungen mit linguistischen Stimuli meist Differenzaufgaben. Fig. 4 zeigt ein Beispiel, wie die interessierende Funktion – hier die Sprachverarbeitung – durch eine geschickte Auswahl der Stimuli dargestellt werden kann.

Bei der dargestellten Aktivierungsaufgabe müssen die ProbandInnen die zwei präsentierten Sätze lesen und per Knopfdruck bestimmen, ob sie dieselbe Bedeutung haben. Diese Aufgabe aktiviert diejenigen Areale, in denen Phonologie, Semantik und Syntax verarbeitet werden. Problematisch ist allerdings, dass auch andere kognitive Funktionen wie das räumliche Sehen, das Buchstabenlexikon, die Motorik (Knopfdruck per Finger) sowie Entscheidungsprozesse parallel stattfinden. Im Endeffekt ist fast das ganze Gehirn aktiviert, die interessierende Funktion muss von dieser zusätzlichen Aktivierung getrennt werden können. Hier kommt die Kontrollaufgabe ins Spiel.

Bei der Kontrollaufgabe müssen die ProbandInnen bestimmen, ob die beiden präsentierten Stimuli (Fig. 4 unten) die gleiche Buchstabenfolge aufweisen. Dies erfordert wie bei der Aktivierungsaufgabe das Sehen, das Buchstabenlexikon, Motorik und Entscheidungsprozesse. Da es sich jedoch nicht um einen linguistischen Stimulus handelt, sind die Sprachregionen für Syntax, Semantik und Phonologie nicht aktiv⁴. Subtrahiert man nun die aktivierten Regionen bei der Kontrollaufgabe von denjenigen der Aktivierungsaufgabe, erhält man am Schluss die interessierende

⁴ Dies stimmt nicht ganz, da z.B. die Phonologie ebenfalls aktiviert werden kann, da es sich um Buchstaben handelt. Für unsere Zwecke reicht diese schematische Darstellung jedoch aus.

Funktion. Da z.B. das räumliche Sehen bei beiden Aufgaben aktiv war, verschwindet es durch die Subtraktion.

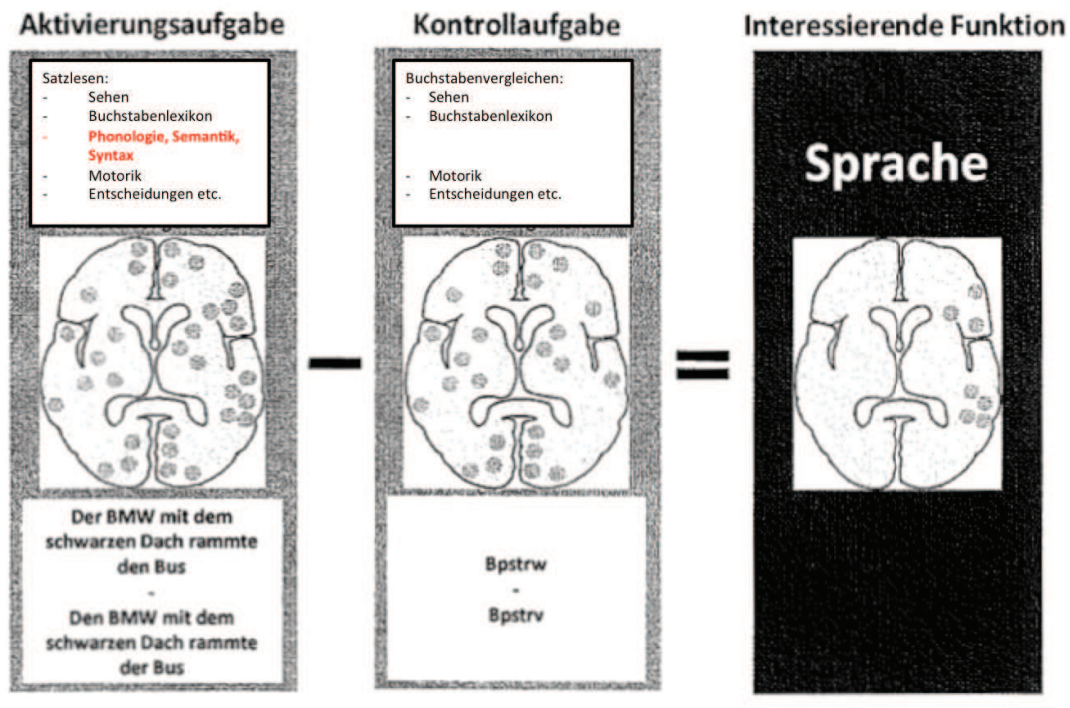


Fig. 4: Beispiel einer Differenztaufgabe (Gutbrod 2012)

In der Theorie hört sich das wunderbar an, jedoch muss man in der Praxis sehr gut aufpassen, wie man seine Stimuli wählt. Bei der oben genannten Aufgabe (Fig. 4) ist nämlich unklar, ob es bei der Kontrollaufgabe nicht auch zu einer phonologischen Aktivierung kommt, z.B. wenn die ProbandInnen versuchen, die Buchstabenfolge innerlich nachzusprechen. Wie die Stimuli gewählt werden, hängt also auch sehr vom eigenen linguistischen Modell ab. Irgendeine Aktivierung wird man nämlich immer finden, ob sie aber auch dem entspricht, wonach gesucht wird, hängt von vielen Faktoren ab. Auch hier wird nochmal deutlich, dass das schöne Bild am Ende das „Ergebnis eines Subtraktionsprozesses“ (Hasler 2012: 45), ein Herstellungsprozess ist.

Probleme der Linguistik: das zugrundeliegende theoretische Modell – oder: Broca als erstes Opfer lokalisationistischer Ansätze?

Das zugrundeliegende theoretische Modell, das wir mittels fMRT untersuchen wollen, ist eine ernstzunehmende Fehlerquelle. Schwierig ist die „Vorstellung, das Gehirn könne in voneinander unabhängige funktionelle Areale unterteilt werden“ (Hasler

2012: 54). Das Paradebeispiel für diesen lokalisationistischen Ansatz ist das Broca-Areal, das für die Sprachproduktion zuständig sein soll. Wie aber fand Paul Broca dieses Areal?

Brocas Patient Leborgne litt schon als Kind unter Epilepsie, konnte aber ein normales Leben führen und ging einem Beruf nach. Als er älter wurde, verlor er jedoch allmählich die Fähigkeit zu Sprechen. Vor seinem Tod war er nur noch in der Lage die Silbe *tan* zu äußern, was ihm zu seinem Spitznamen „Monsieur Tan“ verholfen hat. Da es zu Paul Brocas Zeit (1824-1880) noch keine bildgebenden Verfahren gab, konnte Leborgnes Läsion erst nach seinem Tod mittels Obduktion festgestellt werden. In Fig. 5 ist Leborgnes Gehirn und die Läsion im inferioren präfrontalen Kortex – dem Broca-Areal – zu sehen.



Fig. 5: Leborgnes Gehirn mit Läsion im Broca-Areal (Dronkers et al. 2007)

Broca entschied sich aber bewusst dagegen, Leborgnes Gehirn zu sezieren und die subkortikalen Läsionen blieben ihm verborgen. Im Jahre 2007 hatte Dronkers die Möglichkeit, Leborgnes Gehirn einer (strukturellen) MRT-Untersuchung zu unterziehen und erst da wurde das Ausmaß der Zerstörung sichtbar. Fig. 6 zeigt fünf Schichten von Leborgnes Gehirn.

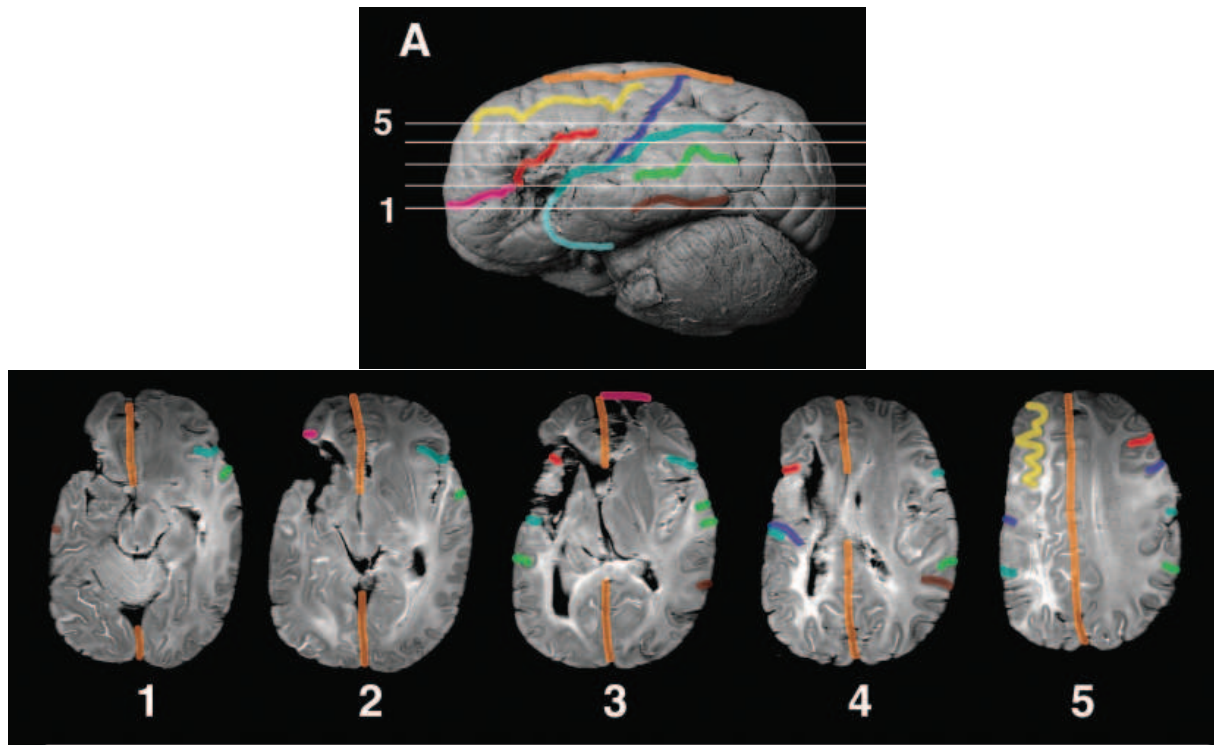


Fig. 6: MRT-Bild mit fünf Schichten von Leborgnes Gehirn (Dronkers et al. 2007)

Vor allem in der zweiten und fünften Schicht zeigen die MRT-Bilder, dass es sich um eine ausgedehnte subkortikale Läsion handelt. Betroffen sind nicht nur die Gebiete des Broca-Areals, sondern auch fast alle Verbindungen zu diesem.

Dabei hatte Broca das Glück, dass die von außen sichtbaren Läsionen tatsächlich ziemlich gut mit dem heute anerkannten Syntaxverarbeitungsareal im präfrontalen Kortex übereinstimmen. Wahrscheinlich hätte Leborgne mit diesem Ausmaß der Läsion der Verbindungen zwischen den sprachrelevanten Regionen auch eine eingeschränkte Sprachproduktion gehabt, wenn das Broca-Areal keine von außen sichtbare Verletzung gehabt hätte. Es ist also auch dem Zufall zu verdanken, dass Broca nicht das erste Opfer lokalisationalistischer Theorien wurde.

Heute geht man nicht mehr davon aus, dass das Gehirn in „voneinander unabhängige funktionelle Areale unterteilt werden kann“ (Hasler 2012: 54). Auch bei der Sprachverarbeitung handelt es sich um komplexe „interagierende kortikale und subkortikale Netzwerke“ (vgl. ebd.) und der „Ausfall einer bestimmten Funktion geht nicht einher mit der Lokalisation dieser Funktion in dem betreffenden Gehirnareal“ (Rickheit et al. 2010: 157).

Eine Gleichsetzung von Struktur und Funktion im Rahmen eines lokalisationistischen Ansatzes ist also kritisch zu betrachten. Wie schon bei der Auswahl der linguistischen Stimuli gilt leider auch hier: Wer irgendwas sucht, wird auch irgendwas finden. Wichtig ist deshalb, das zugrundeliegende theoretische Modell selbst als eine Hypothese zu verstehen.

Fazit

Die Methode der fMRT bietet eindrückliche Einblicke in das arbeitende Gehirn. So verfügen wir heute über große Kenntnisse bezüglich der Sprachverarbeitung bei gesunden und kranken Kindern und Erwachsenen.

Die Gefahren der fMRT liegen darin, dass die Methode zum Teil noch unverstanden ist und dass die über das BOLD-Signal gemessene neuronale Aktivität immer eine indirekte Messung ist. Zudem stellt die Stimuluswahl eine Herausforderung dar, da genau definiert werden muss, welche Faktoren die in den Bildern dargestellte Aktivität beeinflussen. Die Wahl des Stimulusmaterials hängt stark von den zugrundeliegenden linguistischen Modellen ab, die wir mit der fMRT-Methode überprüfen wollen.

Wie sollen wir als LinguistInnen also mit fMRT-Studien umgehen? Wichtig ist, sich der Probleme der Methode bewusst zu sein und die Experimentalbedingungen kritisch zu hinterfragen.

Wo es möglich ist, sind Metaanalysen zu bevorzugen. Werden Gehirnareale in unterschiedlichen Studien mit vielen ProbandInnen konsistent mit bestimmten kognitiven Funktionen in Verbindung gebracht, ist die fMRT-Methode sehr zuverlässig.

Bibliographie

- Arthurs, Owen J./Boniface, Simon (2002): „How well do we understand the neural origins of the fMRI BOLD signal?“. In: *Trends in Neurosciences*, 25: 27-31.
- Devor Anna (et al.) (2008): „Stimulus-induced changes in blood flow and 2-deoxyglucose uptake dissociate in ipsilateral somatosensory cortex“. In: *Journal of Neuroscience*, 28(53): 14347-14357.

- Dronkers, N. (et al.) (2007): „Paul Broca's historic cases: high resolution MR imaging of the brains of Leborgne and Lelong“. In: *Brain*, 130: 1432-1441.
- Dogil, G. (et al.) (2002): „The speaking brain: a tutorial introduction to fMRI experiments in the production of speech, prosody and syntax“. In: *Journal of Neurolinguistics*, 15: 59-90.
- Fox, Peter T. (2012): „The coupling controversy“. In: *NeuroImage*, 62: 594-601.
- Gutbrod, Klemens (2012): „Sprachstörungen und Lateralisation kognitiver Funktionen“. Vorlesung: *Klinische Neuropsychologie*, Universität Bern.
- Hasler, Felix (2012): *Neuromythologie: Eine Streitschrift gegen die Deutungsmacht der Hirnforschung*. Berlin
- Logothetis, Nikos K./Wandell, Brian A. (2004). „Interpreting the Bold Signal“. In: *Annual Review Physiology*, 66: 735-769.
- Müller, Horst M. (2013): *Psycholinguistik – Neurolinguistik: Die Verarbeitung von Sprache im Gehirn*. Paderborn.
- Price, Cathy J. (2012): „A review and synthesis of the first 20 years of PET and fMRI studies of heard speech, spoken language and reading“. In: *NeuroImage*, 62: 816-847.
- Rickheit, Gert (et al.) (2010): *Kognitive Linguistik: Theorien, Modelle, Methoden*. Tübingen.
- Saur, Dorothee (et al.) (2008): „Ventral and dorsal pathways for language“. In: *PNAS* 105(46): 18035-18040.

Ein Einblick in das Rumänische

1. Allgemeine Informationen

Das Rumänische gehört zur romanischen Sprachfamilie und wird überwiegend im Gebiet des heutigen Rumäniens und Moldawiens gesprochen. In diesen beiden Ländern ist es Landessprache. Es gibt jedoch in den benachbarten Staaten weitere Sprachinseln, in denen das Rumänische als nicht offiziell anerkannte Minderheitensprache gesprochen wird. Allerdings handelt es sich hierbei größtenteils nicht um das sogenannte Dakorumänische, die rumänische Standardsprache, sondern um unterschiedliche Varietäten des Rumänischen, die je nach Definition als eigenständige Sprachen gelten können (vgl. Bossong 2008: 254): Hierzu gehört das Aromunische, das vor allem in Albanien, Griechenland, Mazedonien und Bulgarien gesprochen wird, das Meglenorumänische, das in Griechenland und Mazedonien beheimatet ist, sowie das Istrorumänische, das eine kleine Sprachinsel in Kroatien bildet. Die Gesamtzahl der weltweit Rumänisch Sprechenden wird auf ca. 24 Millionen geschätzt und umfasst ebenfalls Sprechergruppen in Nordamerika oder anderen Teilen Europas. Im südosteuropäischen Gebiet verteilt sich die Sprecherzahl auf die Varietäten ungefähr wie in (1) (vgl. Lewis 2013):

(1)	Dakorumänisch	ca. 19.000.000
	Aromunisch	ca. 100.000
	Meglenorumänisch	ca. 5.000
	Istrorumänisch	ca. 1.000

Bei der folgenden Beschreibung des Rumänischen wird nur das standardisierte Dakorumänische berücksichtigt, da so diejenige Varietät mit der größten Sprecherzahl abgedeckt werden kann.

2. Skizze der Sprachgeschichte

Die rumänische Sprachgeschichte lässt sich folgendermaßen charakterisieren: Bevor die Römer das Gebiet des südöstlichen Europas eroberten, herrschten dort die Daker, ein Volk der Thraker. Bis ins 1. Jh. n. Chr. konnte sich diese

Bevölkerungsgruppe erfolgreich gegen die Übermacht der Römer verteidigen. Ihre Sprache gilt als Substrat des Rumänischen. Ab 105 n. Chr. folgte eine starke Romanisierung des Gebiets, die nur kurz andauerte, da sich die Römer bereits 170 Jahre später wieder aus der Region zurückzogen. Das ansässige Volk wurde jedoch nachhaltig geprägt und übernahm das zu dieser Zeit gesprochene Vulgärlatein der Römer, welches im Laufe der Zeit zu ihrer Erstsprache wurde. In den folgenden Jahrhunderten prägten nun die slawisch-orthodoxe Kultur und mit ihr das Altkirchenslawische das dakische Gebiet (vgl. Bossong 2008: 250; Taloş und Taloş 2003: 9). Unter diesem Einfluss, sowie dem Kontakt zu anderen, geographisch benachbarten Sprachen wie Ungarisch, Griechisch oder auch Türkisch, entfernte sich die Sprache immer weiter vom Vulgärlatein, so dass ab dem 7./8. Jh. vom Protorumänisch gesprochen werden kann. Der Einfluss nichtromanischer Völker war so stark, dass das bis dahin einheitliche rumänische Sprachareal zwischen dem 7. und 12. Jh. zerbrach, so dass sich die im ersten Abschnitt erwähnten Varietäten herausbilden konnten (vgl. Lindenbauer 2008: 340).

Die Weiterentwicklung des Protorumänischen ist nur wenig erforscht, weil es für diese Periode an schriftlichen Überlieferungen mangelt, die Aufschluss über das Wesen der Sprache geben könnten. Das erste schriftliche Zeugnis, ein Brief eines Kaufmanns aus Cîmpulung an den Bürgermeister von Braşov, stammt aus dem Jahre 1521 (vgl. Iliescu 2002: 164). Diese Sprachstufe wird als das Altrumänische klassifiziert, das noch stark durch altkirchenslawische Elemente geprägt ist (ebd.). Erst im 18. und 19. Jahrhundert besannen sich die Sprecher des Rumänischen auf ihre lateinischen Wurzeln und es begann eine „Hinwendung nach Westeuropa“ (Bossong 2008: 250). In diesem Prozess, der auch als *Re-Romanisierung* (vgl. ebd. 251) bezeichnet wurde, wurden slawische Elemente durch romanische Entsprechungen ersetzt, die häufig Entlehnungen französischer Wörter waren, so dass bis heute der Bildungswortschatz des Rumänischen dem des Französischen stark ähnelt. Ab dem späten 19. Jahrhundert setzt die Periode des modernen Rumänischen ein, das 1880 zum ersten Mal normiert und kodifiziert wurde (Lindenbauer 2008: 349).

Das Rumänische stand also im Laufe seiner Entwicklung in permanentem Kontakt mit den unterschiedlichsten Sprach- und Kulturräumen. Dieser Einfluss spiegelt sich insbesondere im Wortschatz wider. Wie eingangs erwähnt, gilt das Dakische als

Substrat der Sprache. Über diese Sprache ist bislang wenig bekannt, so dass das Ausmaß des Einflusses nicht vollkommen zu erschließen ist. Es wird davon ausgegangen, dass das Dakische mit dem Illyrischen verwandt war, eine Sprache, aus der sich auch das Albanische entwickelt haben soll (vgl. Bossong 2008: 248). Tatsächlich finden sich bis heute einige Übereinstimmungen (ca. 150 Wörter) zwischen dem Rumänischen und Albanischen, die für die Substratthese sprechen und in Abbildung (2) exemplarisch dargestellt werden sollen:

(2)

Rumänisch	Albanisch	Deutsch
<i>balaur</i> /ba'la.ur/	<i>bollë</i>	‚Drache‘
<i>buză</i> /'bu.zə/	<i>buzë</i>	‚Lippe‘

(Beispiele aus Taloş und Taloş 2003: 11)

Dem Altkirchenslawischen lässt sich ein größerer Einfluss nachweisen. Für den heutigen Bildungswortschatz spielt es zwar nur noch eine geringe Rolle, aber das slawische Superstrat ist im Grundwortschatz durchaus sichtbar, wie (3) verdeutlichen soll:

(3)

Rumänisch	Altslawisch	Deutsch
<i>nevastă</i> /ne'vas.tə/	<i>nevěsta</i> (‚Braut‘)	Ehefrau
<i>dragoste</i> /'dra.gos.te/	<i>dragostī</i>	Liebe
<i>sfat</i> /'sfat/	<i>sŭvētŭ</i>	Rat
<i>(a) citi</i> /'tʃi.ti/	<i>čítati, čisti</i>	lesen

(Beispiele aus Taloş und Taloş 2003: 11)

Adstrate bilden das Griechische: *drum* ‚Straße‘ < *δρόμος* [ˈðrɔmɔs]; das Türkische: *chel* ‚kahl‘ < *kel*, *duşman* ‚Feind‘ < *düşman* und das Ungarische: *oraş* ‚Stadt‘ < *város* [ˈva:roʃ], *hotar* ‚Grenze‘ < *határ* [ˈhota:r] (Für eine ausführliche Auflistung vgl. z.B. Iliescu 2002: 159ff.).

3. Phonetik und Phonologie

Das rumänische Lautsystem weist einige Besonderheiten auf, die ich in diesem Abschnitt kurz erläutern möchte. Das Rumänische unterscheidet sieben Vokale, womit es sich im romanischen Vergleich eher im unteren Teil der Skala befindet. Das Spanische hat z. B. nur 5 Vokale, das Französische hingegen je nach Zählweise bis zu 16 (Bossong 2008: 281). Interessant ist im Rumänischen insbesondere das zentral geschlossene /i/, ein Laut, der in den anderen romanischen Sprachen nicht vorkommt. Der Laut kann sowohl im Anlaut, wie bei *înspre* /ˈin.spre/ ‚in Richtung‘, im Auslaut wie bei *coborî* /ko.boˈri/ ‚aussteigen‘ oder in der Wortmitte, wie bei *cânta* /kinˈta/ ‚singen‘ vorkommen, wobei die Schreibweise entweder < â > oder < î > sein kann, was wohl etymologisch erklärbar sein könnte, worüber aber bis heute Unklarheit herrscht (Bossong 2008: 251). Es existieren unterschiedliche Thesen, durch welche Umstände dieser Laut entstanden ist. Einige Wissenschaftlicher gehen davon aus, dass er noch aus dem dakischen Substrat kommt, andere sehen hingegen den Grund in der slawischsprachigen Umgebung, da der Laut ebenfalls z. B. im Russischen vorkommt (vgl. Mallison 1988: 393; Bossong 2008: 259).

Ein weiteres auffälliges Merkmal für das Rumänische sind die häufig auftretenden Diphtonge und Triptonge, wie [ea], [ia], [ie] [ii], [iu], [eo], [ua], [oa] etc. in *neam* ‚Leute‘ oder *oare* ‚vielleicht‘ (Beispiele aus Mallison 1988: 392) und [eo], [io], [eau], [oi] in *leoaică* ‚Löwin‘, wobei es auch hier unterschiedliche Darstellungen gibt, welche Vokalverbindungen als Diphtonge/Triptonge gezählt werden (vgl. Mallison 1988; Iliescu 2002: 148). Im Gegensatz dazu gibt es ebenfalls komplexe Konsonantencluster, die vor allem in slawischen, ungarischen oder türkischen Elementen des Wortschatzes auftauchen.

Der Akzent im Rumänischen ist frei und muss für jede Vokabel einzeln erlernt werden. Die Betonung wird nicht graphisch angezeigt, kann jedoch bedeutungsunterscheidend sein. So kann, hier mit Betonungszeichen, *copîi* entweder m. pl. sein und ‚Kinder‘ oder *cópii* f. pl. und ‚Kopien‘ bedeuten (vgl. Bossong 2008: 260f.).

4. Morphologie und Morphosyntax

Im Rumänischen haben sich als einzige in den romanischen Sprachen drei Genera erhalten, also Femininum, Maskulinum und Neutrum. Allerdings hat das Neutrum keine spezifische Endung, sondern folgt im Singular immer der Endung des Maskulinums und im Plural der des Femininums, wie Abbildung (4) zeigt:

(4)

	Singular	Plural
Maskulinum	<i>un domn</i> ‚ein Herr‘	<i>niște domni</i> ‚Herren‘
Femininum	<i>o doamnă</i> ‚eine Dame‘	<i>niște doamne</i> ‚Damen‘
Neutrum	<i>un ziar</i> ‚eine Zeitung‘	<i>niște ziare</i> ‚Zeitungen‘

Diese Zwitterstellung erachten einige Wissenschaftler deshalb als Beweis dafür, dass es sich nicht um ein unabhängiges Neutrum handelt. Es wird angenommen, dass das Neutrum ein Relikt des Lateinischen ist, was in den anderen romanischen Sprachen nicht übernommen wurde (Taloș und Taloș 2003: 11).

Eine weitere Sonderstellung bildet der definite Artikel. Dieser ist enklitisch, wird also an das entsprechende Substantiv angehängt, wie in Abbildung (5) gezeigt wird:

(5)

	Singular	Plural
Maskulinum	<i>domnul</i> ,der Herr‘	<i>domnii</i> ,die Herren‘
Femininum	<i>doamna</i> ,die Dame‘	<i>doamnele</i> ,die Damen‘
Neutrum	<i>ziarul</i> ,die Zeitung‘	<i>ziarele</i> ,die Zeitungen‘

Es ist noch nicht ausreichend begründet, weshalb der Artikel angehängen wird, allerdings wurde herausgefunden, dass die Kontaktsprachen Albanisch und Bulgarisch den definiten Artikel ebenfalls enklitisch nutzen (vgl. auch Iliescu 2002: 150).

Zum Schluss soll kurz auf das rumänische Verbsystem eingegangen werden. Es ist lateinischen Ursprungs, der sich bis heute gut nachvollziehen lässt. Traditionell werden fünf Konjugationsklassen unterschieden, die sich nach der Endung des Infinitivs richten: *-a a cânta* /kən'ta/, 'singen', *-ea a şede* /ʃed'ea/, 'sitzen', *-e a merge* /mer'dʒe/, 'gehen', *-i a fugi* /fu'dʒi/, 'laufen', *-î a coborî* /kobor'i/, 'hinuntergehen'. In Abbildung (6) sind zwei Paradigmen regelmäßiger Verben veranschaulicht:

(6)

	a cânta	a fugi
1. SG eu	cânt	fug
2. SG tu	cânţi	fugi
3. SG el / ea	cântă	fuge
1. PL noi	cântăm	fugim
2. PL voi	cântaţi	fugiţi
3. PL ei / ele	cântă	fug

Das Rumänische ist eine Pro-Drop-Sprache, die Personalpronomen sind also wie im Spanischen fakultativ. Aus diesem Grund sind die Verbformen bis heute aussagekräftig und nicht so reduziert wie im Französischen, wo die 1. bis 3. Person Singular und die 3. Person Plural quasi gleich ausgesprochen werden (vgl. *je chante, tu chantes, il/elle/on chante, nous chantons, vous chantez, ils/elles chantent*).

5. Fazit

Die vorliegende Arbeit sollte einen kurzen Eindruck in das rumänische Sprachsystem geben, wobei die Auswahl der vorgestellten Merkmale sehr subjektiv ist und nicht annähernd vollständig sein konnte. Leider mussten beispielsweise auf die Vorstellung des Kasus, der Tempora oder der Vielzahl an rumänischen Pronomen verzichtet werden. Hierfür möchte ich Interessierten die Literaturangaben in der Bibliographie nahelegen. Mir war vor allem wichtig, deutlich zu machen, dass es sich beim Rumänischen, trotz seiner exponierten geographischen Stellung, um eine eindeutig romanische Sprache handelt, die allerdings teilweise ganz andere Wege als ihre romanischen Geschwister mit dem ihr vorliegenden vulgärlateinischen Material gegangen ist. Insbesondere dieser Aspekt macht das Rumänische so interessant und regt hoffentlich viele dazu an, sich tiefergehend mit dieser Sprache zu beschäftigen.

6. Bibliographie

Bossong, Georg (2008): Die romanischen Sprachen. Eine vergleichende Einführung. 1. Aufl. Hamburg: Buske.

Iliescu, Maria (2002): Rumänisch. In: Miloš Okuka (Hg.): Lexikon der Sprachen des europäischen Ostens. Klagenfurt: Wieser (Wieser Enzyklopädie des europäischen Ostens, Band 10), S. 145–166.

Lewis, M. Paul, Simons, Gary F. und Fennig, Charles D. (Hg.) (2013): Romanian. Ethnologue: Languages of the World, Seventeenth edition. Online verfügbar unter <http://www.ethnologue.com/language/ron>, zuletzt geprüft am 15.04.2014.

Lindenbauer, Petrea (2008): Die Entwicklung der rumänischen Hochsprache. In: Thede Kahl, Michael Metzeltin und Mihai-Răzvan Ungureanu (Hg.): Rumänien. Raum und Bevölkerung, Geschichte und Geschichtsbilder, Kultur, Gesellschaft und

Politik heute, Wirtschaft, Recht und Verfassung, historische Regionen. Wien: Lit, S. 339–355.

Mallison, Graham (1988): Rumanian. In: Martin Harris und Nigel Vincent (Hg.): The Romance languages. London: Croom Helm, S. 391–419.

Taloş, Florica; Taloş, Ion (2003): Einführung in die rumänische Sprache. 2., überarb. Aufl. Bonn: Romanischer Verlag.

Anne-Kathrin Knecht, Berlin

Über die Beziehung zwischen Obligatorizität und Grammatizität*

Martin Konvička (Freie Universität Berlin)

martin.konvicka@fu-berlin.de

1 Probleme der Grammatikalisierungsforschung

In den letzten Jahrzehnten wurden in der historischen Sprachwissenschaft die Grammatikalisierungsprozesse zu einem sehr beliebten und sehr oft diskutierten Thema (u.a. Lehmann [1982] 1995; Hopper & Traugott 2003). In verschiedensten Sprachen wurden Entwicklungen untersucht, die zur Herausbildung neuer grammatischer Strukturen aus lexikalischem Material führten. Solche Prozesse, wie beispielsweise die Herausbildung neuer Hilfsverben, Präpositionen oder Konjunktionen, wurden in einer Vielzahl von Studien thematisiert. Allerdings existiert bis heute sowohl keine einheitliche Grammatikalisierungstheorie als auch keine allgemein akzeptierte Terminologie.

So entflammte in der Literatur immer wieder eine rege Diskussion über einige grundlegende Themen: Unidirektionalität und Irreversibilität der Grammatikalisierung (u.a. Haspelmath 1999), Status der Grammatikalisierungstheorie (u.a. Newmeyer 2001), Degrammatikalisierung (u.a. Norde 2009) oder die Beziehung zwischen primärer und sekundärer Grammatikalisierung (u.a. Traugott 2002). Im Vergleich zu diesen Themen nahm die auf den folgenden Seiten thematisierte Problematik niemals eine so prominente Rolle ein, obwohl sie eine der grundlegendsten Fragen der Grammatikalisierungsforschung darstellt. Es handelt sich hier um die Frage, in welchen Hinsichten sich die durch Grammatikalisierung entstandenen grammatischen sprachlichen Zeichen von ihren lexikalischen Ursprungszeichen unterscheiden. Was unterscheidet das lexikalische Vollverb *haben* in der Konstruktion *ich habe ein neues Hemd* von dem grammatischen Hilfsverb *haben* in der Konstruktion *ich habe ein neues Hemd gekauft*?

Als einer der ersten macht Himmelmann (1992: 2) darauf aufmerksam, dass „work in grammaticalization [...] hardly ever makes explicit the concept of grammar underlying a given investigation.“ Die Unterscheidung zwischen dem lexikalischen und dem grammatischen Teil des Sprachsystems wird in den Arbeiten über

* Ich bedanke mich bei Antonia Riedel für die hilfreichen Anmerkungen zur früheren Fassung dieses Artikels. Alle verbleibenden Fehler sind natürlich meine eigenen.

Grammatikalisierung zwar immer angenommen, auf die genauen Merkmale beider Teile des Sprachsystems wird jedoch meist nicht eingegangen. Himmelmanns Kritik wurde allerdings in der einschlägigen Literatur kaum Aufmerksamkeit geschenkt, sodass die Definition der Grammatik und somit auch die Definition des Zieles der Grammatikalisierungsprozesse oft (vgl. aber Diwald 2010; 2012) implizit und intuitiv blieb. Wie Diwald (2010: 29-31) zeigte, führte dies zur Zirkularität der gängigen Definitionen von Grammatikalisierung, wie die folgenden Beispiele illustrieren:

Grammaticalization consists in the increase of the range of a morpheme advancing from a lexical to a grammatical or from a less grammatical to a more grammatical status, e.g. from a derivative formant to an inflectional one. Kurylowicz (1965: 69)

[G]rammaticalization can be defined as a distinct process leading to the rise and development of new grammatical forms. Heine (2003: 584)

[G]rammaticalization refers to that part of the study of language change that is concerned with such questions as how lexical items and constructions come in certain linguistic contexts to serve grammatical functions. Hopper & Traugott (2003: 1)

Die oben angeführten Definitionen der Grammatikalisierung, die hier repräsentativ für die Situation der ganzen Grammatikalisierungsforschung stehen, zeigen, welche Basisannahmen sie beinhalten. Erstens handelt es sich um die bereits erwähnte implizite Annahme der Dichotomie zwischen der lexikalischen und grammatischen Hälfte des sprachlichen Systems. Grammatikalisierung fungiert nach dieser These als Verbindung zwischen diesen beiden Hälften¹, wie die folgende Definition zeigt:

Grammaticalization is a process leading from lexemes to grammatical formatives. Lehmann (1995 [1982]: vii)

¹ Grammatikalisierung wird hier als Hyperonym verwendet, wobei Grammatikalisierung im engeren Sinne, manchmal auch primäre Grammatikalisierung (Traugott 2002), die Verbindung zwischen Lexikon und Grammatik in Richtung Grammatik sichert und Degrammatikalisierung (Norde 2009) in die entgegengesetzte Richtung geht.

Zweitens wird nach Kuryłowicz (1965: 69) Auffassung von Grammatikalisierung traditionellerweise behauptet, dass es zu einer weiteren Entwicklung von einem grammatischen Status der sprachlichen Zeichen hin zu einem noch grammatischeren Status² kommen kann.

The evidence is overwhelming that a vast number of known instances of the development of grammatical structures involved the development of a lexical item or phrase through discourse use into a grammatical item, and then into an even more grammatical item [...]. Hopper & Traugott (2003: 139)

Hinzu kommt auch die Zirkularität der meisten Definitionen, die Grammatikalisierung als ein „distinct process“ betrachten, der zu „new grammatical forms“ (Heine 2003: 584) führt. Solche Definitionen sagen allerdings nur sehr wenig über den Prozess aus, den sie definieren wollen. Es mangelt nämlich an einer Definition der Ausgangsposition und des Ziels dieses Prozesses, d.h. des Lexikons und der Grammatik, und folglich der Unterschiede zwischen diesen beiden Extremitäten des lexikalisch-grammatischen Kontinuums. Ohne dies näher zu beschreiben, beschränkt sich die Definition der Grammatikalisierungsprozesse, die, wie die einschlägige Literatur (u.a. Hopper & Traugott 2003) bereits gezeigt hat, von großer Bedeutung für die Innovationen des grammatischen Systems ist, auf die bloße Konstatierung, dass die Grammatikalisierungsprozesse Prozesse sind. Das Ende dieser Prozesse ist dann eine neue Grammatik, wobei diese wieder zirkulärerweise als Ergebnis der Grammatikalisierung definiert wird.

Im Folgenden wird näher auf die erste der zwei oben genannten Annahmen eingegangen und der Versuch unternommen, die Rolle der Obligatorizität zur Unterscheidung zwischen dem lexikalischen und grammatischen Teil des sprachlichen Systems zu beschreiben. Dies geschieht dann unter der Voraussetzung, dass es in jeder Sprache grammatische, d.h. nicht-lexikalische, und

² Das Konzept der sekundären Grammatikalisierung, d.h. die weitere Grammatikalisierung eines bereits grammatikalierten Zeichens und dessen Entwicklung vom grammatischen hin zu einem noch grammatischeren Status, wurde in der Literatur (u.a. Nørgård-Sørensen, Heltoft & Schløser 2011, von Mengden zur Veröffentlichung eingereicht; Konvička 2014) bereits als problematisch kritisiert. Deswegen wird in diesem Text lediglich auf die Problematik der Grammatizität und Obligatorizität im Rahmen der sog. primären Grammatikalisierung eingegangen.

nicht-grammatische, d.h. lexikalische, Strukturen gibt und dass die Zugehörigkeit zur Grammatik und zum Lexikon wesentlich durch die Obligatorizität bedingt wird.

2 Grammatisch ist nicht gleich grammatisch

Bevor es jedoch zu diesem Versuch kommen kann, müssen die verschiedenen Bedeutungen des Begriffs ‚grammatisch‘ erklärt, der in der folgenden Auseinandersetzung eine zentrale Rolle einnimmt.

Wenn man einen Blick in das Duden-Wörterbuch³ wirft, stellt man fest, dass dieses Adjektiv zwei unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Auf der einen Seite kann mit diesem Ausdruck auf eine Struktur, die zur Grammatik einer Sprache gehört, verwiesen werden. Auf der anderen Seite wird mit dem Wort ‚grammatisch‘ oder noch expliziter ‚grammatisch korrekt‘ auf die Tatsache hingewiesen, dass eine Struktur den Grammatikregeln einer Sprache entspricht.

In einer Sprache wie beispielsweise Quechua ist die Evidentialität eine obligatorisch ausgedrückte Kategorie (Aikhenvald 2004). Die SprecherInnen von Quechua müssen immer die Quelle der Informationen angeben. So sind die SprecherInnen solcher Sprachen durch ihre Grammatik gezwungen, mithilfe grammatischer Mittel zu kodieren, ob sie das, worüber sie sprechen, gesehen, gehört oder aber lediglich erzählt bekommen haben (Aikhenvald 2004: 42). In diesem Fall ist die Kategorie der Evidentialität grammatisch, indem sie zu der Grammatik der Sprache, hier Quechua, gehört.

Nach diesem Prinzip ist auch die Kategorie ‚Plural‘ eine grammatische Kategorie des Deutschen, da sie ein fester Bestandteil der deutschen Grammatik ist. Wenn jemand allerdings fälschlicherweise **ich haben gesagt* sagt, statt grammatisch korrekt *ich habe gesagt*, so handelt es sich hier um eine ungrammatische Konstruktion.

Diese zwei möglichen Bedeutungen von ‚grammatisch‘ stellen zwei verschiedene Ebenen in der Sprache dar. Während sich die erste Bedeutung auf die (Nicht-)Existenz einer Kategorie im System einer Sprache bezieht, referiert die zweite Bedeutung auf die korrekte oder inkorrekte Realisierung einer gegebenen Kategorie. Daraus folgt, dass die erste Bedeutung hierarchisch höher im

³ <http://www.duden.de/rechtschreibung/grammatisch> [28. Juni 2014]

sprachlichen System steht, als die zweite Bedeutung, die außerhalb der Sprachwissenschaft zweifellos häufiger verwendet wird.

Da sich der vorliegende Text mit dem Begriff der Grammatizität befassen möchte, ist es von wesentlicher Bedeutung, die terminologischen Schwierigkeiten, die auch die ganze Grammatikalisierungsforschung seit Jahrzehnten belasten, bereits am Anfang zu klären. Wenn also im Folgenden die Ausdrücke ‚Grammatizität‘ oder ‚grammatisch‘ verwendet werden, wird, wenn nicht anders angegeben, die erste Bedeutung des Wortes gemeint, d.i. die Zugehörigkeit zur Grammatik einer Sprache.

Zu diesen Auffassungen von Grammatizität sollte schließlich noch die Theorie von Roman Jakobson hinzugefügt werden, in der er (1959: 330-331) schreibt, dass „[a]ctual agrammaticality deprives an utterance of its semantic information.“ Durch die Betonung der Tatsache, dass die Semantik mit der Grammatizität zusammenhängt und nicht getrennt betrachtet werden kann, so als es zu der Zeit beispielsweise Chomsky (1957) versucht hat, gelingt es ihm, eine Hierarchie verschiedener grammatischer Bedeutungen aufzubauen. So besitzt normalerweise ein Satz sowohl grammatische, als auch lexikalische Bedeutung. Falls aber die lexikalische Bedeutung fehlt, wie es der Fall in dem berühmt gewordenen Beispielsatz von Chomsky (1957: 15) „Colorless green ideas sleep furiously“ sein sollte, kann sie anhand der grammatischen Bedeutung, d.h. den grammatischen Beziehungen zwischen den einzelnen Wörtern, wieder hergestellt werden. Dies wird laut Jakobson (1959: 331) spätestens dann deutlich, wenn nach dem Wahrheitsgehalt sinnvoll gefragt werden kann, was im Fall von „Colorless green ideas sleep furiously“ durchaus möglich sei. Erst wenn eine Äußerung auch die grammatische Bedeutung entbehrt, wird sie, wie Jakobson bewährt (s. Zitat oben), wirklich agrammatisch. Solchen Sätzen wie dem folgenden „*Move end toward seem*“ (Jakobson 1959: 331, Kursive RJ), der eine agrammatische Version des grammatischen Satzes „*It seems to move toward the end*“ (Jakobson 1959: 331, Kursive RJ) darstellt, kann die Frage nach ihrem Wahrheitsgehalt nicht folgen. Deswegen stehen solche Sätze am letzten Platz in Jakobsons oben erwähnter Hierarchie grammatischer Bedeutungen.

3 Ist grammatisch gleich obligatorisch?

Nun wird die Aufmerksamkeit auf die Frage gerichtet, wie die Grammatizität einer sprachlichen Struktur, d.h. die Einbettung dieser Struktur in das Grammatiksystem, mit der Obligatorizität dieser Struktur zusammenhängt.

In den wenigen Arbeiten, die sich mit dem Thema näher auseinandersetzen (v.a. Himmelmann 1992; Diwald 2010), werden verschiedene Aspekte der Grammatizität eines sprachlichen Zeichens genannt.

Ein wichtiges Merkmal, das im Rahmen dieses Artikels jedoch nicht thematisiert werden wird, ist der relationale Charakter der Grammatik, kontrastiert mit dem referentiellen Charakter des Lexikons. Ein lexikalisches Zeichen, z.B. das Substantiv *das Haus*, hat prototypischerweise eine referentielle Bedeutung und braucht keinen Kontext, um diese Bedeutung zu realisieren. Dahingegen hat ein prototypisches grammatisches Zeichen, z.B. die Präposition *von*, keine solche Bedeutung und braucht notwendigerweise einen Kontext, um diese relationale Bedeutung zu realisieren. So wird die Bedeutung, in diesem Fall beispielsweise das durch die Präposition ausgedrückte possessive Verhältnis, erst in einem Kontext deutlich: *das Haus von meiner Tante*.

Diwald (1991, 2010: 37ff.) erklärt diese relationale Bedeutung der grammatischen Zeichen anhand ihres deiktischen Potentials. Eine ähnliche Unterscheidung zwischen den relationalen und presentationalen Wörtern machte auch bereits Žimurnskij (1966: 67), der (1966: 83) zusätzlich auch noch von einer Übergangskategorie der semi-relationalen Wörtern ausgeht.

Im Weiteren wird allerdings lediglich die Obligatorizität im Vordergrund stehen. Diese Qualität der grammatischen Zeichen betont Lehmann (1995 [1982]: vii) bereits auf den ersten Seiten seines Buches *Thoughts on Grammaticalization*, indem er schreibt, dass „[a] sign is grammaticalized to the extent that it is devoid of concrete lexical meaning and takes part in obligatory grammatical rules.“ Im Gegensatz zu den oben genannten zirkulären Definitionen, versucht diese Definition Grammatikalisierung anhand von zwei wichtigen Prozessen zu beschreiben: auf der einen Seite spielt der Verlust der lexikalischen Bedeutung eine Rolle, wobei auf der anderen die Einbeziehung in die obligatorischen grammatischen Regeln wichtig ist. Inwieweit die Abschwächung der ursprünglichen lexikalischen Bedeutung bei Herausbildung neuer Grammatik von Bedeutung ist, wird im Folgenden jedoch nicht behandelt.

Die Auffassung von Grammatik als ‚ars obligatoria‘, d.h. als ein System von Regeln, die die SprecherInnen immer beachten müssen, ist eine relativ alte und ist beispielsweise auch bei Jakobson (1959) zu finden. In Anlehnung an die Arbeiten des Sprachwissenschaftlers Franz Boas, formuliert Jakobson (1959: 326) den folgenden berühmten Satz:

Thus the true difference between languages is not in what may or may not be expressed but in what must or must not be conveyed by the speakers.

Dabei stützt sich Jakobson auf die Unterschiede zwischen den Kategorien Definitheit und Aspekt im Englischen und Russischen. Im Russischen, das im Gegensatz zum Englischen nicht über ein Artikelsystem verfügt, muss die Kategorie Definitheit bei Nomen nicht notwendigerweise ausgedrückt werden, während die englischen SprecherInnen stets vor der Wahl stehen, jedes Substantiv mit einem unbestimmten oder bestimmten Artikel zu versehen oder aber keine von beiden Möglichkeiten auszuwählen. Sie sind also durch die obligatorischen grammatischen Regeln gezwungen, eine Entscheidung zu treffen. Dies illustrieren die folgenden Sätze auf Englisch (1), Deutsch (2) und Tschechisch (3). Die fettgedruckten Ausdrücke markieren die Stellen, an denen die SprecherInnen eine Wahl treffen müssen. An den Beispielsätzen sind, wie an Jakobsons Beispiel, die Obligatorizität der Kategorien Definitheit und Aspekt, darüber hinaus auch noch der Kategorie Sexus, zu sehen.

(1) I **wrote a** friend.

- Obligatorisch: Definitheit
- Nicht Obligatorisch: Sexus (V), Sexus (N), Aspekt

(2) Ich habe **einem Freund** geschrieben.

- Obligatorisch: Sexus (N), Definitheit
- Nicht Obligatorisch: Sexus (V), Aspekt

(3) **Napsal** jsem **příteli**.

- Obligatorisch: Sexus (V), Sexus (N), Aspekt
- Nicht Obligatorisch: Definitheit

So ist die Definitheit des Substantivs im Englischen (1) und im Deutschen (2) durch einen unbestimmten Artikel markiert, wobei dies im Tschechischen nicht möglich ist. In dieser Hinsicht ist im Jakobson'schen Sinne im Tschechischen diese Kategorie nicht grammatisch.⁴ Bezüglich der Markierung von Aspekt, zeigt sich, dass die SprecherInnen sich im Englischen (1) und im Tschechischen (3) im Gegensatz zum Deutschen (2) entweder für die Progressiv-Form oder Nicht-Progressiv-Form (1) oder für die imperfektive oder perfektive Verbform (3) entscheiden müssen. Schließlich ist der Sexus des Sprechers sowohl im englischen (1) wie auch im deutschen (2) Beispielsatz nicht angegeben, während die SprecherInnen im Tschechischen (3) durch die Grammatik.

Wie aber Lehmann (1995 [1982]: 12) bemerkt, handelt es sich bei der Obligatorizität nicht um eine absolute Größe, da es Kontexte gibt, in denen die sonst obligatorischen Kategorien nicht obligatorisch ausgedrückt sein müssen: „[s]omething is obligatory relative to the context; i.e. it may be obligatory in one context, optional in another and impossible in a third context.“ Als Beispiel nennt er die Kategorie Numerus, die im Lateinischen in allen Kontexten markiert sein muss, wobei im Türkischen in einigen Kontexten, wie beispielsweise nach Kardinalzahlen

⁴ Es wurde jedoch gezeigt (z.B. Diewald 2010: 33; Krámský 1972: 42), dass auch in einer artikellosen Sprache wie im Tschechischen die Opposition zwischen definiten und indefiniten Substantiven durchaus möglich ist. Sie wird allerdings nicht wie in den germanischen Sprachen durch Artikel, sondern durch die Position des Substantivs im Satz ausgedrückt. Nach diesem Prinzip ändert sich die definite Lesart in (a) in die indefinite Lesart in (b).

- a) Kniha je na stole.
Buch ist auf Tisch
,Das Buch ist auf dem Tisch.'
- b) Na stole je kniha.
Auf Tisch ist Buch
,Es gibt ein Buch auf dem Tisch.'

Eine ähnliche Situation kann in flexionsarmen Sprachen, wie im Englischen, beobachtet werden, wo die Satzpositionen eine grammatische Funktion ausüben, die im Deutschen durch Kasusmarkierung signalisiert würden. Deswegen ändert sich die Bedeutung des englischen Satzes in (c) durch die Änderung der Positionen in (d), wohingegen die gleiche Änderung im Deutschen (g, h) keinen Einfluss auf die Bedeutung wie im Englischen hat.

- c) The dog bites Mary.
- d) Mary bites the dog.
- e) **Der** Hund beißt Marie.
- f) **Den** Hund beißt Marie.
- g) Marie beißt **der** Hund.
- h) Marie beißt **den** Hund.

(4), systematisch nicht ausgedrückt wird. Daraus zieht er die Schlussfolgerung, dass die Kategorie Numerus im Türkischen weniger grammatikalisiert ist, als es im Latein der Fall war, weil die Anzahl von obligatorischen Kontexten im Türkischen im Vergleich zu Latein geringer ist. Diese Herangehensweise steht allerdings immer noch in der Tradition der Grammatik als ‚ars obligatoria‘ wie bei Jakobson (1959). Das Gleichheitszeichen wird jedoch nicht zwischen die absoluten Größen ‚Obligatorizität‘ und ‚Grammatizität‘ gesetzt, sondern zwischen die relativen Eigenschaften ‚mehr oder weniger obligatorisch‘ und ‚mehr oder weniger grammatisch/grammatikalisiert‘ gesetzt.

Die Kategorie Numerus muss am Substantiv allerdings auch im Deutschen nicht immer ausgedrückt werden, wie der Beispielsatz (5) zeigt. Diese Ausnahme ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass Numerus im Deutschen eine grammatische Kategorie darstellt. Wenn aber die Anzahl der Kontexte, in denen eine grammatische Regel obligatorisch angewendet werden muss, in einer Sprache keinen Einfluss auf die Grammatizität der durch diese Regel entstandenen Konstruktionen hat, stellt sich die Frage, ob die Anzahl der Kontexte mit der Obligatorizität überhaupt zusammenhängt, wie Lehmann (1995 [1982]: 12) behauptet. Auch wenn es nur einen einzigen Kontext gäbe, in dem eine Regel obligatorisch wäre, wird die Regel dadurch nicht weniger grammatisch, d.h. nicht weniger Teil der Grammatik.

(4) 10 tane erkek_ vardı
10 Stück Mann gab es
‚Es gab da 10 Männer.‘

(5) Beim Siegtor standen fünf Mann_ im Abseits.

Diese Art von Unterscheidung zwischen Sprachen aufgrund der Grammatizität einer ihrer Kategorien ist, ähnlich wie die Unterscheidung zwischen grammatischen und mehr grammatischen linguistischen Strukturen anhand ihrer Position auf einem der sog. Grammatikalisierungspfade, wie sie beispielsweise bei Hopper & Traugott (2003: 7) zu finden ist, nicht unproblematisch.

Solch ein Vergleich zwischen mehreren Sprachen anhand von der Position auf einem Grammatikalisierungspfad (Hopper & Traugott 2003: 7) versuchten beispielsweise Fagard & Mardale (2012) mit verschiedenen romanischen Sprachen

durchzuführen. Zu solchen Bemühungen merkt von Mengden (zur Veröffentlichung eingereicht: 18) das Folgende an:

If we consistently identify the degree of grammatical(ized)ness by the degree of cohesion of morphosyntactic structures and think this to the end, we would actually have to say that an analytic language has a less developed grammar (or a less grammatical grammar) than a synthetic language. In other words, we would be back at that language typology of the early nineteenth-century, when analytic languages were seen as less developed.

Einer der Gründe, warum der auf Obligatorizität basierte typologische Vergleich schwierig ist, stellt die Tatsache dar, dass hier nicht verschiedene Strukturen innerhalb einer Sprache und so innerhalb eines grammatischen Systems verglichen werden, sondern ein Vergleich zwischen unterschiedlichen Sprachsystemen gemacht wird. Des Weiteren ist der Vergleich zwischen mehreren Sprachen anhand der Obligatorizität einer Kategorie weniger zuverlässig als der Vergleich innerhalb einer Sprache, weil Obligatorizität, wie auch Lehmann (1995 [1982]) selber einräumt, kontextabhängig betrachtet werden muss. Es wäre deswegen notwendig alle möglichen Kontexte in Betracht zu ziehen, in denen eine gegebene Kategorie realisiert werden könnte, um die Obligatorizität der untersuchten Kategorie feststellen zu können.

Die Diskussion um die Rolle der Obligatorizität bei der Unterscheidung zwischen lexikalischen und grammatischen sprachlichen Zeichen, d.h. bei der Bestimmung der Grammatizität eines sprachlichen Zeichens, wie sie in dem vorliegenden Text präsentiert wurde, stellte bisher Obligatorizität als eine homogene Qualität vor. Wie allerdings Diewald (2010: 25-26) zeigte, lassen sich zwei Typen von Obligatorizität unterscheiden: erstens die sprachinterne Obligatorizität (language internal obligatoriness, 2010: 25) und zweitens die kommunikative Obligatorizität (communicative obligatoriness, 2010: 26).

Die sprachinterne Obligatorizität bezieht sich auf solche Fälle, wenn eine Struktur aufgrund grammatischer Regeln einer Sprache obligatorisch realisiert werden muss. So ist beispielsweise die Kongruenz zwischen einem Artikel, einem Adjektiv und einem Substantiv in den folgenden Beispielen (6), (7) und (8) aus Diewald (2010: 24) ein Fall der sprachinternen Obligatorizität. In diesem Kontext

verlangt ein maskulines Substantiv in (6) die entsprechende Form des dazugehörigen Adjektivs und Artikels. Alle Kombinationen in (6), (7) und (8), die gegen die sprachinternen Regeln verstoßen, wie beispielsweise *ein silbernes Löffel* in (6), werden daher als grammatisch inkorrekt angesehen.

- (6) ein silberner Löffel/*ein silbernes Löffel/*eine silberne Löffel
- (7) ein silbernes Messer/*ein silberner Messer/*eine silberne Messer
- (8) eine silberne Gabel/*ein silberner Gabel/*ein silbernes Gabel

Diewald (2010: 25) repräsentiert diese Art von Obligatorizität mit der folgenden Formel in (9).

- (9) If form x, then form y.

In den Fällen vom Typ (6), (7) und (8) haben die SprecherInnen nicht die Möglichkeit, die Kongruenz zwischen den einzelnen Konstituenten zu ignorieren und gleichzeitig einen grammatisch wohlgeformten Satz zu produzieren. Dies ist jedoch nicht der Fall bei der kommunikativen Obligatorizität, die solche Fälle von obligatorischem Gebrauch einer Struktur beschreiben, die aus der kommunikativen Intention der SprecherInnen resultieren. Diewald (2010: 25-26) illustriert diese Art von Obligatorizität anhand des deutschen passivischen Paradigmas. Die SprecherInnen des Deutschen haben bei jedem Verb die Wahl zwischen dem Aktiv und dem Passiv, wobei sie im Fall des Passivs noch die Wahl zwischen verschiedenen Passivformen, d.i. dem *werden*-Passiv, *Dativ*-Passiv und dem *bekommen*-Passiv, haben. Die Passivformen werden aber in keinem Kontext notwendigerweise durch die sprachinternen Regeln verlangt, wie es in (6) - (8) der Fall war, und werden erst durch eine bewusste Entscheidung der SprecherInnen obligatorisch. Diese Art von Obligatorizität wird von Diewald (2010: 27) folgendermaßen (10) formalisiert.

- (10) If intention x, then form y.

Um anhand des *werden*-Passivs die Regel in (10) zu veranschaulichen, beschreibt Diwald (2010: 27, Hervorhebung der Autorin) die Voraussetzungen, die die SprecherInnen zu dieser Wahl führten:

If the speaker wants to put the theme into the privileged topological position at the beginning of the sentence and keep the lexical verb of the corresponding active sentence and avoid a marked linear order (which in this case would be a topicalized object) then the speaker must use the **werden**-passive (given it is possible at all).

Diwald (2010: 27) beendet die Diskussion der Rolle von Obligatorizität in Grammatikalisierung mit der Feststellung, dass es sich bei der Obligatorizität um keine hinreichende Eigenschaft eines grammatischen Zeichens oder einer grammatischen Kategorie handelt. Wesentlich für ihre Argumentation ist die Unterscheidung zwischen den zwei oben vorgestellten Typen von Obligatorizität, d.h. der sprachinternen (9) und der kommunikativen Obligatorizität (10).

Diese Zweiteilung ist allerdings nicht unproblematisch, denn der einzige Unterschied zwischen der Regel in (9) und in (10) besteht darin, dass die kommunikative Obligatorizität in (10) die Vorentscheidung der SprecherInnen berücksichtigt, während die sprachinterne Obligatorizität in (9) diesen Aspekt ignoriert. Wenn sich also die SprecherInnen dazu entscheiden, statt Aktiv- lieber die Passivform eines Verbs zu verwenden, müssen sie diese Entscheidung im Einklang mit den obligatorischen sprachinternen Regeln umsetzen, um eine grammatisch wohlgeformte Konstruktion aufzubauen. Die SprecherInnen sind zwar, wie Diwald (2010: 26) bemerkt, in keinem kommunikativen oder syntaktischen Kontext gezwungen, Passivformen zu verwenden, wenn sie sich dazu jedoch entschließen, handelt es sich um einen Fall der sprachinternen Obligatorizität. Diese Regeln fasst Diwald (2010: 26) folgendermaßen jeweils mit einem Beispielsatz zusammen:

(11) The voice construction in German

Active	Agent	Fin. Verb	Recipient	Theme
---------------	-------	-----------	-----------	-------

Das Unternehmen überweist dem Verein die ganze Summe.

W-Pass	Theme	Fin. Aux	Recipient	PrepPhr.	PP	main
		werden		Agent		verb

Die ganze Summe wird dem Verein vom Unternehmen überweist.

B-Pass	Recipient	Fin. Aux	PrepPhr.	Theme	PP	main
		bekommen	Agent			verb

Der Verein bekommt vom Unternehmen die ganze Summe überwiesen.

Die zwei Arten von Obligatorizität in (9) und (10) unterscheiden sich durch den Aufwand, den SprecherInnen benötigen, um eine alternative Konstruktion an ihrer Stelle zu verwenden. Während die kommunikativ obligatorischen Konstruktionen in (10) relativ einfach zu ersetzen sind, lässt sich eine Ersatzkonstruktion für die sprachintern obligatorischen Konstruktionen in (9) nur schwer finden.

Dies hängt wiederum mit der Anzahl von Kontexten zusammen, in denen eine gegebene Konstruktion verlangt wird, d.h. obligatorisch ist (cf. Lehmann 1995 [1982]: 12). Eine hypothetische, in allen denkbaren Kontexten obligatorisch verlangte Konstruktion wäre nicht ersetzbar und dadurch auch nach Diewald (2010) sprachintern obligatorisch. Es bleibt jedoch offen, wie die Anzahl der Kontexte, in denen zwei Konstruktionen obligatorisch auftreten müssten, zu quantifizieren wäre, damit sie miteinander verglichen werden könnten.

Die hier beschriebene Ersetzbarkeit und dadurch die Nicht-Obligatorizität eines sprachlichen Zeichens oder einer Konstruktion ist dem Begriff ‚transparadigmatische Variabilität‘ von Lehmann (1995 [1982]: 124) ähnlich. Dieser Begriff beschreibt „the freedom of the language user with regard to the paradigm as a whole.“ Die transparadigmatische Variabilität unterscheidet sich, illustriert an dem Beispiel von Diewald (2010: 26) in (11), von der intraparadigmatischen (Lehmann 1995 [1982]: 123) folgendermaßen: während die intraparadigmatische Variabilität den SprecherInnen ermöglicht, ein Mitglied eines gewissen Paradigmas, d.h. einer Kategorie, zu wählen, d.h. die verschiedenen Passivrealisierungen in (11), bezieht sich die transparadigmatische Variabilität auf die von Diewald (2010) als kommunikative Obligatorizität bezeichnete Möglichkeit, statt einer Passivform die Aktivform zu wählen, d.h. ein völlig anderes Paradigma.

Nachdem in diesem Kapitel die theoretischen Grundlagen der Obligatorizität und ihre Rolle beim Unterscheiden zwischen lexikalischen und grammatischen

sprachlichen Zeichen thematisiert wurden, wird im nächsten Abschnitt der Frage nach der möglichen Anwendung dieses Merkmals Aufmerksamkeit geschenkt. Obwohl die Arbeiten (u.a. Lehmann 1995 [1982]) zur Grammatikalisierung oft die Wichtigkeit der Obligatorizität für den Prozess betonen, wird sie als Merkmal nicht instrumentalisiert⁵ und die Frage, ob sprachliche Elemente, die sich weiter rechts⁶ auf dem Grammatikalisierungspfad (u.a. Hopper & Traugott 2003: 7) befinden, und folglich grammatikalisierter oder mehr grammatisch sein sollten, auch obligatorischer sind.

4 Obligatorizität im globalen Vergleich

Basierend auf der Unterteilung von Medien nach den explizit ausgedrückten Informationen und der nötigen Zusammenarbeit der Rezipienten in zwei Gruppen (McLuhan 1964), in kalte (cool) und in heiße (hot) Medien, wurden auch die Sprachen der Welt typologisch auf der gleichen Art und Weise in kalte und heiße Sprachen unterteilt (Ross 1982).

Nach der ursprünglichen Einteilung (McLuhan 1964) war der Film ein Beispiel der heißen Medien, der verschiedene Arten von Informationen auf einmal vermittelt und das Publikum bei ihrer Dekodierung nicht außerordentlich fordert. Das Telefon, auf der anderen Seite stellt ein Beispiel der kalten Medien dar, die nur eine Art von Informationen, d.h. akustische Signale, vermitteln und bei denen sich der Hörer und Sprecher anstrengen müssen, damit die Kommunikation erfolgreich wird.

Commercial TV programs may be relatively “hot” since communication requires relatively little effort on the part of the audience, but an Oriental painting, or Russell’s *An Inquiry into Meaning and Truth*, will be “cool” since full appreciation of their messages requires considerable effort on the part of the viewer or reader. (Huang 1984: 531)

⁵ Der Vergleich zwischen der Obligatorizität der Kategorie ‚Numerus‘ im Lateinischen und Türkischen in Lehmann (1995 [1982]: 12), der kurz angesprochen wurde, wird an dieser Stelle außer Acht gelassen, da es sich um keine systematische Instrumentalisierung der Obligatorizität handelt.

⁶ Der Frage, ob Obligatorizität ausschließlich ein Merkmal der Grammatik ist oder ob sie auch im Lexikon, etwa bei festen Redewendungen oder Phraseologismen, eine Rolle spielt, kann an dieser Stelle nicht nachgegangen werden.

Die linguistische Anwendung (Ross 1982; Huang 1984) dieser Theorie arbeitet mit dem Nicht-Realisieren von gewissen anaphorischen Ausdrücken. Die heißen Sprachen werden dadurch charakterisiert, dass ihre SprecherInnen auf die in kalten Sprachen obligatorischen anaphorischen Ausdrücke leicht verzichten können. Das Englische, zusammen mit dem Französischen und anderen strukturell ähnlichen Sprachen, zählen nach dieser Typologie zu den heißen Sprachen, wie Huang (1984: 532) an dem folgenden Beispiel (12) veranschaulicht. Der heiße Charakter des Englischen manifestiert sich hier in den unmöglichen Antworten des zweiten Sprechers. Die SprecherInnen sind hier gezwungen (vgl. sprachinterne Obligatorizität bei Diewald 2010) beide anaphorische Ausdrücke, d.h. *he* und *him* zu realisieren.

- (12) Sprecher A:
Did John see Bill yesterday?
Sprecher B:
Yes, he saw him.
*Yes, Ø saw him.
*Yes, he saw Ø.
*Yes, Ø saw Ø.
*Yes, I guess Ø saw Ø.
*Yes, John said Ø saw Ø.

In anderen Sprachen, beispielsweise im Chinesischen (13), Japanischen oder Koreanischen, werden dieselben anaphorischen Ausdrücke jedoch nicht notwendigerweise realisiert, weswegen diese Sprachen als heiße Sprachen gelten, wie Huang (1984: 532), analogisch zum Englischen, zeigt.

- (13) Sprecher A:
Zhangsan kanjian Lisi le ma?
,Hat Zhangsan Lisi gesehen?‘
Sprecher B:
Ta kanjian ta le. ,er sah ihn‘
Ø kanjian ta le. ,Ø sah ihn‘
Ta kanjian Ø le. ,er sah Ø‘

Ø kajian Ø le.	,Ø sah Ø‘
Wo cai Ø kanjian Ø le.	,ich wette Ø sah Ø‘
Zhangsan shuo Ø kanjian Ø le.	,Zhangsan sagte, dass Ø Ø sah‘

Die Unterschiede zwischen den heißen (12) und kalten (13) Sprachen könnten auch als unterschiedlich hohe Obligatorizität einer gegebenen Kategorie in den gegebenen Sprachen angesehen werden. Die heißen, mehr durch obligatorische Regeln charakterisierten Sprachen haben eine größere Anzahl von Kontexten, in denen eine gegebene Regel angewendet werden muss (vgl. Lehmann 1995 [1982]), während die Zahl solcher Kontexte in den kalten Sprachen niedriger ist.

Angesichts der zwei Arten von Obligatorizität, vorgeschlagen von Diewald (2010) in (9) und (10), könnten die kalten Sprachen auch durch die sprachinterne Obligatorizität charakterisiert werden, die die SprecherInnen direkt zur Verwendung einer Regel zwingt. Die heißen Sprachen wären aufgrund der höheren transparadigmatischen Variabilität (Lehmann 1995 [1982]: 124) auf der anderen Seite durch kommunikative Obligatorizität zu beschreiben.

5 Zusammenfassung und Ausblick

In dem vorliegenden Text wurde der Versuch unternommen, die Rolle der Grammatizität bei der Herausbildung neuer Grammatik zu untersuchen. Es wurde gezeigt, dass obwohl in den Definitionen von Grammatikalisierung der Begriff der Obligatorizität oft erwähnt wird, auf die Beziehung zwischen Obligatorizität und Grammatizität nur selten eingegangen wird. In diesem Kontext war es das Ziel dieses Artikels, die vorhandenen Arbeiten zur Obligatorizität zusammenzufassen, um eine theoretische Basis für eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema vorzubereiten.

Aus diesem Grund bietet dieser Artikel viel mehr offene Fragen als fertige Antworten, denn die Titelfrage konnte nicht eindeutig beantwortet werden. Die wichtigsten Fragen, die hier teils bereits gestellt und besprochen wurden, teils aber nur gestellt wurden, sind die folgenden: ist Obligatorizität ein Merkmal der Grammatik und könnte von diesem Merkmal im Rahmen der Grammatikalisierungsforschung Gebrauch gemacht werden? Wenn ja, welcher Art ist die Beziehung zwischen Grammatizität und Obligatorizität, wenn, wie hier gezeigt wurde, die beiden Begriffe

nicht immer gleichzustellen sind. Wäre es sinnvoll, auch im Fall von lexikalischen Elementen von ihrer Obligatorizität zu sprechen? Ist Obligatorizität eine messbare Größe? Wenn ja, wie könnte man feststellen, ob eine sprachliche Konstruktion obligatorischer ist als eine andere? Wie ist die Beziehung zwischen Obligatorizität auf der einen Seite und transparadigmatischer und intraparadigmatischer Variabilität auf der anderen Seite?

Obwohl hier die Obligatorizität als ein für die Grammatizität eines linguistischen Zeichens wesentliches Merkmal dargestellt wurde, ist es wichtig, sich auch die alternativen Sichtweisen vor Augen zu führen. So ist auf der einen Seite die Grammatik als ‚ars obligatoria‘ bei Jakobson (1959), der Obligatorizität als die wichtigste Eigenschaft grammatischer Strukturen betrachtet, zu finden, während auf der anderen Seite die Rolle der Obligatorizität relativiert wird, indem Wiemer & Bisang (2004: 5) „the problematic relevance of obligatoriness and paradigm formation as a definitorial criterion for grammaticalization“ ansehen.

Die hier im Vordergrund stehende Diskussion der Rolle der Obligatorizität für die Grammatikalisierungsforschung wurde jedoch hauptsächlich aus dem Grund begonnen, weil die gängigen Definitionen der Grammatikalisierung, wie gezeigt wurde, oft zur zirkulären Argumentation neigen. Der vorliegende Artikel stellte in diesem Zusammenhang einen Versuch dar, die Zirkularität der Definitionen durch die Betonung der Obligatorizität als des wesentlichen Merkmals für die Unterscheidung der Grammatik vom Lexikon innerhalb der Grammatikalisierungsforschung zu lösen.

Bibliographie

- Aikhenvald, Alexandra. 2004. *Evidentiality*. Oxford: Oxford University Press.
- Chomsky, Noam. 1957. *Syntactic Structures*. The Hague/Paris: Mouton.
- Diewald, Gabriele. 1991. *Deixis und Textsorten im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer [Reihe Germanistische Linguistik 118].
- Diewald, Gabriele. 2010. „On some problem areas in grammaticalization theory“. In Katerina Stathi; Elke Gehweiler & Ekkehard König (Hrsg.), *Grammaticalization: Current Views and Issues*. Amsterdam/Philadelphia, Pa.: John Benjamins (Studies in Language Companion Series 119). 17-50.
- Diewald, Gabriele. 2012. „Grammaticalization and pragmaticalization“. In Bernd Heine & Heiko Narrog (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Grammaticalization*. Oxford: Oxford University Press. 450–461.

- Fagard, Benjamin & Alexandru Mardale. 2012. "The pace of grammaticalization and the evolution of prepositional systems: Data from Romance." *Folia Linguistica*, 46 (2). 303-341.
- Haspelmath, Martin. 1999. „Why is grammaticalization irreversible?“ *Linguistics* 37 (6). 1043–1068.
- Heine, Bernd. 2003. Grammaticalization. In Brian D. Joseph & Richard D. Janda (Hrsg.), *The Handbook of Historical Linguistics*. Oxford: Blackwell. 575-601.
- Himmelmann, Nikolaus P. 1992. *Grammaticalization and Grammar. Arbeitspapier Nr. 16, Neue Folge*. Köln am Rhein: Institut für Sprachwissenschaft der Universität zu Köln.
- Hopper, Paul & Elizabeth Closs Traugott. 2003. *Grammaticalization*. 2nd ed. Cambridge: Cambridge University Press.
- Huang, James. 1984. On the distribution and reference of empty pronouns. *Linguistic Inquiry*, 15 (4), 531–574.
- Jakobson, Roman. 1959. „Boas' view of grammatical meaning“. In Jakobson, Roman. 1971. *Word and Language. Selected Writings*. Vol. 2. The Hague & Paris: Mouton. 489-496.
- Konvička, Martin. 2014. *Pár poznámek o primární a sekundární gramatikalizaci* [dt.: Ein paar Bemerkungen zur primären und sekundären Grammatikalisierung]. Vortrag auf der Tagung „Lingvistika Praha 2014“ am 11. April 2014 in Prag, Tschechien.
- Kuryłowicz, Jerzy. 1965. "The evolution of grammatical categories". *Diogenes* 51. 55-71.
- Lehmann, Christian. 1995 [1982]. *Thoughts on Grammaticalization*. München: LINCOM Europa.
- von Mengden, Ferdinand. zur Veröffentlichung eingereicht. „Replacing „Secondary Grammaticalization“ by Exaptation“. In Muriel Norde & Freek Van de Velde (Hrsg.), *Exaptation in Language Change*. Amsterdam/Philadelphia, Pa.: Benjamins.
- Newmeyer, Frederick J. 2001. „Deconstructing grammaticalization“. *Language Sciences* 23 (2-3). 187–229.
- Norde, Muriel. 2009. *Degrammaticalization*. Oxford: Oxford University Press.

- Nørgård-Sørensen, Jens; Heltoft, Lars & Lene Schløser. 2011. *Connecting Grammaticalisation*. Studies in Functional and Structural Linguistics 65. Amsterdam/Philadelphia, Pa.: Benjamins.
- Ross, John Robert. 1982. *Pronoun-deleting processes in German*. Paper presented at the annual meeting of the Linguistic Society of America, San Diego, California.
- Traugott, Elizabeth Closs. 2002. „From etymology to historical pragmatics“. In Donka Minkova & Robert Stockwell (Hrsg.), *Studies in the History of the English Language*. Berlin: Mouton de Gruyter. 19–49.
- Wiemer, Björn & Walter Bisang. 2004. “What makes grammaticalization? An appraisal of its components and its fringes.” In Walter Bisang; Nikolaus P. Himmelmann & Björn Wiemer (Hrsg.), *What Makes Grammaticalization? A Look from its Fringes and its Components*. Berlin: Mouton de Gruyter. 3-20.
- Žimurnskij, Viktor M. 1966 [1961]. „The word and its boundaries“. *Linguistics* 27. 65-91.

Playing Gender: Geschlechterrollenspezifische Adressierung als persuasive Strategie in der Kinderfernsehwerbung

Gerrit Kotzur

- 1 Einleitung: Bedürfnis- und Wertedarstellung in der Werbung**
 - 2 Forschungsstand**
 - 3 Untersuchungsmaterial**
 - 4 Geschlechterrollenkonstruktion: Doing Gender**
 - 5 Doing Gender als persuasive Makrostrategie**
 - 5.1 Persuasive Strategien als Ziel-Mittel-Relationen
 - 5.2 Das Persuasionspotenzial des Doing Gender
 - 5.3 Mädchenspezifische Werbespots
 - 5.4 Jungenspezifische Werbespots
 - 5.5 Weitere sprachliche Gestaltungsmittel: Die Sprechweise der Off-Sprecher+innen und die Verbsemantik
 - 5.6 Zwischenfazit: Die Hyperritualisierung von Geschlecht in der Kinderwerbung
 - 6 Werbung als soziale Praxis: Kritische Ergänzungen**
 - 6.1 Die Spiegelmetapher
 - 6.2 Die diskursanalytische Perspektive
 - 7 Fazit**
- Quelle**
- Bibliographie**

1 Einleitung: Bedürfnis- und Wertedarstellung in der Werbung

2011 betrugen die Bruttowerbeaufwendungen für das deutsche Fernsehen 11,1 Milliarden Euro. Dies entspricht 43,5 Prozent des gesamten Werbemarktes in Deutschland (NIELSEN MEDIA RESEARCH 2012, zitiert nach MÖBUS & HEFFLER 2012: 298). Obwohl im Zuge der Verbreitung des Internets auch andere Marketingformen immer mehr an Bedeutung gewinnen, ist das Fernsehen nach wie vor ein bedeutender Markt der Wirtschaftswerbung. Umfragen zufolge gilt Fernsehen neben Freunde treffen als beliebteste Freizeitbeschäftigung der Sechs- bis Dreizehnjährigen (MEDIENPÄDAGOGISCHER FORSCHUNGSVERBUND SÜDWEST 2013: 12). Neben der hohen Reichweite ist es auch die Reizstärke des Mediums, die durch ihre Multimodalität Werbung für Kinder besonders interessant und anschaulich macht (KOMMER 1996, zitiert nach POLAJNAR 2005: 25).

Werbung ist per definitionem auf Bewusstseins- und (aus Sicht der Werbetreibenden im besten Fall auch) Verhaltensbeeinflussung hin ausgelegt und wird dementsprechend geplant und produziert. Doch wie groß ist das persuasive Potenzial der Werbung tatsächlich? Diese Frage versucht unter anderem die Werbewirkungsforschung seit geraumer Zeit mit den verschiedensten Methoden zu beantworten. Wenngleich das Beeinflussungspotenzial der Werbung grundlegend zugestanden wird, sind tatsächliche und vor allem andauernde Effekte nur bedingt nachweisbar. Deshalb anzunehmen, die Werbung habe keinen Einfluss auf das Wertesystem, materielles Denken, die Essgewohnheiten, Geschlechterrollen, noch überhaupt langfristige Auswirkungen (z. B. POLAJNAR 2005: 7), könnte sich jedoch als problematisch erweisen. Entsprechend vertreten einige Wissenschaftler+innen die Position, die Werbung besitze durchaus das Potenzial unser Weltbild und unsere Identität, sei es beispielsweise als Konsument+innen oder Mitglieder einer Geschlechterkategorie nachhaltig zu beeinflussen (JOHNSON & YOUNG 2002: 464, MOTSCHENBACHER 2006: 64, PELZER 2009: 12, 44). Gerade Kinder und Heranwachsende besitzen zunächst nur ein eingeschränktes Wissen und wenig Erfahrung darüber, mit welchen Strategien Unternehmen ihre Gefühle, Einstellungen und Handlungen in eine bestimmte Richtung zu lenken versuchen (unter anderem WRIGHT et al. 2005). Dieses Wissen wird als Werbekompetenz bezeichnet. Das forschungspragmatische Dilemma besteht darin, dass wir keine Kinder als Vergleichsgruppe heranziehen können, die komplett unbeeinflusst von Werbung in unserer Gesellschaft aufwachsen. Auch wenn bei einigen der

Fernsehkonsument durch die Eltern eingeschränkt oder verboten werden mag, kommen diese Kinder indirekt mit Werbung und den darin vermittelten Werten und Idealen in Kontakt, sei es durch Altersgenoss+innen oder auf anderem Wege. Auch die Produkte selbst transportieren diese Werte bis zu einem gewissen Grad. Die Wirkungsforschung weist laut MATTHES und NADERER (2014: 62 f.) noch zwei weitere Schwachstellen auf: Erstens würden nach der Rezeption von Werbung überwiegend Einstellungen und Erinnerungen gemessen bzw. abgefragt, die nicht unbedingt lange anhalten und womöglich gar nicht handlungsleitend sind. Zweitens kann auch ohne bewusste oder messbare Erinnerung, nämlich anhand von Gedächtnisspuren eine Verhaltensänderung zugunsten des Produktes eintreten.

Die Bedeutung von Werbung als Untersuchungsgegenstand zeigt sich in ihren Persuasionsfunktionen, neben dem eigentlichen Produkt einen bestimmten Lebensstil und Werte anzupreisen, die scheinbar mit der Marke zusammen erworben werden können (MERTEN ²2008: 304 ff., KAUTT 2012: 417, JANICH ⁶2013: 260). Solche erstrebenswerten Zustände oder Werte in der Kinderwerbung können sein: Menschliche Grund-, Bindungs- und Explorationsbedürfnisse wie Liebe und Geborgenheit, Akzeptanz, Freundschaft und Gruppenzugehörigkeit, Bewunderung, Einfluss und Erfolg, Herausforderungen und Wettbewerb sowie Abenteuer, Spannung, Spaß und Abwechslung (MÜLLER 2007: 16, 66 f.). Die Produkte werden so angepriesen, als ob sie eine hohe Bedeutung für die kindliche Lebenswelt haben und sich als Identifikations- und Projektionsfläche für Problembewältigung eignen (AUFENANGER 1997: 40). Der folgende Text eines Werbespots führt zum Beispiel zu der Implikatur, dass Mädchen, die die beworbenen T-Shirts tragen, besonders angesagt und cool sind, und solchen, die diese T-Shirts nicht besitzen, weniger Bewunderung entgegengebracht werden könnte. Nicht zuletzt wird hier das Bedürfnis nach einem modischen Kleidungsstil aktualisiert und geschickt mit einer beliebten Kinder- bzw. Mädchenserie im TV kombiniert.

- (1) Off-Sprecherin: Zum Start der neuen Hitserie Violetta gibt es jetzt bei C&A viele tolle T-Shirts **zum angesagtesten Thema des Sommers** (DC3: 31)¹

¹ Die aufgezeichneten Werbeblöcke, die mein Korpus darstellen, können unter folgendem Link heruntergeladen werden: <https://www.dropbox.com/sh/vhpxjkr4lgy1icq/AACwTldH-ebez h1i-ltBG4ona>. Die beigefügte PDF-Datei gibt Auskunft darüber, in welcher Videodatei die Spots zu finden sind und in welcher Reihenfolge sie ausgestrahlt wurden, wobei mehrfach gezeigte Spots ab ihrem zweiten Auftreten rot hinterlegt wurden. Im Folgenden wird auf die

Bei erfolgreicher Identifikation dient das Produkt als Mittel der Selbstdarstellung, kann einen bestimmten Lebensstil und Zugehörigkeit zu einer Bezugsgruppe demonstrieren (WOLL 1997: 28). Die genannten Bedürfnisse werden für Jungen und Mädchen deutlich unterschiedlich inszeniert. Bezüglich der zielgruppenorientierten Ansprache weist gerade Kinderwerbung eine starke geschlechterspezifische Darstellung der Werbebotschaften auf, und das obwohl die Bedürfnisse von Kindern erst einmal geschlechtsunabhängig Gültigkeit besitzen und beispielsweise das Alter in Bezug auf die Bedürfnisse eine größere Rolle spielt als das Geschlecht. Das Alter der Zielgruppe ist in den meisten Werbebotschaften jedoch weitgehend irrelevant und wird kaum thematisiert, das Geschlecht dagegen ist entscheidend und basiert auf Stereotypen, dass Mädchen Häuslichkeit und Geborgenheit, Jungen Abenteuer und Action mögen. (MÜLLER 2007: 15, 47, 87). Nicht selten wird sogar ein und dasselbe Produkt geschlechterrollenspezifisch beworben. POLAJNAR (2005: 99) nennt hier als Beispiel Lutscher von *ChupaChups* mit zwei verschiedenen Produktbeigaben für Jungen und Mädchen (nämlich einmal Rettungsschwimmer und Hai, einmal Sonnenbrillenset und Mikrofon). Jungen- und mädchenstypische Werbespots lassen sich nicht nur anhand des beworbenen Produktes, sondern insbesondere hinsichtlich ihrer Machart, Präsentation, der Protagonist+innen und eingesetzten musikalischen Untermalung sowie bildlichen Illustration unterscheiden. Weiterhin sind es sprachliche, also textstilistische, intonatorische und paraverbale Mittel, die dabei zum Einsatz kommen, die bisher aber kaum systematisch untersucht wurden. Trotz vielfacher Vorwürfe aus der Gesellschaft und von diversen Wissenschaftler+innen, diese stereotypen Darstellungen verfestigen Geschlechter-Klischees und Vorurteile, ist die Werbung bis heute kaum von diesem Bild abgerückt. Aus diesem Grund lohnt sich ein aktueller Blick auf die Kinderfernsehwerbung.

Die leitende Fragestellung lautet daher: Mithilfe welcher sprachlichen und audiovisuellen Gestaltungsmittel wird in der aktuellen Kinderfernsehwerbung eine geschlechterrollenspezifische Adressierung verfolgt, welches Persuasionspotenzial besitzen diese Darstellungen in Bezug auf Vorstellungen von typisch männlichen bzw. jungenhaften und typisch weiblichen bzw. mädchenhaften Verhaltensweisen, und wel-

Spots verwiesen, indem der Werbeblock (DC1 bis 5) zusammen mit der Nummer des Spots angegeben wird (durchnummeriert von 01 bis 61, wobei nur die erste Ausstrahlung in der Signatur angegeben wird).

che Rückschlüsse lassen sich daraus ziehen hinsichtlich gesellschaftlicher Ideale und Werte der Kategorie Geschlecht?

2 Forschungsstand

Charakteristika und Wirkungen von Werbung wurden und werden in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen erforscht, darunter die Linguistik, Rhetorik, Kommunikations- und Medienwissenschaft sowie Psychologie, Wirtschafts- und Sozialwissenschaft. In den vergangenen Jahren und Jahrzehnten sind in diesen Gebieten zahlreiche empirische Arbeiten zum Thema Werbung entstanden. Vergleichsweise gut erforscht sind die Anzeigenwerbung und deren Slogans sowie Produktnamen, besonders in Bezug auf Anglizismen (JANICH ⁶2013: 15 f.). Trotz der teils sehr umfassenden Beschreibung von Werbestrategien und deren sprachlicher wie bildlicher Umsetzung fanden einige Bereiche der Werbekommunikation bisher wenig Beachtung, zum Beispiel an Kinder gerichtete Werbung. So konstatiert JANICH (⁶2013: 226), dass es zu wenige Studien gibt, die im Bereich Kinderwerbung medien- und produktübergreifend Adressierungsstrategien untersuchen.

Aber auch die Fernsehwerbung allgemein ist in der Sprachwissenschaft noch nicht umfassend und systematisch untersucht worden. Dies mag daran liegen, dass die Analyse einerseits aufgrund der Multimodalität, also des Zusammenspiels von visuellen und auditiven Informationen, ziemlich komplex ist, und andererseits die Speicherung und Transkription einigen Aufwand erfordert. Der folgende Abschnitt gibt einen kurzen Überblick zu einschlägigen Werken aus dem Forschungsbereich zur Kinderwerbung, wobei aus der Fülle medien- und sozialwissenschaftlicher Arbeiten zum Thema nur eine Auswahl von für diese Arbeit zentralen Publikationen getroffen wurde. Der Sammelband von MEISTER und SANDER (1997) ist mediensoziologisch und -pädagogisch orientiert. Die Autor+innen legen umfassende Studien vor, unter anderem zur Werbelandschaft im Fernsehen, ihrer Gestaltung und den Rezeptionsbedingungen bei Kindern. Diese untersuchen sie mithilfe von Methoden der quantitativen wie qualitativen Sozialforschung. MÜLLER (2007) konzentriert sich auf die Bedürfnisdarstellung in der Kinderfernsehwerbung und greift dabei auf entwicklungspsychologisches Wissen zurück. Sie untersucht 24 Werbespots inhaltsanalytisch.

In der Linguistik sind die Forschungsarbeiten wie bereits angemerkt nicht so zahlreich: POLAJNAR (2005) analysiert 100 an Kinder gerichtete Werbespots hinsichtlich

der darin verwendeten Adressierungsstrategien, die durch sprachliche sowie audiovisuelle Gestaltungsmittel realisiert werden. Eine diachrone Analyse aus 50 Jahren Anzeigenwerbung im Magazin *Micky Maus* liegt mit RICHTER (2006) vor.

Weitere Forschungsfragen ergeben sich, wenn Werbung aus Sicht der Soziologie, insbesondere der Geschlechterforschung bzw. Gendertheorie, betrachtet wird. Ziel solcher Untersuchungen, bei denen auch eine sprachwissenschaftliche Herangehensweise sehr vielversprechend sein kann, ist „das Entlarven der Kategorie Geschlecht als werbesprachlich getragene Konstruktion normativer Weiblich- bzw. Männlichkeit“ (MOTSCHENBACHER 2009: 59). Wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Genderaspekten in der Werbesprache fanden vermehrt ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre statt (MOTSCHENBACHER 2006: 50). MOTSCHENBACHER (2006: 50 ff.) und PELZER (2009: 32 ff.) geben einen Überblick über die Forschungsarbeiten zum Thema Gender bzw. zu Frauen- und Männerbildern in der Werbung, allerdings auf die Erwachsenenwerbung bezogen. Auch Kinderwerbung stand vereinzelt schon im Fokus gendertheoretischer Arbeiten, der Forschungsstand kann jedoch nicht als zufriedenstellend betrachtet werden, und viele Detailfragen sind noch gänzlich ungeklärt. Eine genuin sprachwissenschaftliche Analyse liegt lediglich mit JOHNSON und YOUNG (2002) vor, bei POLAJNAR (2005) finden geschlechterspezifische Aspekte des Öfteren Erwähnung. PELZER (2009) geht eher mediensoziologisch vor und untersucht Inhalt, Bild und Ton von sieben exemplarischen Kinderwerbespots auf die verwendeten Jungen- und Mädchenbilder hin.

In meiner Masterarbeit, die sich momentan noch im Entstehungsprozess befindet, werde ich die symbolische, das heißt sprachliche wie audiovisuelle Herstellung von Geschlecht in der Kinderfernsehwerbung mit medienlinguistischen und diskursanalytischen Methoden untersuchen.² Entsprechend kann ich in diesem Aufsatz noch nicht auf gesicherte Ergebnisse zurückgreifen. Stattdessen sollen mögliche Ansätze für eine Beschäftigung mit dem Thema und Tendenzen und Auffälligkeiten in der von mir bisher dokumentierten Kinderfernsehwerbung vorgestellt werden. Weiterhin kann ich auf Erkenntnisse anderer Arbeiten zurückgreifen sowie auf die theoretischen Grundlagen eingehen.

² Meine fertige Masterarbeit wird spätestens Anfang 2015 aller Voraussicht nach auf der Internetseite https://www.linguistik.tu-berlin.de/menue/lehre_und_studium/studierendenarbeiten/ veröffentlicht werden. Alternativ kann sie bei mir angefragt werden unter gerit.kotzur@gmail.com.

3 Untersuchungsmaterial

Das bisher von mir dokumentierte Untersuchungsmaterial setzt sich aus einer knapp zweistündigen Aufzeichnung des Fernsehprogramms im Disney Channel zusammen, welches am 18. Mai 2014 von 9:56 Uhr bis 12:08 aufgenommen wurde. In dieser Zeit liefen fünf Werbeblöcke mit insgesamt 61 Spots, von denen viele doppelt oder gar mehrfach gesendet wurden, sodass ich 35 unterschiedliche Spots in das Korpus aufnehmen konnte, ohne dass es einer weiteren Eingrenzung bedarf. Dabei fiel die Wahl auf den Disney Channel, da es sich hierbei um eine Kinderprogrammumgebung handelt, in der viele Kinderwerbespots zu erwarten waren. Die gewählte Aufnahmezeit fiel auf einen Sonntagvormittag, da zu dieser Zeit viele Kinder Fernsehen schauen können. Die Transkription bestätigte, dass nur vier der 35 Spots eher an Eltern bzw. Erwachsene gerichtete Verkaufsargumente und Adressierungsstrategien enthielten, nämlich die Erwähnung des dreißigprozentigen Fruchtanteils beim Wassereis Capri-Sonne Freezies (DC1: 17), der Verweis auf *Spaß für die ganze Familie* im Spot zu den Disney Special Collection-DVDs (DC4: 41), die höflich-distanzierte Anrede bei den Violetta Fanartikeln (DC4: 46) und der gesamte Spot *Cheestings* (*so macht Käse meinem Kind Spaß, reich an Kalzium und milder Geschmack*, DC4: 47). Hierbei handelt es sich vornehmlich um Argumente, die mit dem Thema Gesundheit zusammenhängen und die Produkte als unbedenklich oder sogar förderlich für die kindliche Ernährung und Entwicklung ausweisen sollen.

In Bezug auf die Produktgruppen ergibt sich, dass in 22 Spots Spielzeuge beworben werden, in zehn Lebensmittel und in drei Werbeclips andere Produkte wie eine CD, DVD oder T-Shirts. Die Zielgruppenansprache stellt sich folgendermaßen dar: Sechs Spots sind eindeutig oder eher jugendspezifisch, elf sind Mädchenspezifisch und 18 nicht-geschlechterrollenspezifisch gestaltet. Dabei sind es vor allem die Spielzeugspots, die diese binäre Adressierung erkennen lassen. Jedoch können auch in Werbung, die sich prinzipiell an beide Gruppen richtet, Stereotype und Klischees sowie eine klare Rollenverteilung der Geschlechter dargestellt oder latent vorhanden sein (vgl. auch SCHNATMEYER & SEEWALD 1997: 206). Entscheidend sind also einerseits die Produktkategorie (vgl. Abschnitt 5.2 für weitere Ausführungen dazu), andererseits die Kommunikationssituation. Dass in TV-Werbespots mehr geschlechtsunspezifische Spots vorkommen als dies zum Beispiel bei einem Mädchen-Magazin wie *Wendy* zu erwarten wäre, hängt mit dem gemischten Publikum zusammen.

Anfänglich sollten auch Werbeanzeigen in Kinderzeitschriften in meine Analyse einbezogen werden. Nach einer ersten Stichprobe stellte sich jedoch heraus, dass viele der Anzeigen nicht ergiebig für eine linguistische Untersuchung sind, da sie wenig bis gar keinen Text enthalten. Die Beispiele aus der Fernsehwerbung in Abschnitt 5 werden zeigen, dass selbige dagegen auf den verschiedensten Ebenen Material für eine Beschäftigung mit dem Thema bietet. Zunächst erfolgt jedoch eine Begriffsbestimmung des Doing Gender unter Rückgriff auf geschlechtersoziologische Arbeiten.

4 Geschlechterrollenkonstruktion: Doing Gender

Das Sex-Gender-Konzept, welches vor allem in der Soziologie, Sozialpsychologie und Philosophie entwickelt wurde und diskutiert wird, trennt Geschlecht in eine biologische (englisch *sex*, deutsch *Geschlecht*) und eine soziokulturelle Komponente (*Gender*). Während das biologische Geschlecht vor allem genetisch bedingt ist, ist das soziale Geschlecht samt seiner Rollenzuschreibungen gesellschaftlich konstruiert. Auf dieser Grundlage wurde eine Diskussion über das streng binäre (und ungleiche) Verhältnis der Geschlechterrollen auf politischer und gesellschaftlicher Ebene erst möglich, weil die Entstehung der Normen und Werte in Bezug auf Geschlecht beim Menschen selbst verortet wurde und daher auch durch die Gesellschaft einer Veränderung unterzogen werden kann. (PELZER 2009: 18).

Ein radikal-dekonstruktivistischer Ansatz wie ihn Judith Butler vertritt, geht dabei noch einen Schritt weiter, wenn Zweifel daran angemeldet werden, dass das biologische Geschlecht rein genetisch bedingt und nicht gesellschaftlich konstruiert sei. Denn auch die Humanbiologie ist eine spezifische Denkform unserer Zeit und nicht ideologisch neutral (HAGEMANN-WHITE 1988: 228 ff., zitiert nach PELZER 2009: 19). Welche Position man genau nun vertreten mag, gemeinsamer Grundgedanke der verschiedenen Theorien ist, dass es keine natürliche Differenz der Geschlechter ist, mit der wir tagtäglich konfrontiert sind (PELZER 2009: 19). Für die vorliegende Arbeit ist es nicht zentral, ob nur das soziale oder auch das biologische Geschlecht konstruiert ist, da es zunächst um das Performative der Geschlechterrollen geht, ihren Herstellungsprozess in einer sozialen Interaktion und die dafür verwendeten Mittel. Das Fernziel dekonstruktivistischer Ansätze ist eine Abkehr vom traditionell-bipolaren Blickwinkel, der die Differenz überbetont (MOTSCHENBACHER 2006: 29). Die Verhältnisse sind stark relational, denn Weiblichsein ist Nicht-Männlichsein und umgekehrt

(MOTSCHENBACHER 2006: 11). Weiterhin sind die Geschlechterrollen mit gegensätzlichen Werten versehen: stark – schwach, rational – emotional, dominant – devot etc., womit die Basis für Ungleichbehandlung geschaffen ist.

Die soziale Wirklichkeit ist zweigeschlechtlich strukturiert, die Differenz immer schon in die soziale Welt eingeschrieben und unsere Wahrnehmung darauf ausgerichtet, in jeder Situation Frauen und Männer zu unterscheiden. (PELZER 2009: 18 f.)

Die extrem starke Normativität und Selbstverständlichkeit der Geschlechterverhältnisse in der Mehrheitsgesellschaft (GOFFMAN 1981: 34, 39) haben zur Folge, dass eine Diskussion darüber vor Schwierigkeiten gestellt ist: Weil die Unterscheidung natürlich sei, bedürfe sie keines anderen Grundes (GOFFMAN 1981: 38) und wird damit dem Diskurs gerade entzogen (BENDEL LARCHER 2012: 237). Eine Ideologie ist dann am wirksamsten, wenn sie von allen Beteiligten als natürlich empfunden wird, denn dann ist sie als Ideologie nicht mehr erkennbar (BENDEL 2009: 240). Der Verweis auf biologische Grundlagen des Geschlechts kann also als Ultima Ratio dienen, um die vorherrschende Hierarchie nicht infrage stellen zu müssen.

Doch auch wenn man akzeptiert, dass es sich bei der Geschlechterbinarität um eine Konstruktion handelt, so sind ihre Ausdrucksformen von erheblicher gesellschaftlicher Relevanz (MOTSCHENBACHER 2006: 42). GOFFMAN (1981: 29 f.) spricht in diesem Zusammenhang davon, es handle sich um „Schatten *und* Substanz zugleich“ (Hervorhebung im Original). Eine radikal-dekonstruktivistische Vorgehensweise geht an der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Kategorie Geschlecht vorbei, da diese Geschlechterkonstruktionen für die meisten Menschen etwas Naturhaftes bzw. Unhinterfragtes und daher psychisch salient sind (MOTSCHENBACHER 2006: 44). Deshalb erfolgt die geschlechtliche Stilisierung oft auch unbewusst und quasi-intuitiv (MOTSCHENBACHER 2006: 371), womit ich zum Konzept des Doing Gender komme. Die geschlechtliche Konstruktion bedarf nämlich bestimmter Hilfsmittel, da ohne sie kein Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Verhaltensweise auszumachen wäre (MOTSCHENBACHER 2006: 9). Das Konzept des Doing Gender wurde

vor dem Hintergrund von soziologischen Analysen zur Transsexualität entwickelt und besagt im Kern, dass Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechtsidentität als fortlaufender Herstellungsprozess aufzufassen sind, der zusammen faktisch mit jeder menschlichen Aktivität vollzogen wird und in den unterschiedliche institutionelle Ressourcen eingehen. (GILDEMEISTER 2004: 132)

Hierbei sind zwei Komponenten des Doing Gender als Interaktionsleistung von Bedeutung: Erstens die geschlechtliche Symbolisierung (Produktion) und zweitens die Adäquatheitswahrnehmung (Rezeption) derselben. Denn die anderen sind genauso an meiner Geschlechtsidentität beteiligt, wie ich selbst (MOTSCHENBACHER 2006: 31). GOFFMAN (1981: 37) schreibt sehr treffend von einem „Plan für das Porträtieren der Geschlechtszugehörigkeit“, den wir gelernt und verinnerlicht haben, und der fast ununterbrochen angewendet wird. Bereits Kinder im Vorschulalter haben konkrete Vorstellungen über das Geschlechterdasein und es ist ihnen wichtig, entsprechend wahrgenommen und angesprochen zu werden (PELZER 2009: 22). Die Praxis des Doing Gender weitet sich indessen auf Bereiche aus, die zunächst einmal völlig unabhängig vom biologischen Geschlecht sind, wie Körperhaltungen, Kleidung und Duftnoten (GOFFMAN 1981: 13) oder Farben und die zudem historisch und kulturell variabel sind. Beispiele für nicht-binäre Kategorisierungen lassen sich in verschiedenen Kulturen und zu diversen Zeiten in der Geschichte finden (MOTSCHENBACHER 2006: 38).

Der Performanz-Charakter dieses Porträtierens trifft in großem Maße auf die Werbung zu. Geschlechtsidentitäten kommen in der Werbung als mediale Aufführung für ein Publikum erst durch die Werbesprache und -inszenierung zustande (MOTSCHENBACHER 2006: 50), beispielsweise wenn handelsübliche Pommes Frites von einer tiefen männlichen Stimme und mithilfe der Superman-Figur jungenspezifisch beworben werden. Polizeisirenen im Hintergrund und umherfliegende Steine erinnern an eine Szene aus einem Actionfilm:

- (2) Off-Sprecher: Super Frites von Agrarfrost. Von Helden empfohlen. Mmm. Echt lecker. Jetzt neu in der Tiefkühltruhe (DC2: 14)



Die Ansprüche der Denker+innen des Dekonstruktivismus sind differenziert zu betrachten. Es geht nicht primär um die Abschaffung der beiden Kategorien *männlich* und *weiblich*, sondern darum, mehr Freiheit bei der Zuweisung zuzulassen. Das zu dekonstruierende Übel ist eher die starke Normativität und Stereotypizität, die sich einschränkend auf die Freiheit von Individuen auswirken kann (HORNSCHIEDT 2003: 15 f., zitiert nach MOTSCHENBACHER 2006: 414). Im nächsten Abschnitt wird Doing Gender als persuasive Strategie definiert und auf mein Werbespot-Korpus bezogen.

5 Doing Gender als persuasive Makrostrategie

5.1 Persuasive Strategien als Ziel-Mittel-Relationen

Persuasivität (bzw. das Persuasionspotenzial) kann als funktional bestimmte Merkmalhaftigkeit von Texten beschrieben werden (HOFFMANN & KEßLER 1998: 9, SCHWARZ-FRIESEL ²2013: 214), die durch den Einsatz diverser persuasiver Strategien erreicht werden kann. Persuasionsstrategien können definiert werden als

Relation zwischen der Intention des Sprechers/Schreibers, beim Rezipienten bestimmte Einstellungen und Überzeugungen hervorzubringen, zu bekräftigen oder zu verändern, und den dazu unter den gegebenen Umständen von ihm zweckmäßigerweise einzusetzenden kommunikativen Mitteln und Verfahrensweisen auf den unterschiedlichen Ebenen des sprachlichen Handelns. (LENK 1998: 128, vgl. auch SCHWARZ-FRIESEL ²2013: 225)

Persuasive Strategien sind in Anlehnung an LENK (1998) also Ziel-Mittel-Relationen. Dabei ist der Strategiebegriff nicht so zu verstehen, dass den Textproduzent+innen immer voll bewusst sein muss, welcher Strategie sie sich gerade bedienen. Als kompetente Sprachbenutzer+innen verfügen wir über das Wissen und die Fähigkeiten, Sprache und auch Symbole allgemein zweckorientiert zu gebrauchen und bedienen uns nahezu intuitiv bestimmter Strategien und sprachlicher Mittel. Das folgende Schaubild veranschaulicht dies anhand eines Beispiels aus meinem Korpus, in dem das Nintendo 3DS-Videospiel *Kirby Triple Deluxe* beworben wird (DC1: 11). Positive Evaluierung, Hyperbel und Metapher als sprachliche Mittel werden hier kombiniert und realisieren auf Textebene die Strategien *Hervorheben* und *Produkteigenschaften nennen*.

sprachliche, akustische, bildliche Realisierung	sprachliche Mittel	persuasive Strategien (Ziel-Mittel-Relationen)	(primäre) Intention (Teilfunktion), persuasives Ziel	persuasive Wirkung
<i>ein saugstarkes Abenteuer mit atemberaubenden Fähigkeiten</i>	Evaluation, Hyperbel, Metapher	Hervorheben, Produkteigenschaften nennen	Aufmerksamkeit /Interesse, Akzeptanz, Attraktivität	Einstellungs-/Verhaltensänderung

Abbildung 1: Persuasive Strategien als Ziel-Mittel-Relationen

KLEINS Strategien sind in Bezug auf Presse und Fernsehen entwickelt worden und eher allgemeiner Natur (KLEIN 1994: 4). Ein deutlicher Vorteil besteht aber darin, dass er bereits Sprache, Bildmotivik und Ton aufeinander bezieht. Die Strategien bzw. „Handlungsschemata in Werbetexten“, die bei JANICH (2013: 122 f.) vorgestellt werden, sind dagegen speziell auf die Wirkungsabsichten der Werbetreibenden hin formuliert. Die persuasiven Teilfunktionen der Werbung hat STÖCKL (1997: 71–77) beschrieben. Dazu zählen *Aufmerksamkeit und Interesse aktivieren, Verständlichkeit, Akzeptanz, Erinnerung/Behalten bzw. Retention, Vorstellungsaktivierung, Attraktivität* sowie als eher übergeordnete Funktion *Ablenkung und Verschleierung der Persuasionsabsicht*. Welche der Funktionen jeweils im Vordergrund steht, kann zunächst nur vermutet werden und müsste durch Befragung der Textproduzent+innen abgesichert werden. Die beabsichtigte persuasive Wirkung von Werbung ist immer eine Einstellungs- oder Verhaltensänderung bzw. -bestätigung.

Ein Persuasionsprozeß hat stattgefunden, wenn sich jemand diejenigen Absichten, Bedeutungen, Zwecke zu eigen gemacht hat, die bestimmten Mitteilungen in einer Atmosphäre wahrgenommener Wahlfreiheit zugeschrieben worden sind [...]. (NICKL 1998: 27, im Original fett hervorgehoben)

Grundlegend ist die Unterscheidung zwischen Überredung und Überzeugung, daher im Zitat auch die Erwähnung „angenommener Wahlfreiheit“. Bei Überzeugung handelt es sich um Persuasion im engeren Sinne, welche gerade in Werbetexten als die vorrangige Kategorie angesehen werden sollte, da latente Sanktionspotenziale, Drohungen, soziale Nachteile und allgemein negative Konsequenzen bei Nichtbefolgung bzw. dem Unterlassen der Meinungsübernahme oder -änderung nicht unmittelbar zu erwarten sind.

Überzeugen unterscheidet sich von Überreden zunächst einmal dadurch, dass Überzeugungen als Folge von Kommunikation langfristig angelegt und auf das Bewusstsein gerichtet sind, während Überredung sozusagen nur die Gunst der Situation nutzen muss, also nur solange, bis der Akt, der die Überredung auslösen soll, erfolgt ist. (MERTEN 2008: 300)

Die Grenzen zwischen Manipulation und Persuasion als Überzeugung sind aber wahrscheinlich fließend. Nicht umsonst ist es in Kinderwerbung verboten, Kaufaufforderungen ans Publikum zu richten, was jedoch in der Praxis auf verschiedene Weise umgangen werden kann oder gänzlich ignoriert wird (POLAJNAR 2005: 16 f., 206). In Bezug auf die Eigenschaften der beworbenen Produkte besteht beispielsweise ein Wissensgefälle zwischen den Hersteller+innen und Konsument+innen, was

als eine Voraussetzung für die Möglichkeit zur Manipulation gilt. Der „Verführungscharakter“ von Werbung, also das Unterstellen von Realität und das Verbergen der Persuasionsabsicht, ist zumindest für Kinder nicht immer genügend evident (MERTEN²2008: 306).

5.2 Das Persuasionspotenzial des Doing Gender

Neben anderen fungiert auch Doing Gender als eine Strategie, die die Produkte mit einem emotionalen Zusatznutzen und bestimmten Werten verbindet. SAUER spricht allgemein davon, dass die Produkte „auf einer sachlich nicht mehr begründbaren Ebene mit distinktiven Merkmalen“ versehen werden (1998: 17). Zweck der Genderisierungsmechanismen ist es, die Zielgruppe individueller, auf der Grundlage ihrer geschlechtlichen Identität anzusprechen, was das gute Gefühl wecken kann, dazugehören (MOTSCHENBACHER 2006: 9, 400). Aus ökonomischer Perspektive wird damit argumentiert, dass die geschlechtsspezifische Ansprache mit der Identifikation auch den Absatz fördert (PELZER 2009: 100). Dies ist aber nicht genau nachgewiesen. Werbetreibende orientieren sich selten an der Forschung, sondern eher an ihrer eigenen Intuition oder gesellschaftlichen Vorstellungen und arbeiten nur bedingt methodengeleitet (KAUTT 2012: 420 f.). Kinderwerbung wird in vielen Fällen gar nicht getestet (BARLOVIC & CLAUSNITZER 2005: 8).

Welche der oben genannten Persuasionsfunktionen erfüllt Doing Gender? Durch das Identifikationsangebot werden sowohl die Verständlichkeit und Glaubwürdigkeit des Dargestellten, als auch Attraktivität und Akzeptanz erhöht. Zumindest scheinen die meisten Werbetreibenden von dieser Annahme auszugehen, wenngleich mir keine (Rezeptions-)Studien dazu bekannt sind. Diese Überzeugung hat mit der hohen Normativität der Geschlechterdichotomie zu tun, wie in Abschnitt 4 dargelegt wurde. Umgekehrt formuliert laufen Geschlechterkonzepte, die sich nicht an etablierte Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit halten, Gefahr „missverstanden, nicht ernst genommen bzw. als nicht realistisch wahrgenommen zu werden“ (MOTSCHENBACHER 2006: 43). Das Persuasionspotenzial würde abgeschwächt durch eine nicht- oder falsch genderisierte Anrede und eine falsche oder unterlassene Genderisierung des Diskurses (MOTSCHENBACHER 2006: 409).

Frauen und Männer werden zu persuasiven Zwecken als gegensätzliche Pole gezeichnet, die unterschiedliche Dinge tun, verschiedene Sachen und mögen

und schließlich auch unterschiedliche Produkte konsumieren. (MOTSCHENBACHER 2006: 9)

Es bleibt jedoch fraglich, ob es tatsächlich keine Alternative gibt. Wenn Werbung es vermag Trends zu setzen, könnte sie auch ein vielfältigeres Geschlechterrollenangebot präsentieren, als es momentan der Fall ist. So kann man auch Werbespots finden, die mit einer Gegenkultur oder Darstellungen „ungeschminkter Authentizität“ arbeiten (KAUTT 2012: 417). Hierbei handelt es sich jedoch bisher um Ausnahmen. Da der Adressatenkreis nicht zu klein sein darf, operiert Werbung eher mit allgemein akzeptierten Werten (KAUTT 2012: 418). Grundsätzlich sind alternative Identifikationsangebote nicht ausgeschlossen, sie stellen jedoch ein betriebswirtschaftliches Wagnis dar:

[B]ecause we are dealing with a commercial enterprise, past formulas that work will likely endure, unless there is clear evidence that these formulaic approaches fail to be effective with the target audience. From a marketing perspective, change for the sake of social progressiveness may simply be too risky. (JOHNSON & YOUNG 2002: 477 f.)

Doing Gender wird in dieser Arbeit als persuasive Makrostrategie definiert, da sie im gesamten geschlechterspezifischen Diskurs der Werbung eine Rolle spielt und gleichsam andere Strategien überdacht, die je nach Spot spezifischer auf den Produktnutzen oder die Verwendungsweise bezogen sind und sich stärker von Spot zu Spot unterscheiden können. Die geschlechterorientierte Ansprache bildet sozusagen einen gemeinsamen Nenner dieser Art von Werbung, die trotz einiger Variabilität in vielen Kinderwerbespots Anwendung findet, die Gestaltung der Werbung entscheidend mitbestimmt und gewisse Grenzen absteckt, innerhalb derer sich die Werbetreibenden bewegen. Ich werde nun genauer auf die typischen Strategien und Darstellungsweisen in den geschlechterrollenspezifischen Spots eingehen. Doch zunächst ein paar Worte zur Kategorisierung der Werbespots.

Wenn nur Jungen oder Mädchen in einem Spot vorkommen, ist stark davon auszugehen, dass es sich um geschlechterspezifische Spots handelt, auch wenn das Produkt zunächst nicht jungen- bzw. mädchenspezifisch anmutet. Denn die Identifikationsleistung der Darsteller+innen macht es für die Werbekreativen geradezu zur Notwendigkeit, beide Geschlechter über diesen Weg anzusprechen, wenn dies das Ziel sein soll. Ebenfalls ist von einer spezifischen Adressierung auszugehen, wenn Jungen in mädchenspezifischen Spots nur im Hintergrund vorkommen oder umgekehrt.

Diese Vorgehensweise verfolgten auch JOHNSON und YOUNG (2002: 468) in ihrer Studie. Ein weiterer Indikator ist die Wahl der Off-Sprecher+innen, deren Geschlecht häufig mit der anvisierten Zielgruppe übereinstimmt – vgl. auch Beispiele (1) und (2) sowie Abschnitt 5.5. Bei JOHNSON und YOUNG (2002: 470) stimmen Geschlecht der Off-Sprecher+innen und der Zielgruppe bei Werbung für Jungen in 100 und bei Werbung für Mädchen in 89 Prozent der Fälle überein. Es ist aber sinnvoll, darüber hinaus noch weitere Hinweise auf die Zielgruppe in eine Analyse einzubeziehen.

5.3 Mädchenspezifische Werbespots

Von den elf mädchenspezifischen Werbespots handelt es sich bei neun um Spielzeugwerbung. Die anderen beiden Spots bewerben einmal eine CD und einmal Kleidung (DC3: 31, DC5: 56). Neun Spots werden von einer weiblich klingenden Off-Stimme vorgestellt, zwei von einer männlich klingenden (DC1: 11, DC5: 56). Bei einer Wortfeldanalyse fällt auf, dass viele Spots Lexeme enthalten, die aus Bereichen *Märchen* und *Zauber* sowie *Farbe* und *Glitzern*, *Schimmern*, *Leuchten* etc. stammen:

- (3) Off-Sprecherin: Nur Flowees können sich von Blumen in **zauberhafte Feen** verwandeln. Die Flowee **Blumenfeen** tragen jetzt ganz neu wunderschöne Frühlings- und Sommerkleider aus Blütenblättern. (DC1: 01)
- (4) Off-Sprecherin: Je länger du Skip-it kreisen lässt, desto mehr **Farben leuchten** auf. Ganz schön tricky. Wer schafft die über zwanzig **leuchtenden** Levels. (DC1: 07)
- (5) Off-Sprecherin: Neu. Die Filly **Glitzer** Mermaids sind da. Im Magazin ist eine von elf großen Figuren mit **glitzernder** Schwanzflosse, und bei **Prinzessin Glitterina schimmert** sie sogar in verschiedenen **Farben**. (DC3: 34)

PELZER unterscheidet drei Kategorien von Geschlechterrollen innerhalb der Mädchenwerbung: *Die Stylistin*, *die Puppenmutter* und *die Prinzessin* (2009: 62). Letztere ist oft in eine märchenhafte Erlebniswelt eingebettet. Dieser Kategorie gehören die Beispiele (3) und (5) an, wobei (3) aufgrund der Kleider eine Mischung aus Stylistin und Prinzessin darstellt. (4) dagegen passt in keine der drei Rubriken und könnte in eine zusätzliche Kategorie *Die Tänzerin* bzw. *Die Sportliche* oder dergleichen eingeordnet werden. Eindeutig ist die Zuordnung zur Kategorie *Stylistin* bei diesem Spot:

- (6) Off-Sprecherin: Entdecke Cra-z-loom, die ultimative Kautschukband-Flecht-hilfe. Gestalte in drei Schritten deine eigenen Bänder. Legen, flechten, tragen. (DC1: 09)

Sprachliche Bewertungen (Evaluierungen) in Mädchenspezifischen Spots weisen ebenfalls eine bestimmte Semantik auf, die sich von Jungenspezifischen Spots unterscheidet. Häufig werden Lexeme wie *zauberhaft* und *magisch* sowie *stylish*, *cool* und *angesagt* verwendet, die nahelegen, Mädchen würden besonders auf ihr Äußeres achten. Die Protagonistinnen gehen Tätigkeiten nach, die stereotyp weiblich sind, wie sich und andere schön machen bzw. schminken. Schönheit und Attraktivität werden ausschließlich in Mädchenspezifischen Spots kommuniziert (POLAJNAR 2005: 181). Alternativ kann es vorkommen, dass sie gemeinsam tanzen. Die Darstellerinnen in diesen Spots haben fast immer lange Haare und tragen Schmuck in den Haaren:



(DC1: 01)



(DC1: 09)



(DC2: 13)

(DC1: 09) ist der einzige Mädchenspezifische Spot, in dem ein Junge vorkommt, allerdings nimmt er nicht am Basteln der Bändchen teil, sondern schaut nur aus dem Hintergrund zu. Auch die Farbgebung der Produkte und Fantasiewelten orientiert sich stark an den Lieblingsfarben vieler Mädchen: Violett, Rot und Rosa. Jingles und Werbelieder stellen ebenfalls ein Mittel dar, die Spots als Mädchenspezifisch auszuzeichnen. Jingles sind gesungene Slogans, Werbelieder längere gesungene Werbetexte (MATTUSCH 1994, zitiert nach POLAJNAR 2005: 13). Erstere sind hier drei Mal (Flowees, Cra-z-loom und Filly Butterfly, (3)–(5)), Werbelieder einmal belegt (Filly Butterfly, DC 3: 37). Dieses Mittel kommt in den Jungenspezifischen Spots kein einziges Mal vor. Ein Produkt, das zumindest hinsichtlich der dargestellten Tätigkeiten aus der Reihe dieser Spielzeuge ein wenig herausfällt, ist Nerf Rebelle:

- (7) On-Sprecherinnen: Ich bin stark. Ich habe Power. Off-Sprecherin: Nerf Rebelle. Immer ins Schwarze treffen mit dem Heartbreaker-Bogen. Damit hast du's drauf. Die Armbrust zielgenau mit bis zu zwanzig Metern Reichweite. Nerf Rebelle. Stylish, cool und nur für Mädchen. (DC2: 21)



Hier wird Emanzipation zur Vermarktung gebraucht (PELZER 2009: 33).³ Auch wenn so den Mädchen das vergleichsweise neue Rollenbild der Kämpferin angeboten wird – sie dürfen nun wie Jungen mit Waffen spielen und ein gefährliches Abenteuer bestreiten –, wird der Genderisierungstrend weiter fortgeschrieben: Jungen und Mädchen benötigen scheinbar unterschiedliches Waffenspielzeug, denn sonst könnte eine Waffe für beide Geschlechter beworben werden. Dies würde aber eine Aufgabe der Identifizierung nach innen und die Abgrenzung zu den Jungen nach außen bedeuten. Die Waffen haben Namen, von denen angenommen wird, Mädchen könnten sich gut damit identifizieren wie *Pink Crush Blaster* und *Heartbreaker-Bogen*, was an das Klischee der Männerverführerin bzw. des Vamps anknüpft oder zumindest weibliche Dominanz symbolisiert. Die Waffen haben geschwungene Formen und sind mit Pink und Violett verziert. Nerf Rebelle ist interessanterweise auch der einzige der elf Spots, in dem zwei On-Sprecherinnen auftauchen. In allen anderen Spots sehen die Darstellerinnen hübsch aus, haben aber keinen eigenen Text.

5.4 Jungenspezifische Werbespots

In den sechs jungenspezifischen Spots werden drei Mal Spielzeuge und drei Mal Lebensmittel beworben. Es kommen ausschließlich männliche Stimmen als Off- wie On-Sprecher vor. Die einzige Darstellerin ist eine Frau in der Rolle einer Mutter im Spot *ChupaChups Kaugummi* (DC5: 50), die mit ihrem Sohn zum Psychiater geht, um sich bestätigen zu lassen, dass es normal sei, wenn er die ganze Zeit an diese Kaugummis denken müsse, da sie einen „verrückt machen“. Themen und Erlebnis-

³ Der Spot erinnert von seiner Thematik und Machart her sehr stark an die beliebte und erfolgreiche Roman- und Kinofilmtrilogie *Tribute von Panem* bzw. *The Hunger Games* der US-amerikanischen Schriftstellerin Suzanne Collins, in der ein Mädchen mit Pfeil und Bogen die Hauptrolle spielt.

welten jungenspezifischer Spots setzen sich meist aus den Bestandteilen Helden und Bösewichte, Abenteuer, Kämpfe und Fahrzeuge zusammen:

- (8) Off-Sprecher: Neu: The Lego Movie. **Bad Cop** is' hinter unser'n **Helden** her. Wild Style baut das Super Bike und **flüchtet** mit Emmet vor der **bösen Robo-Polizei**. (DC1: 04)
- (9) Off-Sprecher: Die Geister sind los. Aber mit dem **Gespenstersauger** Schreckweg Null Neun Fünfzehn kannst du dich ins **Abenteuer** stürzen und das **Chaos aufhalten**. Geisterhaft realistische Atmosphäre und unfassbare Tiefe. Luigis Mansion Zwei für Nintendo 2DS. (DC1: 08)
- (10) Off-Sprecher: Predasaurs Aqua Attack. Dinosaurier verschmelzen mit Unterwasserungeheuern. Sie nehmen den **Kampf** erneut mit **unschlagbarer Kraft** auf. Mit austauschbaren **Waffen**, Glow-in-the-dark-Effekten und dem **Power-Fahrzeug** Net-Blaster. Der **Kampf** Aquasaurs gegen Predasaurs kann beginnen. (DC2: 23)
- (11) Off-Sprecher: Punica **Abenteuer**-Drink. Macht jedes **Abenteuer** mit.



(10)



(11)

Die beiden typischen Rollenbilder, die in der Jungenwerbung präsentiert werden, sind die des Technikers und des Kämpfers bzw. Abenteurers (PELZER 2009: 62). Der Spot (10) ist nicht auf den ersten Blick jungenspezifisch bezüglich des beworbenen Produktes, denn es handelt sich um ein Erfrischungsgetränk, das auch Mädchen konsumieren könnten. Allerdings kommen im gesamten Spot nur männlich klingende Stimmen und männliche Darsteller im Off wie im On vor: zu Beginn ein Junge, der den Drink trinkt, dann mehrere Früchte, die mit männlichen Stimmen synchronisiert sind von denen eine einen Wasserfall herunterzustürzen droht und am Ende zwei Jungen, die auf einem Spielplatz spielen (siehe analog dazu (10)). Den letzten Hinweis zur Geschlechterspezifität bietet der Verweis auf Abenteuer, was wie erwähnt unterstellt wird, Jungen stärker anzusprechen als Mädchen. Positiv anzumerken bezüglich des Nachlassens der Männerdominanz in den Spots ist, dass Wild Style, die Lego-Figur, die in (8) das Super Bike baut, eine Frau mit langen schwarzen Haaren

und pinken Strähnen ist. Wahrscheinlich beruht dies jedoch in erster Linie auf der Adaption der Inhalte des Kinofilms *The Lego Movie*.

Die typischen Tätigkeiten von Jungen in der Werbung umfassen das Konstruieren oder Aufrüsten von Fahrzeugen und Waffen und das gegeneinander oder gegen einen Bösewicht Kämpfen. Bei den Jungen wird nicht wie bei den Mädchen das Erscheinungsbild betont, sondern sie sind mutig und stellen sich einer Herausforderung oder können ihr durch ihren Einfallsreichtum entkommen. Dominanz und Action als Nutzenaspekte stehen im Vordergrund (vgl. auch POLAJNAR 2005: 180, 184). Die Fantasiewelten in der Jungenwerbung sind von ihrer Farbgebung her entweder relativ unauffällig bzw. neutral gestaltet (siehe oben) oder sie sind sehr düster; es herrschen Schwarz, Grau und Blau vor, vereinzelt blitzen Lichter auf, aber in keinem hier vorliegenden Fall sind sie so bunt und grell wie in der Mädchenwerbung.



(DC1: 04)



(DC1: 08)

5.5 Weitere sprachliche Gestaltungsmittel: Die Sprechweise der Off-Sprecher+innen und die Verbsemantik

An dieser Stelle werden kurz weitere Bereiche für eine Untersuchung der geschlechterrollenspezifischen Darstellung in Kinderfernsehwerbung angeschnitten, wobei ich auf die Ergebnisse von JOHNSON und YOUNG (2002: 471 ff.) zurückgreife. Die beiden untersuchten die Stimmen der Off-Sprecher+innen und stellten fest, dass diese sich durch eine übertriebene Stimmqualität auszeichneten: Männliche Stimmen sind auch im Vergleich zu durchschnittlich männlichen Stimmen extrem rau und tief, weibliche sehr hoch, und ihre Intonation grenzt an einen „Singsang“. Dies mag den Kindern nicht unbedingt auffallen, kann aber dennoch zu stereotypen Vorstellungen männlicher und weiblicher Sprechweise beitragen und zur Nachahmung animieren. Auch in einigen der hier untersuchten Spots kommen solche Sprechweisen zum Einsatz. Weiterhin untersuchten sie die Semantik der Verben in den Spots und stellten fest,

dass auch diese geschlechtsspezifische Unterschiede aufwies. Bewegungsverben sowie Verben aus dem Bereich Wettkampf/Zerstörung und Agens/Kontrolle kommen signifikant häufiger bei Jungensspots vor, Verben, die limitierte Aktivität anzeigen (*sehen, warten*) und *fühlen/pflegen/großziehen*, öfter bei den Mädchensspots. Auch innerhalb der Kategorien unterscheiden sich die verwendeten Verben in der Intensität der Aktionen nach Geschlechteradressierung. Die Autorinnen resümieren, dass Vergeschlechtlichung, die über die Sprache erfolgt, zudem subtiler wirken kann als der dargestellte Inhalt. Auf diesem Weg werden Kinder schon früh an den aufgeteilten Markt der Erwachsenen herangeführt (JOHNSON & YOUNG 2002: 478).

5.6 Zwischenfazit: Die Hyperritualisierung von Geschlecht in der Kinderwerbung

Die Untersuchung der Werbespots zeigt, dass die Geschlechterrollenkonstruktion teils extrem stereotyp ausfällt. GOFFMAN (1981: 113) spricht von „Hyperritualisierung.“ Geschlechtliche Unterschiede erfahren eine werbestrategische Überbetonung (MOTSCHENBACHER 2009: 57). Es kann angenommen werden, dass dies auch den Zuschauer+innen (ab einem gewissen Alter zumindest) auffällt – vielleicht sogar negativ. Warum kommen diese Strategien dennoch zum Einsatz? MOTSCHENBACHER (2006: 387) liefert hierfür eine Erklärung bezogen auf Erwachsenenwerbung, sie lässt sich jedoch auch auf Kinderwerbung anwenden: Durch die Überbetonung wird eine Gruppe konstruiert, die stereotype Geschlechterperformanz betreibt. Dieser gehören die wenigsten Kinder in dieser Form tatsächlich an. Allerdings hat diese Gruppe hohes Prestige für die angesprochenen Zuschauer+innen; denn gleichzeitig wird suggeriert, dass der Kauf und das Benutzen des Produktes es ermöglicht, die Identitätsarbeit zu leisten, die sie zum Teil dieser Gruppe macht. Daraus konstituiert sich das Persuasionspotenzial, das „genderrelevante Prestige.“ Werbung liefert den Kindern ein Modell, wie sie sich ihrer Geschlechteridentität angemessen verhalten können und kann selbst dann wirksam sein, wenn es als Fantasie- oder Idealbild erkannt wird (JOHNSON & YOUNG 2002: 464). Dennoch ist das Rollenbild kein ganz homogenes. Es kommen kontextabhängig verschiedene Formen konstruierter Weiblichkeiten und Männlichkeiten zum Einsatz (siehe die erwähnten Geschlechterrollen), die mitunter sogar Identitätsfacetten ein und derselben Person sein können (MOTSCHENBACHER 2009: 74). Der zweite Grund für diese Hyperritualisierung ist, dass die Werbe-

treibenden durch die Mehrfachcodierung von Gender auf verbaler sowie audiovisueller Ebene und durch eine deutliche Trennung und Gegenüberstellung der Geschlechter sicherstellen können, dass für die Zuschauer+innen sofort ersichtlich wird, welche Zielgruppe angesprochen werden soll und somit keine Zweifel aufkommen. Im letzten Abschnitt wird Werbung anhand einiger werbeforschungskritischer Anmerkungen noch einmal in einen größeren gesellschaftlichen Rahmen gestellt.

6 Werbung als soziale Praxis: Kritische Ergänzungen

6.1 Die Spiegelmetapher

Ein viel diskutierter Punkt in der Werbeforschung dreht sich um die Frage, ob Werbung gesellschaftliche Ideale und Leitbilder lediglich reproduziert bzw. widerspiegelt oder bewusst mitgestaltet und konstruiert (BENDEL LARCHER 2012: 231). BAUMGART (1992: 31) sieht Werbung als „Spiegel des Zeitgeistes und der allgemeinen Befindlichkeit der Gesellschaft“, die Auskunft gibt über „die Träume, Wünsche, Sehnsüchte und Idealbilder einer Kultur“ (zitiert nach RICHTER 2006: 54). Auch STÖCKL (³2011: 258) nimmt an, dass „Werbetexte in gewisser Weise einen Spiegel gesellschaftlicher Zustände, Werte und Einstellungen“ darstellen, wenngleich sie einem Wandel unterzogen sind. Andere sprechen von Werbung als Seismograph, Detektor, Echolot, Barometer, Resonanzkörper oder Indikator (SCHNIERER 1999: 220, zitiert nach ZURSTIEGE 2007: 149). Wenn Kritik an Werbebildern geübt wird, rechtfertigen Werbetreibende Formen stereotyper Darstellung genau damit, diese stellten Spiegel- oder Wunschbilder der Gesellschaftssituation dar und würden kollektive Ideale nicht selber prägen, womit sie sich der gesellschaftlichen Verantwortung entziehen (SCHNATMEYER & SEEWALD 1997: 200, BENDEL 2009: 239 f., vgl. auch RICHTER 2006: 54). Werbetreibende schauen auf die Gesellschaft und machen sich vorherrschende Rollenbilder zu eigen, um Identitätsfläche zu schaffen; werbeinterne Zielsetzungen verursachen aber Verzerrungen, weshalb von Abbildern nicht mehr die Rede sein kann. Diese veränderten und karikierten, konstruierten Bilder können dann auf das Rollenverständnis des Publikums wirken. (PELZER 2009: 30 f.). Mittlerweile besteht weitgehend Konsens in den Sozialwissenschaften, „dass in den Weltbildern der Werbung zwar keine Spiegelungen, wohl aber Indikatoren gesellschaftlicher Verhältnisse und soziokultureller Wandlungen zu sehen sind“ (KAUTT 2012: 419 f., vgl. auch ZURSTIEGE

2007: 150). (Sprachliche) Zeichen bilden soziale Wirklichkeit nicht nur ab, sondern konstituieren sie (BENDEL 2009: 239 f.). Anstatt von einem Spiegel könnte man daher von Werbung als eine soziale Praxis, ein gesellschaftliches Interaktionsszenario sprechen, in dem wechselseitig Bedeutung vermittelt wird (MONTIEL ALAFONT 2012: 398 ff., 406). Verzerrungen und Perspektivierungen gehören zum normalen Spiel der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit (MONTIEL ALAFONT 2012: 402). In den Medienwissenschaften ist man spätestens seit Niklas Luhmanns *Die Realität der Massenmedien* (Erstauflage 1995) von dem Anspruch abgerückt, Medien könnten Wirklichkeit genau und objektiv wiedergeben. Das bedeutet jedoch nicht, dass Werbung nicht auch weiterhin als soziologische oder historische Quelle ergiebig sein kann, man darf nur keine voreiligen Schlüsse ziehen. Genau diese kritische Haltung ist ein Anliegen der diskursanalytischen Werbeforschung, die ich nun kurz skizzieren werde.

6.2 Die diskursanalytische Perspektive

Werbekommunikate sind keine autonomen Texte, sondern Fragmente eines umfassenden gesellschaftlichen Diskurses, und Diskurse prägen soziale Strukturen und werden von diesen geprägt (BENDEL 2009: 239, BENDEL LARCHER 2012: 230). Die Diskursanalyse fragt danach, welchen gesellschaftlichen Akteuren die Aufrechterhaltung bestimmter Ideologien nutzt. Ziel ist „die Vermittlung von Einsichten in den Zusammenhang von kapitalistischem Wirtschaftssystem, gesellschaftlichem Diskurs und kollektiven Idealen und Verhaltensmustern“ (BENDEL 2009: 243). Der Großteil der sprachwissenschaftlichen Forschung liefert in dieser Hinsicht ein eher enttäuschendes Bild:

In der linguistischen Werbeforschung werden häufig Übergeneralisierungen vorgenommen, welche hinter der Mediaplanung der Werbeagenturen, die ihre Kampagnen je nach Produkt, Zielgruppe und Publikationsmedium minutiös differenzieren, weit zurückbleiben. [...] Oft leisten linguistische Analysen von Werbung nicht mehr als eine Rekonstruktion des Textkreatiionsprozesses, an dem ein ganzes Team von Spezialisten beteiligt ist. (BENDEL 2009: 235 f.)

Die präzise Rekonstruktion von Werbestrategien ist zwar ohne Zweifel wichtig, ohne deren kritische Infragestellung bietet sie letztlich aber nicht viel mehr als eine Wiederholung der Werbebotschaft (BENDEL 2009: 237). Die Scheu vor einer derartigen Stellungnahme mag auch mit dem wissenschaftlichen Kredo der Objektivität verbunden sein, was eine Bewertung der Forschungsergebnisse lange Zeit in Widerspruch dazu erscheinen ließ. Möglichkeiten zu einer solchen Stellungnahme bieten sich aus

Sicht der Diskursanalyse auf drei Ebenen: Verbesserungsvorschläge für Werbeagenturen, eine Gesellschaftsdiagnose und Ideologiekritik (BENDEL 2009: 237 f.).

Zusammengefasst lässt sich sagen: Erst wenn Werbung als soziale Praxis begriffen wird, die nicht nur widerspiegelt, was in der Gesellschaft an Werten, Vorstellungen und Ideologien wirksam ist, sondern an deren Konstruktion und Aufrechterhaltung beteiligt ist, kann es überhaupt sinnvoll erscheinen, (konstruktive) Kritik an ihr zu üben, wie dies genderlinguistische und diskursanalytische, aber auch mediensoziologische Arbeiten zuweilen tun.

7 Fazit

Das soziale Geschlecht bzw. Gender wurde als gesellschaftliche Konstruktion beschrieben, die mit bestimmten Werten versehen ist und sich diverser Hilfsmittel bedienen muss, um auf bestimmte Weise diskursiv hergestellt werden zu können. Diese Vergeschlechtlichung oder auch Genderisierung des Diskurses und deren werbestrategische Überbetonung kommt in besonderem Maße in der Kinderfernsehwerbung zum Einsatz, um aus Sicht der Werbekreativen ein maximal hohes Persuasions- und Identifikationspotenzial für die jungen Konsument+innen anbieten zu können. Als Gestaltungsmittel eignen sich dazu auf sprachlicher Ebene eine bestimmte Semantik der Werbetexte und eine stereotype Sprechweise der Off-Sprecher+innen, auf audiovisueller Ebene eine geschlechtsspezifische Darstellung der Fantasie- und Erlebniswelten, und nicht zuletzt die gezeigten Tätigkeiten der Protagonist+innen.

Diverse Autor+innen erheben den Vorwurf, Werbung repräsentiere nicht das aktuelle Selbstverständnis der Geschlechter und verlangsame so Anstrengungen der Gleichberechtigung und Emanzipation, die auf gesellschaftlicher Ebene sowie in einigen Elternhäusern unternommen werden (AUFENANGER 1997: 43, JOHNSON & YOUNG 2002: 478, PELZER 2009: 11, 102). Dies ist insofern berechtigt, als auch Werbung eine soziale Praxis darstellt, die Teil des Diskurses ist und diesen potenziell zu beeinflussen vermag. Selbst wenn Werbung weder der alleinige noch der primäre Verursacher des Geschlechtsbinarismus, von Stereotypen und klischeehaften Vorstellungen über Gender sein sollte, sind die hyperritualisierten Darstellungen es wert, einer kritischen Analyse unterzogen zu werden, da sie ihren Teil zur Vergeschlechtlichung beitragen. Dabei ist es nicht einmal so entscheidend, ob eine bestimmte Werbung sofort auf das Rollenverständnis von Kindern wirkt, sondern dass sehr ähnliche

oder gar identische Geschlechterkonstruktionen über eine Bandbreite an Werbekommunikaten hinweg immer wieder Anwendung finden und aktualisiert werden, und allein durch ihre ständige Wiederholung Spuren hinterlassen können. Es erscheint wenig erfolgversprechend, damit zu argumentieren, diese Konstruktionen sofort vollkommen aufzugeben oder Kinderwerbung ganz zu verbieten, denn dadurch wird den Kindern die Chance genommen, eigene Erfahrungen mit Werbung und Persuasion zu machen. Wir sind unser ganzes Leben lang mit Formen der Werbung konfrontiert, und Werbe- und Medienkompetenz sind für den Umgang damit notwendig (RICHTER 2006: 37). Allerdings kann ein Bewusstsein für die Normativität der Geschlechterbilder geschaffen und für alternative Identifikationsangebote geworben werden.

Quelle

Aktuelle Fernsehwerbespots, 18.05.2014, 9:56–12:08 Uhr. Disney Channel.
<https://www.dropbox.com/sh/vhpxjkr4lgy1icq/AACwTldH-ebezh1i-ltBG4ona>.

Bibliographie

- AUFENANGER, S., 1997. Verlockungen und Gefahren heutiger Werbewelten für Kinder. In: MEISTER, D. M. & SANDER, U. (Hg.), 1997, 28–44.
- BARLOVIC, I. & CLAUSNITZER, C., 2005. Kommerzielle Werbeforschung bei Kindern. Ziele, Methoden und der Blick auf das Kind. In: *merz. medien + erziehung* 49, 1, 17–23.
http://www.lmz-bw.de/fileadmin/user_upload/Medienbildung_MCO/fileadmin/bibliothek/barlovic_kinderwerbeforschung/barlovic_kinderwerbeforschung.pdf.
- BAUMGART, M., 1992. *Die Sprache der Anzeigenwerbung. Eine linguistische Analyse aktueller Werbeslogans*. Heidelberg: Physica-Verlag (= Konsum und Verhalten 37).
- BENDEL LARCHER, S., 2012. Werbekommunikation diskursanalytisch. In: JANICH, N. (Hg.), 2012, 229–241.
- BENDEL, S., 2009. Werbestrategien hinterfragen statt reproduzieren – Plädoyer für eine kritische Wissenschaft. In: HELD, G. & BENDEL, S. (Hg.), 2009, 229–244.
- GILDEMEISTER, R., 2004. Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: BECKER, R. & KORTENDIEK, B. (Hg.), 2004. *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie* (= Geschlecht & Gesellschaft 35), 132–140.
<http://uk-online.uni-koeln.de/remarks/d3911/rm695955.pdf>.
- GOFFMAN, E., 1981. *Geschlecht und Werbung*. Aus dem Amerikanischen von Thomas Lindquist. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (= edition suhrkamp 1085. Neue Folge Band 85).
- HAGEMANN-WHITE, C., 1988. Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren... In: HAGEMANN-WHITE, C., RERRICH, M. S. (Hg.), 1988. *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Bielefeld: AJZ-Verlag, 224–235.
- HELD, G. & BENDEL, S. (Hg.), 2009. *Werbung – grenzenlos*. Frankfurt a. M.: Lang (= sprache im kontext 31).
- HOFFMANN, M. & KEßLER, C. (Hg.), 1998. *Beiträge zur Persuasionsforschung. Unter besonderer Berücksichtigung textlinguistischer und stilistischer Aspekte*. Frankfurt a. M. [u. a.]: Lang (= Sprache – System und Tätigkeit 26).

- HOFFMANN, M. & KEßLER, C., 1998 Persuasion als Forschungsgegenstand: Vorbemerkungen zum Thema. In: HOFFMANN, M. & KEßLER, C. (Hg.), 1998, 7–19.
- HORNSCHIEDT, A., 2003. Die Nicht-Rezeption poststrukturalistischer Gender- und Sprachtheorien der Feministischen Linguistik im deutschsprachigen Raum. In: *Germanistische Linguistik* 167 f., 5–51.
- JANICH, N. (Hg.), 2012. *Handbuch Werbekommunikation. Sprachwissenschaftliche und interdisziplinäre Zugänge*. Tübingen: Francke (= UTB).
- JANICH, N., ⁶2013. *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch*. 6., durchgesehene und korrigierte Auflage. Tübingen: Narr (= Narr Studienbücher).
- JOHNSON, F. L. & YOUNG, K., 2002. Gendered Voices in Children's Television Advertising. In: *Critical Studies in Media Communication* 19, 4, 461–480.
<http://www.csun.edu/~vcspc00g/301/genderinkidsads-csmc.pdf>.
- KAUTT, Y., 2012. Werbekommunikation aus soziologischer Sicht. In: JANICH, N. (Hg.), 2012, 412–422.
- KLEIN, J., 1994. Medienneutrale und medienspezifische Verfahren der Absicherung von Bewertungen in Presse und Fernsehen. Typologie und semiotische Distribution. In: MOILANEN, M. & TIITTULA, L. (Hg.), 1994. *Überredung in der Presse: Texte, Strategien, Analysen*. Berlin [u. a.]: de Gruyter (= Sprache, Politik, Öffentlichkeit 3), 165–186.
- KOMMER, S., 1996. *Kinder im Werbenetz. Eine qualitative Studie zum Werbeangebot und zum Werbeverhalten von Kindern*. Opladen: Leske+Buderich.
- LENK, H. E. H., 1998. ‚Persönliche Perspektivierung‘ als Persuasionsstrategie in DDR-Pressekommentaren. In: HOFFMANN, M. & KEßLER, C. (Hg.), 1998, 121–155.
- LUHMANN, N., 1995. *Die Realität der Massenmedien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MATTHES, J. & NADERER, B., 2014. Zum Einfluss von Nahrungsmittelplatzierungen in Unterhaltungsfilmern auf das Essverhalten und die Markeneinstellungen von Kindern. In: SCHRAMM, H. (Hg.), 2014. *Innovation der Persuasion. Die Qualität der Werbe- und Markenkommunikation in neuen Medienwelten*. Köln: Halem, 59–74.
- MATTUSCH, U., 1994. „You've got the power – Nichts ist unmöglich“. Musik im Kinderrahmenprogramm. In: ERLINGER, H. D. (Hg.), 1994. *Kinderfernsehen und Markt*. Berlin: Verlag Volker Spiess, 163–189.
- MEDIENPÄDAGOGISCHER FORSCHUNGSVERBUND SÜDWEST, 2013. *KIM-Studie 2012. Kinder + Medien. Computer + Internet. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger in Deutschland*. Stuttgart: ohne Verlag. http://www.mpf.de/fileadmin/KIM-pdf12/KIM_2012.pdf.
- MEISTER, D. M. & SANDER, U. (Hg.), 1997. *Kinderalltag und Werbung. Zwischen Manipulation und Faszination*. Neuwied [u. a.]: Luchterhand.
- MEISTER, D. M. & SANDER, U., 1997. Kinder und Werbewirkung. Ein Plädoyer für einen erweiterten Wirkungsbegriff. In: MEISTER, D. M. & SANDER, U. (Hg.), 1997, 45–60.
- MERTEN, K., ²2008. Kommunikation und Persuasion. In: BENTELE, G. (Hg.), ²2008. *Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln. Mit Lexikon*. 2., korrigierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 297–308.
- MÖBUS, P. & HEFFLER, M., 2012. Moderates Wachstum. In: *Media Perspektiven* 6, 298–307.
- MONTIEL ALAFONT, F. J., 2012. Werbekommunikation aus kulturhistorischer Sicht. In: JANICH, N. (Hg.), 2012, 395–410.
- MOTSCHENBACHER, H., 2006. „Women and Men Like Different Things“? – Doing Gender als Strategie der Werbesprache. Marburg: Tectum.
- MOTSCHENBACHER, H., 2009. Werbesprachliche Genderstilisierung für globale Zeitschriften-Communities. In: HELD, G. & BENDEL, S. (Hg.), 2009, 57–76.

- MÜLLER, S., 2007. *Werbung für Kinder. Eine Analyse der Bedürfnisdarstellung in der Fernsehwerbung*. Saarbrücken: Verlag Dr. Müller.
- NICKEL, V., 1997. Manipulation oder Marktkommunikation? Kinder als Ansprechpartner der Wirtschaft. In: MEISTER, D. M. & SANDER, U. (Hg.), 1997, 125–135.
- NICKL, M. M., 1998. Einige Entwürfe und Erträge in der kommunikationswissenschaftlichen Persuasionsforschung. In: HOFFANN, M. & KEßLER, C. (Hg.), 1998, 21–53.
- PELZER, A. M., 2009. *Geschlechterkonstruktion: Mädchen und Jungen in der Fernsehwerbung*. Hamburg: Diplomica.
- POLAJNAR, J., 2005. *Strategien der Adressierung in Kinderwerbespots. Zur Ansprache von Kindern und Eltern im Fernsehen*. Wiesbaden: DUV (= Europäische Kulturen in der Wirtschaftskommunikation 7).
- RICHTER, K., 2006. *Zielgruppe Kind. Sprachliche Veränderungen der Anzeigenwerbung in 50 Jahren Micky Maus*. In: *Networx* 47. <http://www.mediensprache.net/networx/networx-47.pdf>.
- SAUER, N., 1998. *Werbung – wenn Worte wirken. Ein Konzept der Perlokution, entwickelt an Werbeanzeigen*. Münster [u. a.]: Waxmann (= Internationale Hochschulschriften 274).
- SCHNATMEYER, D. & SEEWALD, K., 1997. „Die Botschaft hör‘ ich wohl, allein fehlt mir der Glaube...“ Bilanz einer quantitativen Werbeanalyse. In: MEISTER, D. M. & SANDER, U. (Hg.), 1997, 186–208.
- SCHNIERER, T., 1999. *Soziologie der Werbung. Ein Überblick zum Forschungsstand einschließlich zentraler Aspekte der Werbepsychologie*. Opladen: Leske Budrich.
- SCHWARZ-FRIESEL, M., ²2013. *Sprache und Emotion*. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Tübingen, Basel: Francke (= UTB 2939).
- STÖCKL, H., 1997. *Werbung in Wort und Bild. Textstil und Semiotik englischsprachiger Anzeigenwerbung*. Frankfurt a. M.: Lang.
- STÖCKL, H., ³2011. Werbekommunikation – Linguistische Analyse und Textoptimierung. In: KNAPE, K. (Hg.), ³2011. *Angewandte Linguistik. Ein Lehrbuch*. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen [u. a.]: Francke, 245–266.
- WOLL, E., 1997. *Erlebniswelten und Stimmungen in der Anzeigenwerbung. Analyse emotionaler Werbebotschaften*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- WRIGHT, P., FRIESTAD, M. & BOUSH, D. M., 2005. The Development of Marketplace Persuasion Knowledge in Children, Adolescents, and Young Adults. In: *Journal of Public Policy & Marketing* 24, 2, 222–233.
- ZURSTIEGE, G., 2007. *Werbeforschung*. Konstanz: UVK (= UTB 2909).

Die sprachliche Diffamierung in Benennungen von Hexen in Verhörprotokollen des 16. und 17. Jahrhunderts

Antonia Riedel B.A.
Heinrich – Heine – Universität Düsseldorf
Antonia.Riedel@uni-duesseldorf.de

Inhalt

1.	Einleitung	2
2.	Ablauf der Hexenverfolgungen	5
2.1.	Ursachen	8
2.2.	Opfer	9
3.	Textsorte Verhörprotokoll	11
4.	Analyse	14
4.1.	Quelle: Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Jürgen Macha, Elvira Topalović, Iris Hille, Uta Nolting und Anja Wilke von 2005.	14
4.2.	Arbeitsweise	17
4.3.	Darstellung der Begriffe und Beschreibung	19
4.3.1.	Geschlechtsspezifische Bezeichnungen	21
4.3.2.	Alter	24
4.3.3.	Juristische Bezeichnungen	25
4.3.4.	Wertende Bezeichnungen	31
5.	Exkurs: Verhörprotokoll Minden (1614)	33
6.	Fazit	36
	Literaturverzeichnis	39

1. Einleitung

Eine juristische Objektivität ist dem frühneuzeitlichen Rechtsapparat, aufgrund der Erzwingung eines Geständnisses durch Folter und die damit einhergehende Voraussetzung der Schuld, in der Forschung bisher meist abgesprochen worden, und dies vor allem im Falle der Hexerei, die ein fiktives Verbrechen darstellt.

So bewertet beispielsweise Niehaus den Rechtsapparat negativ und unterstellt eine voreingenommene Rechtsprechung: „Das Verhör hat nicht die Funktion, herauszufinden, ob der Verhörte ein Ketzer ist, sondern es hat ihn zunächst einmal als Ketzer zu überführen.“¹ Die Rechtsfindung ist nicht auf die Suche nach einer objektiven Wahrheit ausgerichtet, sondern bedient sich zweifelhafter Mittel, wie eben der Folter oder deren Androhung, um dem Wunsch nach Rechtsprechung nachzukommen. So weist Niehaus ebenfalls darauf hin, dass eine solche Rechtsprechung durch entsprechende Rechtstexte gefordert werden konnte: „Alle taktischen und strategischen Hinweise, die Eymericus in seinem Handbuch zur Verhörführung gibt, setzen die Schuld des Verhörten unverhohlen voraus.“² Das Verbrechen der Hexerei wird dafür als real konstituiert. „In Inquisitionsverfahren wird das, worüber in ihrem Verlauf verhandelt wird, aus seinem alltäglichen Zusammenhang herausgelöst, juristisch umgedeutet und in einen neuen, Wirklichkeit repräsentierenden Zusammenhang gebracht.“³ Durch die erhöhte Machtposition der Ankläger „ermöglicht es das Inquisitionsverfahren den Gerichtsh [sic!] aber, sich ihre Angeklagten selbst zu konstruieren.“⁴

Die Folter, die so konzipiert war, dass jeder unter ihr nachgeben musste, ohne dass dabei zwangsläufig der Tod eintreten sollte, erzwingt ein Geständnis, dass als vollwertiger Beweis dient.⁵ Auf diese Art wurde die Schuld einer Person konstruiert,

¹ Niehaus, Michael: *Das Verhör. Geschichte – Theorie – Fiktion*. München: Wilhelm Fink 2003. S. 168. Im Folgenden: Niehaus 2003; vgl. auch Topalović, Elvira: *Sprachwahl – Textsorte – Dialogstruktur. Zu Verhörprotokollen aus Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts*. Trier: WVT 2003. S. 191. Im Folgenden Topalović 2003.

² Niehaus 2003. S. 168. Niehaus bezieht sich auf Nicholas Eymericus, einen spanischen Inquisitor, dessen Werke auch im deutschen Sprachraum rezipiert wurden. Vgl. [Art.] Nicholas Eymeric. In: *Encyclopædia Britannica*. Encyclopædia Britannica Online. Encyclopædia Britannica Inc., 2014. [15.07.2014] <http://www.britannica.com/EBchecked/topic/199419/Nicholas-Eymeric>

³ Beyer, Christel: *„Hexen-Leut, so zu Würzburg gerichtet“*. Der Umgang mit Sprache und Wirklichkeit in Inquisitionsprozessen wegen Hexerei. Frankfurt am Main/ Bern/New York: Lang 1986 (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur; Band 948). S. 6. Im Folgenden: Beyer 1986.

⁴ Beyer 1986, S. 6.

⁵ Vgl. Stegmann, Knut: *Die gefangene leugnet alles*. Untersuchungen zu Entstehungsbedingungen und Ausprägungen frühneuzeitlicher Hexenverhörprotokolle.

auch wenn dies den realen Gegebenheiten entgegen stand. Die Folter konnte jedoch nicht die einzige Methode zur Erlangung eines Geständnisses gewesen sein, da sie nicht immer und überall unkontrolliert angewendet wurde. Es gab Richtlinien, die Härte, Dauer und Foltermechaniken regulierten.⁶ Bevor überhaupt eine Verurteilung ausgesprochen werden durfte, mussten genug Schuldhinweise vorliegen, welche auch die Form von (an)onymen Besagungen, Augenzeugenberichten oder realen Beweismitteln haben konnten.⁷ Aussagekräftige Beweismittel, also solche, die auf eine wirkliche Schuld eines Individuums hinweisen, lagen jedoch im fiktiven Fall der Hexerei nicht vor und auch Indizien reichten oft nicht aus um eine Verurteilung zu erreichen oder überhaupt die Folter zu rechtfertigen. Ebenso konnte eine Person sich während eines Verhörs als ungewöhnlich widerstandsfähig erweisen und selbst unter der Androhung der Folter nicht gestehen. Dann musste nach den Regeln der frühneuzeitlichen Rechtsprechung die angeklagte Person auf eine andere Art und Weise angegriffen und ihre Position geschwächt werden.

Diese Arbeit stellt die Frage, wie die Schuld eines Individuums konstruiert wurde und in welcher sprachlichen Form sich deren Voraussetzung äußerte. Es ist zu vermuten, dass sich eine Diffamierung gerade im sprachlichen Ausdruck der Verhörführer niederschlägt, wenn eine körperliche Folter nicht möglich oder unwirksam ist; ebenso können wir die einzelnen Verhöre einzig anhand der Protokolle und der darin überlieferten Sprache analysieren. Es wird untersucht, ob die Angeklagten möglicherweise durch eine sprachliche Diffamierung seitens der Ankläger, in der ihre Schuld vorausgesetzt wird, angegriffen wurden. Dies wäre Zeugnis für einen psychischen Angriff durch den Ankläger, der die Angeklagten erniedrigte, sie dadurch angreifbar machte, aber auch ihre Glaubwürdigkeit und psychische Stärke angriffe, um deren Willen zu brechen und so ein Geständnis zu erzwingen, welches

Münster, Westfälische Wilhelms-Universität. Magisterarbeit. 2006. [07.04.2014] <http://www.historicum.net/Themen/Hexenforschung/Themen/Texte/Magisterarbeiten> S. 12. Im Folgenden: Stegmann 2006; vgl. Hexen und Hexenprozesse in Deutschland. Hrsg. von Wolfgang Behringer. 2., überarbeitete Auflage. München: dtv 1993. S. 74. Im Folgenden: Behringer 1993.

⁶ Vgl. Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977. S. 46. Im Folgenden: Foucault 1977; vgl. Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. und des Heiligen Römischen Reichs von 1532 (Carolina). Hrsg. und erläutert von Friedrich-Christian Schroeder. Stuttgart: Reclam 2000. Artikel 58, S. 51. Im Folgenden: Carolina 2000.

⁷ Vgl. Foucault 1977. S. 49f.

letztendlich zu einer Verurteilung führen würde.⁸ Die Fokussierung der Sprache kann in diesem Zusammenhang die Darstellung des oft verkürzt beschriebenen frühneuzeitlichen Rechtssystems differenzieren und die Arbeitsweise der Verhörführer, auch im Vergleich mit den Rechtstexten, beschreiben. Die Grundlage der Untersuchung bilden Verhörprotokolle aus Hexenprozessen des norddeutschen Sprachraums aus der Frühen Neuzeit.

Nach einem historischen Überblick über die Hexenverfolgungen, wird die Textsorte Verhörprotokoll vorgestellt, um ihre Leistungen und Probleme aufzuzeigen. Im Fokus steht dann die Art und Weise, wie die Angeklagten während der Verhöre durch die Ankläger benannt werden. Diese Benennungen werden auf inhärente Bewertungen hin untersucht, die auf eine Unterstellung des Hexereideliktes oder aber auf eine objektive Wahrheitsfindung hinweisen. Als objektive oder rationale Wahrheitsfindung wird eine Rechtsfindung definiert, die die Angeklagten weder sprachlich diffamiert, noch eine Schuld im Sinne des Hexereivorwurfs vorwegnimmt, sondern neutral agiert. Dies sollte sich in den Benennungen der Angeklagten widerspiegeln, indem Bezeichnungen verwendet werden, die keine negativ bewertenden Bedeutungen enthalten. Als Benennungen gelten in diesem Rahmen alle Wörter oder Syntagmen, die die angeklagten Personen bezeichnen und von den Anklägern ausgesprochen werden. Hornscheidt prägt den Begriff der Pejorisierung:

Dieses Modell setzt sich aus mehreren Dimensionen zusammen: die sprachliche Handlung, die konventionalisierten und immer wieder neu ausgehandelten Bedeutungen sprachlicher Zeichen, die Situation der sprachlichen Handlung mit den an dieser Kommunikation Beteiligten und die mit der sprachlichen Handlung appellierte Person und/ oder aufgerufene Normalvorstellung. [...] Nur in ihrem Zusammenspiel ist jeweils situativ konkret bestimmbar, ob eine sprachliche Handlung, eine kommunikative Intention und Adressierung oder eine kommunikative Wahrnehmung analytisch als Pejorisierung zu bezeichnen sind.“⁹

⁸ Schumann stellt dar, welche Intentionen ein Sprecher mit einer Beschimpfung verfolgen kann: Der Adressat kann, auch öffentlich, herabgesetzt werden, während das die Position des Sprechenden erhöht. Ebenso kann der Sprecher dadurch eine emotionale Spannung lösen. Vgl. Schumann, Hanna Brigitte: Sprecherabsicht: Beschimpfung. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Band 43 (1990). S. 259 – 281. Hier S. 262.

⁹Hornscheidt, Antje Lann: Pejorisierung. Ein konstruktivistisches Konzept zur Analyse von Beschimpfungs-praktiken. In: Schimpfwörter. Beschimpfungen. Pejorisierungen. Wie in Sprache Macht und Identitäten verhandelt werden. Hrsg. von Antje Lann Hornscheidt; Ines Jana; Hanna Acke. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2011. S. 15 – 45. Hier S. 15. Im Folgenden: Hornscheidt 2011.

Die Situation der sprachlichen Handlung wird in dieser Arbeit durch das Verhör bzw. durch das überlieferte Protokoll bestimmt. Das Machtgefälle zwischen Ankläger und Angeklagtem determiniert die soziale Position, fernab der gesellschaftlichen Position der Personen außerhalb des Verhörs. „Eine sprachliche Diskriminierung, die gesprochen und gehört werden kann, setzt bereits eine wie negativ auch immer verstandenen Wahrnehmung und Benennbarkeit einer sozialen Positionierung voraus.“¹⁰

Um eine inhärente negative Bedeutung oder eine neutrale Adressierung aufzuzeigen, werden zeitgenössische Wörterbücher vergleichend herangezogen, da diese das Bedeutungsspektrum abbilden sollen. Zudem werden bei einigen Lemmata zufällige stichprobenartige Textausschnitte dargestellt, um den situativen Kontext der Begriffe zu erfassen, in denen sich sprachliche Diffamierungen zeigen können. In einem Exkurs wird eines der Verhörprotokolle genauer untersucht, da es sich bei diesem Protokoll um die direkteste Wirklichkeitsabbildung des Korpus handelt, die keinen juristischen Bearbeitungsprozess durchlaufen hat.

2. Ablauf der Hexenverfolgungen

In der Frühen Neuzeit war der Glaube an Magie allgegenwärtig und noch nicht stigmatisiert; die magische Kultur, die Vorstellung von schadenden und heilenden Zauberkraften war im Volksglauben tief verankert.¹¹ Sogenannte Zauberkundige standen jedoch im Konflikt mit den christlichen Lehren, da ihre diesseitige Ausrichtung und ihr Desinteresse an „Unterwerfung unter genormte Glaubensbekenntnisse“¹² der „Autorität der Kirche“¹³ entgegenstand. „In der Bevölkerung genossen sie höchstes Ansehen, da sie die Hoffnung auf Abhilfe in allen möglichen individuellen Nöten nährten.“¹⁴ Trotz dessen waren Hexereiverdächtigungen alltäglich und wurden in allen Gesellschaftsschichten ausgesprochen.¹⁵ Bis zum 11. Jahrhundert wurden als Strafen nur Kirchenbußen erhoben, erst im Zuge der Inquisition wurden vermehrt Todesurteile

¹⁰ Hornscheidt 2011. S. 25.

¹¹ Vgl. Behringer 1993. S. 194.

¹² Behringer 1993. S. 16.

¹³ Behringer 1993. S. 16.

¹⁴ Behringer 1993. S. 15

¹⁵ Vgl. Moeller, Katrin: Dass Willkür über Recht ginge. Hexenverfolgung in Mecklenburg im 16. und 17. Jahrhundert. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2007 (= Hexenforschung 10). S. 57 – 60. Im Folgenden: Moeller 2007; vgl. auch Behringer 1993. S. 179f. und 194.

ausgesprochen.¹⁶ „Der Übergang von traditionellen Zauberei- zu wirklichen Hexenprozessen“¹⁷ verlief fließend, sodass sich kaum wirkliche Grenzen abstecken lassen. Schormann geht davon aus, „daß der Übergang nicht vor der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erfolgt ist.“¹⁸ Zudem wandelte sich das Rechtssystem im Mittelalter von einem mündlich tradierten Stammes- und Ständerecht mit lokaler Gültigkeit hin zu einem allgemeinen Rechtsapparat, der auch durch die Rechtswissenschaften an den Universitäten weiter entwickelt wurde.¹⁹ Die schriftlich fixierten Rechtstexte sollten die Grundlage einer einheitlich normativen Rechtsprechung bilden, standen aber auch im Dienste einer rationaleren Wahrheitsermittlung.²⁰ Erst im 13. Jahrhundert trat die Inquisition als weitere rechtsprechende Instanz auf. Es bildeten sich der *Inquisitionsprozess*, als eine Ermittlung von Amts wegen, und die Verfolgung durch einen ernannten Inquisitor der päpstlichen und bischöflichen Inquisition heraus. Doch auch weiterhin konnten Privatleute, durch die sogenannte *Besagung* und anschließenden *Akkusationsprozess*, Anklage gegen vermeintliche Hexen erheben.²¹

Die Verurteilung sollte auf Grundlage eines freiwilligen Geständnisses erfolgen²²; zur Erlangung dessen wurde ab dem 13. Jahrhundert auch die Folter eingesetzt.²³ Das hier erzielte Geständnis galt ebenso als vollständiger Beweis. Aufgrund des Fehlens verbindlicher Regeln, wurde diese in den nächsten zwei Jahrhunderten immer häufiger und unregulierter eingesetzt, um ein Geständnis um jeden Preis zu erzielen.²⁴ Geahndet wurden Liebes- und Schadenszauber, aber auch Hexenflüge und Tierwandlungen²⁵; Ende des 16. Jahrhunderts wurde zudem der Teufelspakt

¹⁶ Vgl. Behringer 1993. S. 72.

¹⁷ Schormann, Gerhard: Hexenprozesse in Nordwestdeutschland. Hildesheim: August Lax 1977 (=Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens Band 87). S. 108. Im Folgenden: Schormann 1977.

¹⁸ Schormann 1977. S. 108.

¹⁹ Vgl. Behringer 1993. S. 74 und Stegmann 2006. S. 9.

²⁰ Vgl. Stegmann 2006. S. 12.

²¹ Vgl. Behringer 1993. S. 72.

²² Vgl. Behringer 1993. S. 74 und Stegmann 2006. S. 12.

²³ Vgl. Behringer 1993. S. 73; vor der Folter, der sogenannten peinlichen Befragung, wurden die Angeklagten gütlich befragt. „Das Verhör dient nur noch der Klärung, ob sie [die Folter, Anm. AR] durch ein vorheriges Geständnis bzw. besondere Entschuldigungsgründe *abgewendet* werden kann.“ Niehaus 2003. S. 226. Gestanden die Angeklagten hier nicht, wurden ihnen die Folterwerkzeuge vorgeführt (Territion). Erst wenn auch dies fruchtlos blieb, wurden die Angeklagten gefoltert. Vgl. Niehaus 2003. S. 215.

²⁴ Vgl. Stegmann 2006. S. 13.

²⁵ Vgl. Behringer 1993. S. 75.

unter Strafe gestellt.²⁶ Bis ins 17. Jahrhundert hinein schienen jedoch „einfache volksmagische Praktiken weiterhin akzeptiert, toleriert und genutzt“²⁷ worden zu sein. Vergehen dieser Art mit *Hexerei* zu betiteln wurde erst Anfang des 15. Jahrhunderts üblich:

Seit langem wissen wir, daß der Begriff *Hexerey*, der zum ersten Mal 1419 in einem Strafprozeß vor dem weltlichen Gericht der Stadt Luzern auftaucht, seine neue, komplexe Bedeutung erst dadurch bekam, daß die in der Ketzerverfolgung der Inquisition gewonnenen Erkenntnisse über teuflische Verschwörungen mit populären Vorstellungen aus der Glaubenswelt der Bevölkerung kombiniert wurden.²⁸

Erst ein Jahrhundert später ist für Mecklenburg das Konzept des Hexereiverbrechens nachweisbar; die Rezeption dessen leitete intensive Hexenverfolgungen ein.²⁹ Im 16. Jahrhundert wurde die Folter durch eine „Präzisierung der Kriterien“³⁰ eingeschränkt, beispielsweise durch Rechtstexte wie die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V.,³¹ auch Carolina genannt, die als reichsweite Ordnung konzipiert war und somit überregionale Gültigkeit hatte. „Ohne wesentliche Änderung der gesetzlichen Grundlagen wird die Gerichtspraxis im 17. Jahrhundert [sic!] anders, weniger drakonisch, und davon sind alle Delikte betroffen, keineswegs nur die Zauberei.“³²

Die Reduzierung der Folter durch die Anbindung an das Vorhandensein von Indizien wurde jedoch nicht stringent durchgesetzt. „Generell sah die Landesherrschaft nach der breiten Durchsetzung der Verfahrensrichtlinien der *Carolina* um 1610 kaum Anlass, rügend oder gar professionalisierend auf die Gerichte und ihre Folterknechte einzuwirken.“³³ Doch bereits zuvor hatte sich in der Bevölkerung Widerstand gegen die Hexenverfolgungen geregt. Schriften wie der *Malleus maleficarum* von 1487 wurden kaum rezipiert und sogar lächerlich gemacht.³⁴ Trotz dessen fußten die späteren Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts auf diesen Schriften.³⁵

²⁶ Vgl. Behringer 1993. S. 135.

²⁷ Moeller 2007. S. 180.

²⁸ Behringer 1993. S. 78.

²⁹ Vgl. Moeller 2007. S. 49f.

³⁰ Behringer 1993. S. 75.

³¹ Carolina 2000.

³² Schormann 1977. S. 112.

³³ Moeller 2007. S. 67.

³⁴ Vgl. Behringer 1993. S. 77.

³⁵ Behringer 1993. S. 78. Behringer misst zudem dem *Tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum* (1589) des Trierer Weihbischofs Peter Binsfeld erhebliche Bedeutung zu. S. 181.

Behringer lokalisiert die Höhepunkte der Hexenverfolgung ungefähr zwischen 1585 und 1630³⁶; in etwa diesem Zeitraum fanden auch die in dieser Arbeit untersuchten Verhöre statt. Zu diesem Zeitpunkt gab es also bereits den Anspruch einer rationalen und objektiven Wahrheitsfindung, die durch geregelte Verfahren gewährleistet werden sollte. Zu beachten ist jedoch, dass, trotz überregionaler Gesetzgebungen, die einzelnen Herzogtümer und Grafschaften vor allem ihren eigenen Rechtsprechungen unterstanden. Die Angeklagten wurden nicht nach einem einzigen verbindlichen Recht behandelt. „Insgesamt ist die Frühe Neuzeit nach Ansicht der modernen Rechtsgeschichte durch einen Pluralismus der Rechtsquellen gekennzeichnet.“³⁷ Dies äußerte sich nicht nur in der Art der Prozessführung, sondern auch in dem Aufkommen der Prozesse überhaupt. Behringer stellt anhand von Schormanns Ergebnissen fest: „Nach Schormann unterscheiden wir eine prozeßärmere Zone im Norden und Osten, also dem Niederrheingebiet und den nord- und ostdeutschen Tiefebene, sowie im Südosten.“³⁸

2.1. Ursachen

Die Ursache der Hexenverfolgung ist nicht in einem singulären Ereignis zu suchen, eher handelt es sich um ein Konglomerat aus unterschiedlichen sozialen Gegebenheiten. Durch Klimaverschlechterungen, auch hervorgerufen durch die sogenannte kleine Eiszeit³⁹, kam es im 16. und 17. Jahrhundert zu Missernten.⁴⁰ Ein gleichzeitiges starkes Bevölkerungswachstum in Europa führte zu Preissteigerungen im Lebensmittelbereich. Die daraus resultierende Verknappung der Grundnahrungsmittel hatte Hungersnöte und Seuchen zur Folge.⁴¹ Zudem litten die Menschen unter den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges (1618 – 1648), der die wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten stark angriff und die Menschen ihrer Existenzgrundlagen beraubte. Besonders Mecklenburg war zwischen 1626 und 1648 Schauplatz ausufernder Auseinandersetzungen, unter denen die Territorien zu leiden hatten.⁴² Die Unterschicht wuchs stark an und so vergrößerte sich die Anzahl an

³⁶ Behringer 1993. S. 179.

³⁷ Stegmann 2006. S. 9.

³⁸ Behringer 1993. S. 191f; vgl. Schormann 1977. S. 63-72.

³⁹ Vgl. Behringer 1993. S. 129.

⁴⁰ Moeller zeigt, dass der Zusammenhang zwischen Klimaverschlechterung und Hexerei in Mecklenburg kaum hergestellt wurde. Die folgenden Seuchen jedoch wurden als Schadenszauber interpretiert. Vgl. Moeller 2007. S. 52f.

⁴¹ Behringer 1993. S. 129.

⁴² Vgl. Moeller 2007. S. 43.

Bettlern, Landstreichern und Personen ohne festen Wohnsitz.⁴³ Es kam zu einer „Differenzierung und Polarisierung des gesellschaftlichen Reichtums.“⁴⁴ Zudem stellt Behringer für diese Zeit einen Mentalitätswandel fest. Er registriert eine

Abkehr von einer mehr weltoffenen, lebenszugewandten, genußfreudigen und diesseitsorientierten *Renaissance*-Mentalität mit weitverbreiteter volkstümlicher Festfreudigkeit und um eine Hinwendung zu dogmatischen, konfessionell-religiösen, asketischen und jenseitsorientierten Denk- und Verhaltensweisen, die in einer als prekär empfundenen Situation Halt zu geben versprachen.⁴⁵

Besonders diese Zeiten verhärteter sozialer Beziehungen zeichneten sich durch vermehrte Verfolgungen aus.⁴⁶ Die steigende Belastung der Bevölkerung entlud sich in der unkontrollierten Suche nach Schuldigen.⁴⁷ Es zeigt sich, dass es im Zusammenspiel von administrativen und rechtlichen Kompetenzen zu Verfolgungen kam, die auf Drängen der Oberschicht veranlasst wurden⁴⁸, die jedoch nicht allein treibende Kraft hinter der Verfolgung war. „Tatsächlich aber waren die Obrigkeiten in hohem Maße von der Stimmung in der Bevölkerung abhängig. Besonders in Krisenzeiten wurden sie regelrecht unter Druck gesetzt durch Petitionen oder sogar durch die Androhung direkter Rebellion durch die *Untertanen*.“⁴⁹ Wie verwoben die verschiedenen Gründe für die Hexenverfolgungen sind, zeigt auch Moeller anhand von Mecklenburg: „Die agrarische Entwicklung führte nicht nur zur Negierung bäuerlichen Bodenbesitzrechtes, sondern zur Beschränkung der persönlichen Freizügigkeit.“⁵⁰ Die verschiedenen Gründe verstärkten sich gegenseitig und führten zu immer stärkeren Belastungen der Bevölkerung.

2.2. Opfer

Durch die vielfältigen Ursachen wurde auch der Vorwurf der Hexerei in den unterschiedlichen Situationen ausgesprochen.⁵¹ Er wurde meist zur Verstärkung schon vorgebrachter Vorwürfe ausgesprochen, um die Wahrscheinlichkeit einer

⁴³ Vgl. Behringer 1993. S. 129.

⁴⁴ Behringer 1993. S. 129.

⁴⁵ Behringer 1993. S. 130.

⁴⁶ Vgl. Behringer 1993. S. 130

⁴⁷ Vgl. Behringer 1993. S. 131f. Moeller zeigt für Mecklenburg, dass die Epidemiewellen nicht immer mit den Verfolgungswellen übereinstimmen. Sie vermutet in einigen Fällen eine „präventive Hexenjagd“. Moeller 2007. S. 53.

⁴⁸ Vgl. Moeller 2007. S. 56 und S. 177. Ebenso wie Rust, der die Verfolgung als „krankhafter Auswuchs der damaligen Oberschicht“ bezeichnet. Rust, Jürgen: Aberglaube und Hexenwahn in Schleswig-Holstein. Garding: Cobra 1983. S. 83.

⁴⁹ Entgegen Moeller und Rust hier Behringer 1993. S. 267.

⁵⁰ Vgl. Moeller 2007. S. 41.

⁵¹ Vgl. Moeller 2007. S. 54.

Verurteilung zu erhöhen.⁵² Er war demnach multipel anwendbar und galt als Indiz einer grundsätzlichen Schuld.

Es lässt sich eine geschlechtsspezifische Differenz in den Zauberpraktiken feststellen. So wurden Frauen eher für Milch- und Butterzauber, aber auch für Hexerei im Zusammenhang mit Liebe und Schwangerschaften verantwortlich gemacht. Damit wurden sie vor allem für den Tod von Mensch und Vieh für schuldig befunden. Männer hingegen wurden der Schädigung von Saatgut und Grundnahrungsmitteln beschuldigt.⁵³

Konfliktpotenzial trug dabei so gut wie jede gesellschaftliche Interaktion. Darunter fielen haushaltsbezogene und individuelle Auseinandersetzungen, aber auch Geschlechts- und Generationenkonflikte, ebenso wie politische und wirtschaftliche Konkurrenzen, die sich dann auch auf breiterer gesellschaftlicher Ebene auswirkten.⁵⁴ Unter den Angeklagten finden sich daher zwar zum Großteil Frauen, aber auch Männer und Kinder aller Alters- und Gesellschaftsschichten.⁵⁵ Auch die Konfession der Angeklagten spielte keine große Rolle. Die Varianz der Opfer spiegelt sich auch temporal und regional wieder. Behringer stellt jedoch die Faustregel auf, „daß bei größeren Verfolgungen die Prozeßopfer zu Beginn am ehesten dem Klischee entsprachen und sich mit Intensivierung der Verfolgung immer weiter davon entfernten.“⁵⁶ Das letztendliche Urteil war bedingt durch den Sozialstatus des Angeklagten, da sich die Mitglieder der Oberschicht eine professionelle Verteidigung leisten konnten, während die sozial schlechter gestellten Schichten meist mehrfach degradiert wurden.⁵⁷ Dadurch, dass sie ständig im Fokus des Rechtsapparates standen, wurden sie häufiger verfolgt und verurteilt. Ihr fehlendes Wissen über juristische Abläufe verschlimmerte ihre Situation zusätzlich. Moeller zeigt für Mecklenburg, dass bis 1640 knapp 60 % der Angeklagten aus der Mittelschicht stammten, während die Personen der Oberschicht am wenigsten angeklagt

⁵² Vgl. Moeller 2007. S. 197 und 232.

⁵³ Vgl. Moeller 2007. S. 230.

⁵⁴ Vgl. Moeller 2007. S. 42.

⁵⁵ Moeller unterteilt den Sozialstatus der Personen, anhand ihrer Berufsbezeichnungen und der zeitgenössischen Auffassung des Sozialprestiges, in Ober-, Mittel-, und Unterschicht. Zur Oberschicht gehören demzufolge Inhaber von geistlich und weltlich übergeordneten Ämtern, zur Unterschicht hingegen alle Nichtsesshaften und Personen in unehrenhaften Berufszweigen. In der Mittelschicht sind alle übrigen Personen zusammengefasst, die sesshaft sind und ehrenhaften städtischen oder ländlichen Berufen nachgehen. Vgl. Moeller 2007. S. 58.

⁵⁶ Behringer 1993. S. 272.

⁵⁷ Vgl. Moeller 2007. S.64f. und 235.

wurden.⁵⁸ Dabei wurde bei weitem nicht jede sogenannte Hexe zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt; Flucht oder gar Freilassung waren weit häufiger als man aufgrund der starken Verfolgung erwarten dürfte. Die Hexenprozesse in Mecklenburg endeten laut Moeller in ca. 41 % der Fälle mit dem Todesurteil, in ca. 24 % mit Entlassung und in 3 % mit Flucht.⁵⁹

In Mecklenburg wurden im 16. und 17. Jahrhundert ca. 4000 Prozesse geführt, in Schleswig-Holstein zwischen 1530 und 1752 etwa 450. In diesen beiden Gebieten wurden etwa 1100 Menschen verbrannt. Für Mecklenburg lässt sich damit eine überdurchschnittliche Intensität der Verfolgung beobachten.⁶⁰

3. Textsorte Verhörprotokoll

Die Textsorte, die nachfolgend als Untersuchungsgrundlage dient, ist das Verhörprotokoll. Da die Verurteilung nur auf Grundlage eines freiwilligen Geständnisses erfolgen sollte, man in dem fiktiven Fall der Hexerei aber keine aussagekräftigen Beweise hatte, wurde ein genaues Verhörprotokoll nötig, das die Funktion eines Beweismittels übernahm. Darin sollte umfassend und wahrheitsgemäß alles an Ablauf und Aussagen verschriftlicht werden, was sich während des Verhörs abspielte. Es gab den Anspruch eines geregelten und regulären Verfahrens, dessen ordnungsgemäßen Ablauf das Verhörprotokoll dokumentieren sollte. Dabei wurde auf die „formelle Korrektheit großen Wert“⁶¹ gelegt, für die der Schreiber durch seine unparteiliche und angemessene Verschriftlichung Sorge tragen sollte. Dies war jedoch kein Garant für die Befolgung oder sogar Durchsetzung dieses Anspruchs.

Ob es sich bei einer sprachlichen Handlung um eine Pejorisierung handelt, ist nur in konkreten Situationen zu bestimmen.⁶² Die Festlegung auf eine Textsorte sollte den situativen Kontext abgrenzen. Es zeigt sich jedoch, dass sich diese Textsorte aus sehr heterogenem Material zusammensetzt. Es sind unterschiedliche Bearbeitungsstufen überliefert, wie die Mitschriften, die direkt während des Verhörs verfasst wurden, und die Reinschriften, die durchaus erst nach ein paar Tagen verschriftlicht werden konnten. Ebenso sind Abschriften von Protokollen erhalten, die

⁵⁸ Vgl. Moeller 2007. S. 59 und 65.

⁵⁹ Die restlichen Prozente verteilen sich auf die gütliche Befragung, Territion bzw. Folter und willkürliche Strafen. Vgl. Moeller 2007. S. 62.

⁶⁰ Vgl. Moeller 2007. S. 47.

⁶¹ Niehaus 2003. S. 161.

⁶² Vgl. Hornscheidt 2011. S. 15.

für „die interne Nutzung im Prozess, die Weiterleitung an Juristenfakultäten zur Prüfung von Fällen oder die Rechtfertigung von Urteilen“⁶³ genutzt wurden.

Teils durch die immer noch sehr regionalen Vorschriften, spätestens aber durch die unterschiedlichen Schreiber, finden sich viele sprachliche und formale Unterschiede. Die Dialekte der einzelnen Territorien prägen die Schriftsprache der Protokolle. Moeller registriert die Etablierung einer überregionalen niederdeutschen Schriftsprache, die ab dem 14. Jahrhundert als Kanzleisprache ausgebildet wurde.⁶⁴ Für den hier untersuchten Zeitraum jedoch lässt sich bereits eine Entwicklung des Neuhochdeutschen feststellen.⁶⁵

Noch bis zum 18. Jahrhundert wurde ein bearbeitetes Protokoll, also eine Reinschrift, als wortgetreu angesehen, obwohl es nach dem Verhör bearbeitet werden konnte.⁶⁶ Die überlieferte Kommunikation, mit deren Abbildung hier gearbeitet werden muss, lässt nur teilweise Rückschlüsse auf die wirkliche Verhörsituation zu.⁶⁷ Diese Arbeit untersucht die Benennungen der Angeklagten, da die Möglichkeit besteht, dass diese unverändert in die Mitschriften übernommen wurden, da die Angeklagten in jedem Fall bezeichnet werden mussten, um sie auch nach dem Verhör noch eindeutig identifizieren zu können.

Bei Verhörprotokollen handelt es sich um „juristisch geformte Texte.“⁶⁸ Wie Stegmann darstellt, war der Wunsch nach einer wahrheitsgetreuen Aufzeichnung der Verhörsituation jedoch sehr groß und wurde durch eine Vielzahl von Rechtstexten

⁶³ Stegmann 2006. S. 22.

⁶⁴ Vgl. Moeller 2007. S. 45.

⁶⁵ Vgl. Moeller 2007. S. 46.

⁶⁶ Vgl. Niehaus 2003. S. 260.

⁶⁷ Henne und Rehbock stellen dar, wie der Versuch unternommen werden kann, die reale Sprechsituation eines „erinnerten Gesprächs“ wiederherzustellen. Dazu müssen die Verschriftlichungen zuerst nach Textsorten gegliedert und dann historisch kontextualisiert werden. Auf dieser Grundlage müssen dann sprechsprachliche Merkmale und die Mittel der Gesprächsführung rekonstruiert werden. Vgl. Einführung in die Gesprächsanalyse. Hrsg. von Helmut Henne und Helmut Rehbock. Dritte, durchgesehene und um einen bibliographischen Anhang erweiterte Auflage. Berlin/ New York: De Gruyter 1995 (= Sammlung Götschen; 2212). S. 236 - 240. Topalović stellt auch verschiedene Textsorten (Brief und Protokoll) gegenüber, um die Veränderungspraxis der juristischen Bearbeitung aufzuzeigen. Vgl. Topalović 2003. S. 165 – 200.

⁶⁸ Busse, Dietrich: Textsorten des Bereichs Rechtswesen und Justiz. In: Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. Hrsg. von Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann, Sven F. Sager. 1. Halbband. Berlin/ New York: De Gruyter 2000 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1). S. 658 – 675. Hier S. 672.

reguliert.⁶⁹ Diese legten Ziel und Funktion der Protokolle fest, gaben aber auch Richtlinien für die korrekte Verschriftlichung vor. So fungierte der Protokollant in unterschiedlicher Intensität als Zeuge und war verpflichtet, alles was seiner sinnlichen Wahrnehmung unterlag, gründlich und genau aufzuzeichnen. Auch für die Verschriftlichung während der Folter gab es unterschiedliche Regelungen. So musste die Protokollierung der Geschehnisse währenddessen oft unterbrochen oder grob umschrieben werden. Darüber hinaus durfte die eigene Meinung durchaus in die Protokolle einfließen. Eine juristische Bearbeitung war oft nicht vorgesehen, aber auch nicht ausdrücklich verboten. Grundsätzlich versuchten die Rechtstexte eine rationale Wahrheitsermittlung zu etablieren, gründeten diese jedoch auf verschiedenste Regelungen, die zudem oft nicht befolgt wurden. Die Pluralität der Rechtstexte stand deren überregionaler Verbindlichkeit entgegen. Aufgrund der Unterschiede in Schriftbild und Sprache, vor allem Tempus, Modus und Syntax, lassen sich die Protokolle jedoch recht gut in Mitschriften und Reinschriften unterscheiden.⁷⁰ Eine weitere Segmentierung der Protokolle erscheint jedoch, aufgrund ihrer komplexen Heterogenität wenig sinnvoll und zudem schwer zu erreichen, da oft gliedernde Informationen fehlen. Zwar lässt sich hinter den Reinschriften die meist brutale Realität der Verhörsituation vermuten, Bearbeitungen des Inhalts können jedoch, auch durch die singuläre Überlieferung, nicht nachvollzogen werden.⁷¹

Die Ankläger nutzten in den Verhören Frageschemata, die die Vollständigkeit der Untersuchung gewährleisten sollten.

Die Artikel stellen in ihrer Abfolge eine Art narrativer Rekonstruktion des Tatherganges dar, in der der Inquisit als Täter firmiert. [...] Je minutiöser der Fall

⁶⁹ Vgl. Stegmann 2006. S. 27 – 37.

⁷⁰ Topalović stellt ausführlich idealtypische Unterscheidungsmerkmale dar. Als Grundlage diene ihr ebenfalls die Edition von Macha; die beiden Korpora überschneiden sich teilweise. Viele der Merkmale lassen sich jedoch anhand der Edition nicht mehr nachprüfen. So muss bei der Bewertung der Bearbeitungsstufe auf Macha zurückgegriffen werden, der diese Bewertung bei einigen Protokollen vornahm. Vgl. Topalović 2003. S. 130 und Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit. Band 1: Auswahl-Edition. Hrsg. von Jürgen Macha, Elvira Topalović, Iris Hille, Uta Nolting und Anja Wilke. Berlin/ New York: De Gruyter 2005. Im Folgenden: Macha 2005.

⁷¹ Vgl. auch Topalović 2003. S. 127. Es ist aber durchaus denkbar, dass inhaltliche Korrekturen vorgenommen wurden, wenn auf ein Verfahren ein Todesurteil zwingend folgen musste, das Protokoll die Schuld der Angeklagten nicht einwandfrei belegen konnte. Eine emotionslose juristische Fachsprache konnte beispielsweise die Härte der Folter in einem Protokoll kaschieren, um so nach außen hin objektiv zu wirken. Vgl. dazu Topalović 2003. S. 148.

vorab in die Inquisitionsartikel zergliedert wird, um so vollständiger muß auch der Ablauf des artikulierten Verhörs vorausberechnet werden. Es nähert sich (in seiner Textgestalt) einem tatsächlich mündlich geführten Verhör an und entfaltet sich dadurch zur Scheinkommunikation.⁷²

Dies stellt die Untersuchung vor dieselben Probleme der Unglaubwürdigkeit wie die zeitgenössische Definition von wortgetreuen Protokollen, da sie die Wirklichkeit nur scheinbar abbilden. Die Schemata wurden allerdings nicht immer strikt befolgt. Abweichungen, sowohl von seitens der Verhörführer wie auch der Befragten, waren üblich. Die Fragen waren oft so kleinschrittig formuliert, dass sie von emotional unsicheren Angeklagten nicht genau beantwortet werden konnten. Auch weitere Nachforschungen seitens der Ankläger, beispielsweise bei Unklarheiten, waren nicht einkalkuliert. „Angesichts der Komplexität der Aufgabe konnten Vorlagen für die Textorganisation – abgesehen von formelhaften Einleitungs-, Schluss-, und Überleitungselementen – wohl nur selten direkt übernommen werden.“⁷³ Eine spätere Bearbeitung war also von Nöten, um das Protokoll verständlich zu gliedern und so überhaupt lesbar zu machen. Zudem ist zu beobachten, dass immer mehr gefragt wurde, als für den aktuellen Fall notwendig war. So wurde nicht nur Relevantes für den aktuellen Fall, sondern auch Informationen zur Lebenssituation einer Person abgefragt⁷⁴ und konnte auch nach einer möglichen Freilassung wieder verwendet werden, um eine nachträgliche Verurteilung aussprechen zu können.⁷⁵ Ebenso war der Vergleich zwischen unterschiedlichen Protokollen der Angeklagten möglich, beispielsweise um Zeugenaussagen zu überprüfen oder Unstimmigkeiten in den Geständnissen zu ermitteln.⁷⁶

4. Analyse

4.1. Quelle: Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Jürgen Macha, Elvira Topalović, Iris Hille, Uta Nolting und Anja Wilke von 2005.

Die Quelle für diese Untersuchung bildet eine Edition von Jürgen Macha aus dem Jahre 2005.⁷⁷ Daraus wurden die Quellen aus dem norddeutschen Sprachgebiet ausgewählt, bei denen es sich um 21 Texte aus einem Zeitraum zwischen 1570 und 1649 handelt. Die Einteilung von Macha in die verschiedenen Sprachgebiete

⁷² Niehaus 2003. S. 238f.

⁷³ Stegmann 2006. S. 77.

⁷⁴ Vgl. Behringer 1993. S. 269.

⁷⁵ Vgl. Niehaus 2003. S. 164.

⁷⁶ Vgl. Niehaus 2003. S. 162.

⁷⁷ Macha 2005.

orientiert sich an den dialektalen Begebenheiten des deutschen Sprachraums. Die Zusammenfassung seiner westnorddeutschen und ostnorddeutschen Sprachgebiete sollte einen überschaubaren Korpus ergeben, aber trotz dessen eine ausreichende Grundlage für diese Analyse bilden.

Die Auswahl der Protokolle vereint unterschiedliche Schreiber aus verschiedenen Regionen, deren Ausbildungsgrad und Sprachvermögen große Differenzen aufzeigen. Zu beachten ist, dass das Neuhochdeutsche und das Niederdeutsche in Schriftlichkeit und Mündlichkeit in Konkurrenz traten, ebenso wie die Schreiber auch die landschaftlichen Dialekte beherrschen oder zumindest verstehen mussten.⁷⁸ Daher findet sich in den Protokollen ein Konglomerat aus hochdeutschen, niederdeutschen und ostmitteldeutschen Sprachformen. Die Aussagen der Angeklagten werden vorwiegend in indirekter Rede wiedergegeben. Dies entspricht der allgemeinen Arbeitspraxis der Protokollierenden der Frühen Neuzeit.⁷⁹ In zwei Protokollen findet sich jedoch auch die direkte Rede. Im Protokoll aus Göttingen 1649 werden in diesem Modus Streitgespräche zwischen der Angeklagten und den Zeugen wiedergegeben. Topalović registriert die Verwendung direkter Rede in „Kommunikationssituationen, die von hoher Emotionalität geprägt sind.“⁸⁰ Das Protokoll aus Minden 1614 stellt einen Sonderfall dar, da hier fast ausschließlich die direkte Rede verwandt wird und so die reale Verhörsituation unverfälscht abgebildet wird. Es handelt sich dabei um eine simultane Mitschrift, die eine authentische Sicht auf die Folterpraxis widerspiegelt.⁸¹

Latein als juristische Fachsprache wird skalar verwendet. In einigen Protokollen wird es nur sporadisch in Fachtermini oder zur Gliederung genutzt, in anderen finden sich gehäuft lateinische Syntagmen, wieder andere zeigen einen vielfachen und zudem geübten Gebrauch. Die sprachliche Kompetenz der Schreiber war bedingt durch ihre soziale Stellung und Ausbildung. Diese Informationen sind jedoch meist nicht überliefert, nur bei drei Protokollen ist überhaupt der Name des Schreibers bekannt; die restlichen sind anonym. Doch selbst eine gute Ausbildung war kein Garant für die

⁷⁸ Vgl. Stegmann 2006. S. 50.

⁷⁹ Vgl. Nolting, Uta: Nah an der Realität. Sprache und Kommunikation in Mindener Hexenverhörprotokollen von 1614/15. In: Realität und Mythos. Hexenverfolgung und Rezeptionsgeschichte. Hrsg. von Katrin Moeller und Burghart Schmidt. Hamburg: DOBU 2003 (= Veröffentlichungen des Arbeitskreises für historische Hexen- und Kriminalitätsforschung in Norddeutschland Band 1). S. 33 – 55. Hier S. 36f. Im Folgenden: Nolting 2003; vgl. auch Topalović 2003. S. 183.

⁸⁰ Topalović 2003. S. 187.

⁸¹ Siehe Kapitel 5: Exkurs Verhörprotokoll Minden (1614)

Qualität der Protokolle, da die Schreiber die praktische Kompetenz des Protokollierens erst während der Tätigkeit erlernten.⁸² Die meisten der Protokolle zeigen ein klar gegliedertes und ordentliches Schriftbild, was darauf hinweist, dass sie von einem geübten Schreiber verfasst wurden oder dass es sich um bearbeitete Reinschriften handelt; ein unsauberes Schriftbild und Verbesserungen weisen auf Mitschriften oder frühe Bearbeitungsstufen hin. Drei der Protokolle scheinen Mitschriften (Minden 1614, Osnabrück 1636, Stralsund 1630) zu sein, zwei weitere sind aufgrund von schwer lesbarer Schrift und Verbesserungen den bearbeiteten Mitschriften zuzuordnen.

Unter den Angeklagten befinden sich hauptsächlich Frauen, aber auch zwei Männer. Selten sind Angaben über das Alter und die Gesellschaftsschichten. Nur bei drei Personen wird auf das hohe Alter hingewiesen (Alme 1630, Wernigerode 1597, Güstrow 1615). Viele der Frauen werden als Witwe bezeichnet. Dies lässt jedoch nicht zwingend auf ein höheres Alter schließen. Ebenfalls dreimal finden sich Angaben über die soziale Stellung der Angeklagten. In Osnabrück 1636 werden „erstmals zwei Frauen aus der politischen Führungsschicht“⁸³ angeklagt; Schäfer Godert (Alme 1630) ist aufgrund seines Berufs der Mittelschicht zuzuordnen.⁸⁴ Die Zuordnung der Hebamme Hille Blomers (Ahaus 1608) gestaltet sich allerdings schwierig. Während von Hippel den Berufsstand der Hebamme den Randgruppen der Gesellschaft zuordnet, gruppiert Jütte ihn eher zu den Risikogruppen.⁸⁵ Obwohl „die geburtshilflich tätigen Frauen [über] einen gesellschaftlich integrierten, obrigkeitlich kontrollierten Berufsstand, wenn auch mit eher unterdurchschnittlichem Einkommen und Ansehen“⁸⁶ verfügten, werden sie hier der Unterschicht zugeordnet, da die grobe Gesellschaftseinteilung dieser Arbeit die besondere Position der Hebammen nicht gesondert erfasst.

⁸² Vgl. Stegmann 2006. S. 54.

⁸³ Macha 2005. S. 107.

⁸⁴ Vgl. Moeller 2007. S. 58.

⁸⁵ Von Hippel definiert die Randgruppen als eine (fiktive) soziale Einheit von Menschen, die aufgrund ihres normabweichenden Verhaltens aus der Gesellschaft verdrängt werden. Vgl. Von Hippel, Wolfgang: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit. 2., aktualisierte und um einen Nachtrag bearbeitete Auflage. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2013 (= Enzyklopädie Deutscher Geschichte Band 34). S. 7. Jütte definiert die Risikogruppe nicht genauer. Jütte, Robert: Bader, Barbieri und Hebammen. Heilkundige als Randgruppen? In: Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Hrsg. von Bernd-Ulrich Hergemöller. Neu bearbeitete Ausgabe [= 3. Auflage]. Warendorf: Fahlbusch 2001. S. 90 – 121. Hier S. 91. Im Folgenden: Jütte 2001.

⁸⁶ Jütte 2001. S. 91.

Die Anklagepunkte sind vielfältig, vor allem werden Schadenszauber, Teufelsbuhlschaft und die Teilnahme am Hexentanz gestanden, oft gestehen die Angeklagten während der Folter jedoch mehr, als ihnen anfänglich zur Last gelegt wurde.⁸⁷ Die Folter wird in 12 der Verhöre angewendet, in den restlichen müssen sich die Angeklagten einer gütlichen Befragung unterziehen.

Das letztendliche Urteil ist nur bei der Hälfte der Protokolle bekannt. Durch die Auswirkungen der Folter sterben drei Frauen während der Haft. Sieben von ihnen werden hingerichtet, wobei das Urteil Verbrennung oder Verbrennung nach Enthauptung lautet. Jedoch werden auch zwei der Frauen nach dem Verhör freigelassen.

Die Divergenzen bei den Schreibern, den unterschiedlichen Bearbeitungsstufen, den Dialekten, den Angeklagte und deren Vergehen, sollten einen möglichst allgemeinen Korpus bilden und die zugrundeliegende Heterogenität des Materials darstellen. Der rechtliche Usus der Protokollierung gewährleistet, trotz leicht unterschiedlicher Rechtsprechung, eine Vergleichbarkeit der Protokolle. Auch bietet der vergleichsweise kleine Korpus zwar einen Einblick, es lassen sich jedoch keine verbindlichen Aussagen über die allgemeine Benennungspraxis im deutschen Sprachraum treffen. Diese Arbeit kann nur schlaglichtartig die Benennungspraxis der Protokolle aus dem norddeutschen Sprachraum erhellen.

4.2. Arbeitsweise

Aus den Protokollen wurden alle Begriffe und Syntagmen extrahiert, die die Angeklagten bezeichnen und mit denen diese von den Anklägern angesprochen oder mit denen von ihnen gesprochen wurde. Diese wurden in acht Gruppen aufgeteilt.

Die Gruppe der NAMEN umfasst nicht nur die Vor- und Nachnamen der Angeklagten, sondern auch deren Spitznamen oder dialektale Varianten. Frauen werden zudem häufig durch den Namen des Ehemannes benannt, weshalb auch diese Benennungen in die Gruppe der NAMEN eingeordnet wurden.⁸⁸ In die Gruppe DEMONSTRATIVPRONOMEN wurden auch diejenigen Adjektive eingeordnet, die deiktisch auf die Angeklagten verweisen. Die Gruppe PERSONALPRONOMEN enthält einzig die Pronomen *sie* und *er*, die sich eindeutig auf die Angeklagten beziehen. Weitere flektierte Formen wurden ausgeklammert, da, durch Schreibfehler

⁸⁷ Beispielsweise im Protokoll aus Lemgo (1632). Vgl. Macha 2005. S. 67 – 76.

⁸⁸ Genitivkonstruktionen, wie *Henrici Ameldungs fraw*, wurden der Kategorie NAMEN und GESCHLECHTSSPEZIFISCHE BEZEICHNUNGEN zugeordnet und daher in der Auswertung zweimal gezählt.

oder unklare Aussagen in den Protokollen, oft nicht genau nachvollzogen werden konnte, ob sich die Pronomen auf die Angeklagten oder Zeugen bzw. in den Aussagen benannte Personen beziehen. Ebenso war es zwischenzeitlich schwierig, die syntaktischen Strukturen nachzuvollziehen, um zu gewährleisten, dass die Personalpronomen wirklich nur die Angeklagten und keine anderen Personen bezeichnen. Die Bezeichnungen die das Geschlecht einer Person benennen, wurden in der Gruppe der GESCHLECHTSSPEZIFISCHEN BEZEICHNUNGEN zusammengefasst. In die Gruppe BERUF werden nur die Berufsbezeichnungen eingeordnet, mit denen eine Person adressiert wird. Die Feststellung, dass Hille Blomers (Ahaus 1608) als Hebamme arbeitet, gilt nicht als Adressierung und wird demnach nicht in die Gruppe Beruf eingeordnet; die Adressierung des Gerdt, der als Schäfer arbeitet, als Scheper Godert jedoch schon. Die Gruppe ALTER umfasst neben Bezeichnungen, die sich auf das Alter einer Person beziehen, zwei Sonderfälle. Aufgrund des expliziten Hinweises auf das Alter des *Altenman* (Alme 1630), wurde diese Bezeichnung einerseits in diese Gruppe, andererseits in die Gruppe NAMEN eingeordnet, da sie auch als Rufname fungiert. Die äußeren Merkmale des Mannes wurden hier zu einer individuellen Bezeichnung umgedeutet. Des Weiteren wird zu den Nomen *die Alte* und *der Alte* auch das Adjektiv *alt* in dieser Kategorie aufgeführt. Es kommt gehäuft in Verbindung mit Namen oder geschlechtsspezifischen Bezeichnungen vor. In die Kategorie der JURISTISCHEN BEZEICHNUNGEN wurden all die Bezeichnungen eingeordnet, die eine Person juristisch objektiv bezeichnen und denen ein juristischer Sachverhalt zu Grunde liegt. Alle wertenden oder pejorisierenden Begriffe wurden in die Gruppe WERTENDE BEZEICHNUNGEN eingeordnet.

Die etwaige inhärente negative Bewertung der Bezeichnungen wurde dann anhand von Wörterbüchern nachzuweisen versucht. Diese sollen die Bedeutungsspektren der einzelnen Worte im zeitgenössischen Kontext abbilden. Dazu wurden das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm (¹DWB)⁸⁹, das Deutsche Rechtswörterbuch (DRW)⁹⁰, das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch (FNHD Wb)⁹¹,

⁸⁹ Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version über <http://www.woerterbuchnetz.de>.

⁹⁰ Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version über <http://www.woerterbuchnetz.de>.

das Frühneuhochdeutsche Glossar von Alfred Götze (FNHD GL)⁹² und das kleine Frühneuhochdeutsche Wörterbuch von Christa Baufeld (kFNHD Wb)⁹³ genutzt. Die Gruppen NAMEN, DEMONSTRATIVPRONOMEN und PERSONALPRONOMEN wurden aufgrund ihrer hauptsächlich adressierenden Funktion ausgeschlossen. In ihnen eine negative Bewertung aufzufinden, scheint, aufgrund der zerdehnten Kommunikation, die die Protokolle abbilden, unwahrscheinlich. Dazu sind zu wenige Informationen überliefert; die reale Verhörsituation lässt sich so präzise nicht mehr herstellen.

4.3. Darstellung der Begriffe und Beschreibung

Diese Tabelle zeigt eine Auswahl an Wortformen, die in den Protokollen gefunden wurden.

Namen, Spitznamen Benennung durch den Namen des Ehemannes	Catharina Peters, die Berndt Bönische, Catharina Bohnen die Apothekersche die Ludersche (Ilsche Luders) Marie
Demonstrativpronomen und Verweise	diese dieselbige gesagte/ gesachte gedachte dieselbe jetztgemelte
Personalpronomen	sie/ er
Geschlechtsspezifische Bezeichnungen	Wibe/ Weib Witwe/ Wittib Frau Ehehausfrauwe vaddersche

⁹¹ Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel, Anja Lobenstein-Reichmann und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 1, 3, 6, 7 und 8. Berlin/ New York/ Boston: De Gruyter 1989 - 2013.

⁹² Götze, Alfred: Frühneuhochdeutsches Glossar. 7. Auflage. Nachdruck 1967. Berlin: De Gruyter 1971.

⁹³ Baufeld, Christa: Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch: Lexik aus Dichtung und Fachliteratur des Frühneuhochdeutschen. Tübingen: Niemeyer 1996.

Beruf	Scheper Godert
Alter	Der Alteman die alte Moddemansche
Juristische Bezeichnungen	angeklagte beclagte inhafftirte besagte bemelte gefangene incarcerierte verstrickte
Wertende Bezeichnungen	zeuberinne

Die prozentuale Auswertung der Benennungen zeigt einen häufigen Gebrauch von Personalpronomen (76,32 %). Die sprachökonomische Tendenz der Verkürzung durch Verweise ist nicht verwunderlich: „Eigentliche Bestimmung des Pronomens ist das Nomen zu vertreten, dessen beständige Wiederholung lästig fallen würde.“⁹⁴ Am zweithäufigsten, werden die Angeklagten mit ihrem Namen angesprochen (16,12 %). Die Nennung erfolgt vor allem zu Beginn der Protokolle, wenn das anwesende Personal aufgezeichnet wird, aber auch zur Unterscheidung der Personen, wenn Zeugen befragt werden oder die Angeklagten selbst auf andere hinweisen. Die Heterogenität der Textsorte zeigt sich auch daran, dass nicht alle Bezeichnungsgruppen in allen Protokollen vorhanden sind. Die Bezeichnung durch Personalpronomen und Namen ist jedoch unerlässlich, um die Protokolle einem Individuum zuzuordnen und im Verlauf des Protokolls auf das Individuum zu verweisen. Die Verwendung juristischer Begriffe findet in 3,05 % der Fälle statt. Mit Demonstrativpronomina (1,23 %), Bezeichnungen für das Alter (1,31 %), Geschlechts- (1,52 %) und Berufsbezeichnungen (0,36 %) werden die Angeklagten kaum benannt. Schimpfwörter, also Begriffe, denen situationsunabhängig negative Bedeutungen inhärent sind, wurden nicht aufgefunden.

Die Bezeichnungen können außerhalb der Gruppen miteinander kombiniert werden. So treten vor allem die Namen häufig in Verbindung mit den Bezeichnungen aller

⁹⁴ Kehrein, Joseph: Grammatik der deutschen Sprache des funfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts. In drei Teilen. 2. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854-1856. Hildesheim/ Zürich/ New York: Georg Olms 2004. Dritter Teil. S. 65. § 96.

anderen Gruppen auf. Die Kombination mit Personal- und Demonstrativpronomina führt zu einer semantischen Rückanbindung an das verhörte Individuum, meist nach Darstellungen anderer Sachverhalte, in denen auch andere Personen auftreten oder nach Zeugenaussagen, also grundsätzlich wenn der Bezug zur angeklagten Person wieder hergestellt werden muss. In Verbindung mit Geschlechts-, Alters-, Berufs- oder juristischen Bezeichnungen wird das Individuum näher charakterisiert, weshalb sich gerade hier immanente negative Bewertung vermuten lassen.

4.3.1 Geschlechtsspezifische Bezeichnungen

Ehehausfrau

Allein das DRW führt das Lemma *Ehehausfrau* und gibt die Bedeutung *Ehegattin* an.⁹⁵ Der angegebene Beleg lässt keine positive oder negative Wertung erkennen. Dieser Ausdruck scheint nicht wertend zu sein.

Frau und Weib/Wibe

Laut dem ¹DWB bezeichnet das Stichwort *frau* alle verheirateten Personen weiblichen Geschlechts.⁹⁶ Das kFNHD Wb gibt widersprüchliche Bedeutungen an, wie *Herrin, Fürstin, Dame* und *Dirne, Hure*⁹⁷, die einerseits das Bedeutungsspektrum abbilden, andererseits aber auch die Entwicklung des Begriffes *Frau* anzeigen. Auch das DRW bildet die Weite des Bedeutungsfeldes ab und gibt u.a. die Bedeutungen *allgemein weiblichen Wesen, Ehefrau, Herrin, Edelfrau* und *Weib mit schlechtem Ruf* an.⁹⁸ Das FNHD GL führt zu diesem Stichwort keinen Eintrag; das FNHD Wb hat den Buchstaben f noch nicht bearbeitet.

Das DWB führt als einziges das Stichwort *weib*:

weib ist der allgemeinste und darum häufigste name für alle wesen, die nicht dem männlichen geschlecht angehören und doch als geschlechtswesen bezeichnet werden sollen, [...] die allumfassende geltung des worts wird vielfach dadurch beleuchtet, dasz durch die umgebung im satz stillschweigend oder ausdrücklich einschränkungen vorgenommen werden.⁹⁹

⁹⁵ Vgl. [Art.] Ehehausfrau. In: DRW [02.07.2014].

⁹⁶ Vgl. [Art.] Frau. In: ¹DWB [02.07.2014].

⁹⁷ Vgl. [Art.] Frau. In: kFNHD Wb. S. 95.

⁹⁸ Vgl. [Art.] Frau. In: DRW [02.07.2014].

⁹⁹ [Art.] Weib. In: ¹DWB [02.07.2014].

Die Dichter des hohen Mittelalters erschufen ein neues Frauenbild¹⁰⁰, wodurch sich auch der Bedeutungsinhalt der Bezeichnungen veränderte. Bischoff stellt dar, dass *wif* fast bis ins 14. Jahrhundert vorherrschend die Bedeutung *ehefrau* trug, dabei aber keine ständische Wertung enthielt. Der Begriff wurde von *vro(u)we* bzw. *husvro(u)we* verdrängt, die zwar für vornehme Frauen verwendet wurden, aber auch das gesamte negative wie positive Bedeutungsspektrum abdecken konnten.¹⁰¹ *Weib* wurde weiterhin dazu verwendet, das Geschlecht anzuzeigen. Während *frau* im Folgenden genutzt um vornehme, hochgestellte Damen zu kennzeichnen, wurde *weib* nur noch verwendet, um Frauen niederen Standes zu bezeichnen.¹⁰²

Warnke untersucht, wie Frauen der Frühen Neuzeit sprachlich beurteilt wurden. Anhand seiner Ergebnisse lässt sich erkennen, dass *Frau* und *Weib* etwa gleichwertig für die Abwertung einer weiblichen Person genutzt wurden, während für deren Aufwertung allein *Frau* verwendet wurde.¹⁰³ Nübling fasst zusammen, dass „das *Weib* stärker als die *Frau* von Biologisierung, Sexualisierung und Pejorisierung betroffen (v.a. als Ehefrau, als Sexualobjekt, als sozial niedrig stehende und abgewertete Frau)“¹⁰⁴ ist.

In dem Protokoll aus Osnabrück von 1636 sind zwei Verhöre, die der Anna Ameldung und der Anna Moddemann, abgebildet. In diesem Textausschnitt wird Anna Ameldung befragt.

„Wie aber | von+ dieselben alda nicht bekennen wollen, seint Sie in krafft vörigen Schluß nach den Bocke gefuhrett, vnd daselbst nochmahlen zum offtern vnd

¹⁰⁰ Vgl. Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter. 12. Auflage. München: dtv 2008. S. 451.

¹⁰¹ Vgl. Bischoff, Karl: *wif*, *vrowe* und ihresgleichen im mittelalterlichen Elbstfälischen. Eine wortgeschichtliche Studie. Mainz: Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Wiesbaden: Steiner [in Komm.] 1977 (= Abhandlung der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 1977 Nr. 6) S. 11 – 16 und 37f.

¹⁰² Vgl. [Art.] *Weib*. In: ¹DWB [02.07.2014].

¹⁰³ Vgl. Warnke, Ingo: Zur Belegung von ‚frau‘ und ‚weib‘ in historischen deutschen Wörterbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts. In: „Das Weib soll schweigen ...“ (1. Kor. 14,34): Beiträge zur linguistischen Frauenforschung. Hrsg. von Britta Hufeisen. Frankfurt am Main: Peter Lang 1993. (= Kasseler Arbeiten zur Sprache und Literatur Band 19). S. 127 – 151. Im Folgenden: Warnke 1993. Hier S. 140. Warnke weist auch darauf hin, dass die Ergebnisse „sich damit je nach Bedeutungszusammenhang zwischen partieller Analogie und totaler Differenz zu den historischen Fakten“ bewegen. S. 149.

¹⁰⁴ Nübling, Damaris: Zur lexikografischen Inszenierung von Geschlecht. Ein Streifzug durch die Einträge von *Frau* und *Mann* in neueren Wörterbüchern. In: ZGL 37 (2009). S. 593 – 633. Hier S. 603f.

zuvorderst *Henrici* Ameldungs Frawe, in der guette vnd mit allem fleiße ermahnet vnd gebetten worden freiwillig vnd ohne Pein Zubekennen.“¹⁰⁵

Die Angeklagte wird nicht durch ihren eigenen Namen, sondern durch den ihres Mannes, bezeichnet. Der Zusatz *frawe* ordnet sie in eine Paarbeziehung ein, durch die sie hier charakterisiert wird. Die Benennung durch den Ehemann könnte dem Schreiber eindeutiger erschienen sein, als eine Verwechslung der beiden Annas zu riskieren.

Die inhärente Bewertung der Person in den Begriffen *Frau* und *Weib* kann nur anhand des Kontextes erschlossen werden. In diesem Textausschnitt wird jedoch keine Diffamierung ersichtlich. Die Wörterbücher und auch Warnke zeigen jedoch, dass ein diffamierender Gebrauch beider Begriffe durchaus häufig vorkam, sich aber möglicherweise eher auf andere Textsorten verlagerte: „Der Grad semantischer Differenzierung, die kategoriellen Schwerpunkte stehen in Abhängigkeit von der Funktion des Wörterbuchs.“¹⁰⁶

Witwe/ wittib

Für *Witwe* gibt das ¹DWB die Bedeutung *frau des verstorbenen ehemannes* an.¹⁰⁷ Darin wird jedoch keine Wertung der Frau als Hexe deutlich. Einzig die Unpersönlichkeit der Frau wird betont, da sie nur durch ihren Mann identifizierbar wird. Die Bezeichnung der Frau durch die Nennung ihres Ehemannes scheint bereits ab dem Mittelalter gängige Praxis gewesen zu sein.¹⁰⁸ Unter dem Lemma *wittib* verweist das ¹DWB auf *witwe*. Auch das kFNHD Wb und das FNHD GL geben bei den Lemmata *Witwe* (FNHD GL *witwin(ne)*) und *Wittib* die Bedeutung *Witwe* an.¹⁰⁹ Diese Befunde lassen auf keine Wertung der Ankläger schließen. Das FNHD Wb und das DRW haben den Buchstaben w noch nicht bearbeitet.

Vaddersche

Der Begriff *vaddersche* wird in keinem der Wörterbücher aufgeführt. Er taucht nur im Protokoll der Hille Blomers (Ahaus 1608) auf, die als Hebamme arbeitet. Ihre Aussage ist in indirekter Rede wiedergegeben. Es wird ein Vorfall geschildert, in dem sie nach einer Tauffeier für ein von ihr auf die Welt gebrachtes Kind von dessen Mutter um Hilfe gebeten und mit *vaddersche* angesprochen wird. Es ist aus der

¹⁰⁵ Protokoll Osnabrück (1636). Vgl. Macha 2005. S. 115, Z. 324 – 329.

¹⁰⁶ Warnke, 1993. S. 148.

¹⁰⁷ Vgl. [Art.] Witwe. In: ¹DWB [02.07.2014].

¹⁰⁸ Vgl. [Art.] Witwe. In: ¹DWB [02.07.2014].

¹⁰⁹ Vgl. [Art.] Wittib und [Art.] Witwin(ne). In: FNHD GL. beide S. 231; vgl. [Art.] Wittib und [Art.] Witwe. In: kFNHD Wb. S. 250f.

Aussage nicht ersichtlich, ob Hille Blomers für die Familie, über ihre Hebammentätigkeit hinaus eine Funktion bei der Taufe, beispielsweise als Patin, eingenommen hat. Das Brandenburg-Berlinische Wörterbuch bestätigt jedoch diese Annahme, indem es die, wenn auch erst zum Ende des 19. Jahrhunderts belegte, Bedeutung (*Tauf-)*Patin angibt.¹¹⁰ Es scheint sich um einen positiven Titel zu handeln, da der angesprochenen Person eine verantwortungsreiche Funktion zugesprochen wird.

4.3.2. Alter

Die Alte

In den Protokollen kommt die Wortform *alte* nur als Adjektiv, meist in Verbindung mit dem Namen der Angeklagten vor. Laut FNHD Wb wird es vorrangig zur Bestimmung des Lebensalters genutzt und um das Erwachsensein eines Menschen zu kennzeichnen. Es kann sowohl positiv „mit der Nuance ‚weise, erfahren“¹¹¹, wie auch negativ „mit der Nuance ‚töricht“¹¹² verwendet werden. Das DWB fügt für die negative Bedeutung noch die Komponenten *krank* und *arm* hinzu.¹¹³ Laut Angaben des DRW wird das Adjektiv *alt* vor allem mit positiver Bedeutung, *alt, daher geachtet, geschätzt* verwendet.¹¹⁴ Das kFNHD Wb definiert *alt* im Kontext der Altersangabe als *alt*, ohne Angaben über eine eventuelle Wertung.¹¹⁵ Das FNHD GL führt keinen Eintrag zu *alt*.

In folgendem Textausschnitt wird die Angeklagte *die Moddemansche* mit dem Attribut *alt* versehen.

„Darnebst die Alte Moddemansche in guete vnnd mit allem fleiß ermahnet, zubekennen worumb Sie anhero kommen.“¹¹⁶

¹¹⁰ Brandenburg – Berlinisches Wörterbuch. Begründet und angelegt von Anneliese Bretschneider unter Einschluss der Sammlungen von Hermann Teuchert, fortgesetzt von Gerhard Ising, bearbeitet unter der Leitung von Joachim Wiese. 4. Band: Schwabbel bis Zylinderputzer; Nachträge. Bearbeitet von Klaus-Dieter Gansleweit, Joachim Wiese und Teodolius Witkowski. Leipzig: Sächsische Akademie der Wissenschaften 2001 (= Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Sprachwissenschaftliche Kommission) Sp. 578.

¹¹¹ [Art.] Alte. In: FNHD Wb, Band 1, Sp. 860.

¹¹² [Art.] Alte. In: FNHD Wb, Band 1, Sp. 860.

¹¹³ Vgl. [Art.] Alte. In: ¹DWB [02.07.2014].

¹¹⁴ Vgl. [Art.] Alt. In: DRW [02.07.2014].

¹¹⁵ Vgl. [Art.] Alt. In: kFNHD Wb. S. 7.

¹¹⁶ Protokoll Osnabrück (1636). Vgl. Macha 2005. S. 109, Z. 80 – 82.

Dies erscheint hier als Namenszusatz, möglicherweise um sie von einer jüngeren Namensvetterin abzugrenzen. Auch hier wird keine sprachliche Diffamierung deutlich.

4.3.3. Juristische Bezeichnungen

Anbeklagte/ angeklagte

Das Lemma *anbeklagen* findet sich einzig im DRW und wird mit den Bedeutungen *anklagen*, *beklagen* und *einklagen* angegeben.¹¹⁷ Im FNHD Wb werden jedoch die Stichworte *beklagen*¹¹⁸ (Bedeutung 3: *jmd. verleumden, anklagen, beschuldigen*) und *Beklagter*¹¹⁹ (*jmd., der vor Gericht Antwort auf eine Anklage zu erteilen, der sich zu rechtfertigen hat*) geführt. Während *beklagen* eine sprachliche Diffamierung enthält, die vor allem mit *verleumden* auf eine negative Absicht des Sprechers hinweist¹²⁰, wirkt die Bedeutung von *Beklagter* weniger invasiv. In dem Wunsch nach Rechtfertigung wird die Schuld der Angeklagten zwar vorausgesetzt, jedoch ist sie noch nicht erwiesen, womit das Urteil noch nicht feststeht. Die Angeklagten haben noch die Möglichkeit, sich zu verteidigen und die Ankläger von ihrer Unschuld zu überzeugen.

Die übrigen Wörterbücher führen weder die Stichworte *anbeklagte*, *angeklagte* oder *beklagte*, ebenso wenig wie die entsprechenden Verbformen.

Bei folgendem Textausschnitt handelt es sich um eine Zusammenfassung der Untersuchung am Ende des Protokolls auf Grundlage derer das Urteil, vier Tage nach dem Verhör, gefällt wurde.

„Dewile vht anbeklagtinnen eigenen beharligen bekenteniße, vndt darup, we ock vorher, beschenen flitigen *inqvisition*, befindtlig, dat Anbeklagtinne sick van Godt erem Schepper aff, vndt dariegen tho des leidigen Satans gemeinschop gegeuen, vndt mit deßen hulpe vndt ingeuent Menschen vndt Vehe an erer gesundtheit vndt leuende schaden gedhan.“¹²¹

Dabei handelt es sich um eine formelhafte Formulierung, in der die Angeklagte nicht direkt angesprochen wird. Der offizielle Duktus der Urteilsverkündung lässt keine sprachliche Diffamierung zu, ebenso wie davon ausgegangen werden kann, dass es

¹¹⁷ [Art.] Anbeklagen. In: DRW [02.07.2014].

¹¹⁸ Vgl. [Art.] Beklagen. In: FNHD Wb, Band 3, Sp. 1116.

¹¹⁹ Vgl. [Art.] Beklagter. In: FNHD Wb, Band 3, Sp. 1119. Das Stichwort *beklagtin* verweist auf *beklagte, der*.

¹²⁰ Vgl. [Art.] Verleumden. In: FNHD WB, Band 3, Sp. 1577; und [Art.] Verleumden. In: DWB [08.07.2014].

¹²¹ Protokoll Meldorf (1618). Vgl. Macha 2005. S. 82, Z. 122 – 129.

sich bei der Verlesung um einen für die Richter nicht emotionalen Vorgang handelt. Eine sprachliche Diffamierung hat zu diesem Zeitpunkt keinerlei Funktion mehr. Das Urteil ist bereits gefällt worden, so dass eine sprachliche Diffamierung der Angeklagten weder ihre Position während des Verhörs schwächt, noch die der Verhörführer stärkt. Ob die Angeklagte bei der Verlesung des Urteils anwesend war, ist nicht ersichtlich, aber möglich.

Bemelte

Bemelte wurde in den Protokollen nominal wie auch adjektivisch, dann meist in Verbindung mit dem Namen der Angeklagten, verwendet. Das Verb *bemelden* bedeutet laut dem FNHD Wb einerseits *jmd. nennen, erwähnen*, aber auch *aussagen*. Das Partizip Perfekt *bemeldet* – *vorhergenannt, angegeben, erwähnt* übernimmt hauptsächlich die Verweisfunktion¹²², in der keine Wertung enthalten zu sein scheint. Das DRW gibt für *bemelden* die Bedeutung *melden* an und für *bemeldung Erwähnung*.¹²³ Die Belege lassen einen rechtlichen Kontext vermuten, jedoch lässt sich auch darin keine Wertung erkennen. Das ¹DWB gibt für *bemelden* die Bedeutungen *besagen* und *erwähnen* an.¹²⁴ Die Belege beziehen sich jedoch alle auf Gegenstände und nicht auf Personen. Auch stammt der Erstbeleg von Wieland und ist daher für den Untersuchungszeitraum der Protokolle zu spät belegt.¹²⁵

Das kFNHD Wb gibt das Adjektiv *bemelt* mit *erwähnt* und *genannt* an¹²⁶, genauso wie Macha selbst.¹²⁷ Das FNHD GL führt den Begriff allerdings nicht. Aufgrund der Befunde scheint *die Bemelte* eher eine Bezeichnung mit reiner Verweisfunktion, im Sinne *die bereits Erwähnte*, zu sein. Die Bedeutung *die Gemeldete* bzw. *die durch eine Aussage Belastete* in der bereits die Schuld der Angeklagten fokussiert wird, lässt sich anhand der Belege nicht nachweisen. Daher scheint auch dieser Begriff eine hauptsächlich neutrale Bedeutung zu beinhalten.

¹²² Vgl. [Art.] *Bemeldet*. In: FNHD Wb, Band 3, Sp. 1253.

¹²³ Vgl. [Art.] *Bemelden* und [Art.] *Bemeldung*. In: DRW [02.07.2014].

¹²⁴ Vgl. [Art.] *Bemelden*. In: ¹DWB [02.07.2014]

¹²⁵ Christoph Wieland lebte von 1733 bis 1813. Vgl. Zimmermann, Bernhard: Wieland, Christoph Martin. In: Metzler Lexikon Autoren. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Bernd Lutz und Benedikt Jeßing. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart/ Weimar: Metzler 2010. S. 829 – 832. Hier S. 829.

¹²⁶ Vgl. [Art.] *Bemelt*. In: kFNHD Wb. S. 27.

¹²⁷ Vgl. Fußnote 17. Macha 2005. S. 166.

Besagte

Wie auch *bemelte* wurde *besagte* adjektivisch und nominal verwendet. Das DRW führt als einziges die Nominalform *die besagtin* mit der Bedeutung *Angeklagte* auf.¹²⁸ Das Verb *besagen* jedoch wird nicht nur mit *jemanden anklagen*, sondern auch mit *bezichtigen*, *überführen* angegeben.¹²⁹ Laut dem FNHD Wb bedeutet das Verb „jn. anzeigen, rechtsförmlich verklagen, anklagen, jn. e. S. (eines Vergehens o.ä.) bezichtigen, beschuldigen; jn. verleumden, jm. übel nachreden.“¹³⁰ Hier greifen nicht oder wenig wertende Bedeutungen wie *anzeigen* und stark wertende Bedeutungen wie *verleumden* ineinander. In dieser Bedeutung ist die negative Absicht des Besagenden enthalten, die allerdings erst Ende des 16. Jahrhunderts verwendet wird, während die nicht wertende Bedeutung *eine Aussage über jn. machen* bereits ein Jahrhundert zuvor belegt ist.¹³¹ Auch die Bedeutungen *Anklage*, *Beschuldigung* und *Verleumdung* des Nomens *besagung* sind erst Anfang des 16. Jahrhunderts belegt.¹³² Damit ist die wertende Bezeichnung nur für die erste Hälfte des Untersuchungszeitraumen belegt. Die übrigen Wörterbücher lassen ebenfalls positive und negative Wertungen erkennen. Die Bedeutung von *besagen* wird im kFNHD Wb mit *anklagen*, *beschuldigen* angegeben.¹³³ Ebenso wie im FNHD GL, der die Bedeutungen *bestätigen*, *zusprechen*, aber auch *beschuldigen* nennt.¹³⁴ Laut ¹DWB bedeutet das Verb *besagen* *anschuldigen*, *anklagen*.¹³⁵ Für das Lemma *besagt* ist jedoch u.a. die Bedeutung *gemeldet* angegeben.¹³⁶ Die Belege lassen jedoch weder auf einen Kontext der Rechtsprechung noch auf eine negative Verwendung schließen.

Gefangene

Das Nomen *der/die gefangene* beschreibt laut FNHD Wb den Zustand des in Haft Seins.¹³⁷ Damit ist jedoch keine Wertung verbunden, da dieser Begriff nichts über die Schuld eines Angeklagten aussagt. Das DRW gibt für *gefangene* die Bedeutung

¹²⁸ Vgl. [Art.] *Besagtin*. In: DRW [02.07.2014].

¹²⁹ Vgl. [Art.] *Besagen*. In: DRW [02.07.2014].

¹³⁰ [Art.] *Besagen*. In: FNHD Wb, Band 3, Sp. 1578.

¹³¹ Vgl. [Art.] *Verleumden*. In: FNHD Wb, Band 3, Sp. 1577; und [Art.] *Verleumden*. In: ¹DWB [08.07.2014].

¹³² Vgl. [Art.] *Besagung*. In: FNHD Wb, Band 3, Sp. 1580.

¹³³ Vgl. [Art.] *Besagen*. In: kFNHD Wb. S. 29.

¹³⁴ Vgl. [Art.] *Besagen*. In: FNHD GL. S. 28.

¹³⁵ Vgl. [Art.] *Besagen*. In: ¹DWB [02.07.2014].

¹³⁶ Vgl. [Art.] *Besagt*. In: ¹DWB [02.07.2014].

¹³⁷ Vgl. [Art.] *Gefangene*. In: FNHD Wb, Band 6, Sp. 418.

Untersuchungshäftling an.¹³⁸ Diese Bedeutung spiegelt ebenfalls den unklaren Charakter der Schuldzuweisung wieder. Die Schuld der Angeklagten steht noch nicht unwiderruflich fest, sie sind noch nicht verurteilt und der Prozess der Wahrheitsfindung noch nicht abgeschlossen. Das kFNHD Wb übersetzt *gefangen* mit der Nominalform *Gefangener*.¹³⁹ Das ¹DWB definiert *gefangen* mit *verstärktes fangen*. Auch die Belegstelle lässt keine Wertung erkennen.¹⁴⁰ Das FNHD GL gibt für das Adjektiv *gefangen* die Bedeutung *befangen* an; diese Bedeutung ist dem Kontext der Inhaftierung nicht zuzuordnen.¹⁴¹

Aus dem Protokoll von Blankensee (1619) wird eine Frage aus dem Frageschema abgebildet.

Es handelt sich bei der Befragung um eine Gegenüberstellung mit Zeugen, da hier zwei Parteien angesprochen werden.

„19. Wahr vnndt Zeugen bewust, das die gefangene Jedesmahl der Zauberey vnndt sonst anderrer Vntahten halben Verdechtig gehalten worden.“¹⁴²

Die Angeklagte wird in den einzelnen Frageartikeln mit ihrem Namen und *die gefangene* angesprochen. Der Begriff hat also eine reine Verweisfunktion. Eine weitere Präzisierung war unnötig, da in diesem Verhör nur eine Person angeklagt war und die Zeugen, zwar nicht getrennt befragt, aber sicherlich anders behandelt wurden.

Incarcerierte

Nur das DRW führt das Lemma *Inkarzeration* und gibt die Bedeutung *Einkerkerung, Gefangenhaltung* an.¹⁴³ Auch hier wird nur der Zustand des in Haft seins beschrieben, jedoch nicht ob dies den Angeklagten zu Recht oder zu Unrecht geschieht. Der erste Beleg stammt jedoch erst von 1654 bzw. 1774 und deckt damit nicht mehr den Untersuchungszeitraum ab. Es stammt allerdings von lat. *incarceratus* ab, was *eingekerkert* bedeutet.¹⁴⁴ Darin lässt sich ebenfalls keine Wertung erkennen.

¹³⁸ Vgl. [Art.] Gefangene. In: DRW [02.07.2014].

¹³⁹ Vgl. [Art.] Gefangen. In: kFNHD Wb. S. 103.

¹⁴⁰ Vgl. [Art.] Gefangen. In: ¹DWB [02.07.2014].

¹⁴¹ Vgl. [Art.] Gefangen. In: FNHD GL. S. 97.

¹⁴² Protokoll Blankensee (1619). Vgl. Macha 2005. S. 139, Z. 197 – 201.

¹⁴³ Vgl. [Art.] Inkarzeration. In: DRW [02.07.2014].

¹⁴⁴ Vgl. [Art.] Incarceratus. In: Karl Ernst Georges: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Hannover ⁸1918 (Nachdruck Darmstadt 1998), Band 2, Sp. 137.

[08.07.2014] Permalink: <http://www.zeno.org/nid/20002432986>

Der folgende Textausschnitt findet sich am Ende des Protokolls von Stralsund (1630) und gibt, in formelhaftem Duktus, weitere Anweisungen wieder, wie mit der Angeklagten verfahren werden soll.

„Das die incarcerirte Trine Fehrmans vber vorig[e] ihre außage vnd Anderem vmbstanden derselben vnd ob ferner etwas bei ihr zu erkundig[en] vermittels der *tortur examiniret* vnd befraget werd[en] solle *lussu senat[us]*.“¹⁴⁵

Die Angeklagte wird zu dem Begriff mit ihrem Namen benannt. Der Beschluss wurde 14 Tage nach dem Verhör gefällt. Ob die Angeklagte dabei anwesend war, ist nicht ersichtlich. In diesem Beschluss ist die Nennung des Namens der Angeklagten unerlässlich; der Zusatz *incarcerirte* zeigt an, dass sie bereits in Haft ist. Eine Wertung ist daraus nicht ersichtlich.

Inhaftirte

Die Wortform *inhaftirte* ließ sich in keinem Wörterbuch finden; die Form *inhaftin* sowie die Verbalform sind jedoch im FNHD Wb und im DRW aufgeführt. Ebenso wie *die Gefangene* beschreibt *die inhaftin* nicht wertend die *in Haft genommene Frau*.¹⁴⁶

Der Erstbeleg aus dem FNHD Wb stammt jedoch erst von 1616 und deckt damit nur das letzte Drittel der Protokolle ab. Eine Verbform gibt das FNHD Wb nicht an. Das DRW gibt *die inhaftin* mit der Bedeutung *in Haft genommene weibliche Person* an.¹⁴⁷ Auch die Lemmata *inhaftieren* und *Inhaftierung* lassen keine Schuldzuweisung erkennen.¹⁴⁸

„Vff ihre Vnbestendigkeit ist M[eister] dietrich befholen sie P[eterschen] inhaftirten anzugreifen vnd mit der Peinlichen frage mit Ihr zuuerfahren.“¹⁴⁹

Die Angeklagte wird mit ihrem Namen in Verbindung mit *inhaftirte* bezeichnet. Obwohl hier der Befehl zur Folter ausgesprochen wird, handelt es sich um eine neutrale Schilderung der Ereignisse, in denen die Angeklagte nicht sprachlich diffamiert wird. Auch die Verwendung des Personalpronomens *sie* hat noch einmal eine Verweisfunktion.

Verstrickte

Macha gibt selbst die Bedeutung *Verhaftete*¹⁵⁰ an, ebenso wie das FNHD GL für die Verbalform *verstricken* die Bedeutung *verhaften* nennt.¹⁵¹ Das kFNHD Wb und das

¹⁴⁵ Protokoll Stralsund (1630). Vgl. Macha 2005. S. 180, Z. 260 – 265.

¹⁴⁶ Vgl. [Art.] Inhaftin. In: FNHD Wb, Band 8, Sp. 102.

¹⁴⁷ Vgl. [Art.] Inhaftin. In: DRW [02.07.2014].

¹⁴⁸ Vgl. [Art.] Inhaftieren und [Art.] Inhaftierung. In: DRW [02.07.2014].

¹⁴⁹ Protokoll Lemgo (1632). Vgl. Macha 2005. S. 68, Z. 24 – 26.

DRW geben weder die Nominal- noch die Verbalform an. Damit würde sich *die Verstrickte* zu den neutralen Benennungen zählen lassen, da sie mit *die Gefangene* oder *die Inhaftierte* eine reale Rechtssituation widerspiegeln. Das ¹DWB listet jedoch sechs Bedeutungen auf: 1. Umwinden, 2. Einschnüren, 3. Zuschnüren, 4. Verschränken, 5. Festschnüren, fesseln, 6. In etwas verwickeln.¹⁵² Die Bedeutungen 5 und 6 scheinen am besten in den Verhörkontext zu passen. Das ¹DWB führt jedoch als Erstbeleg für Bedeutung 5 Ludwig Tieck vom Ende des 18. Jahrhunderts auf.¹⁵³ Damit ist diese Bedeutung für den Untersuchungszeitraum zu spät belegt und kommt hier nicht in Frage.¹⁵⁴ Bedeutung 6 jedoch ist bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts bei Hans Sachs belegt und lässt sich somit am besten in diesen Kontext einordnen.¹⁵⁵ Der Ausdruck sich *in etwas verwickeln* kann auf zwei Arten auf die Verhörsituation bezogen werden. Einerseits kann die Angeklagte in die Hexerei als solches verwickelt sein. Die Schuld der Angeklagten wäre in dieser Bedeutung vorausgesetzt. Andererseits kann die Angeklagte in ihre eigene Aussage verwickelt sein. Sie würde also als Lügnerin oder als geistig Verwirrte dargestellt werden. Beiden Bedeutungen ist damit jedoch eine negative Wertung inhärent. Die Bedeutung von *verstricken* lässt sich nicht eindeutig zuordnen. Das FNHD GL gibt eine neutrale Bedeutung an, während die passende Bedeutung des ¹DWB die Angeklagte in jedem Kontext negativ bewertet.

Dieser Textausschnitt leitet eine Zeugenaussage ein, in der die Angeklagte mit ihrem vollen Namen, aber auch juristischen und geschlechtlichen Zusätzen benannt wird.

¹⁵⁰ Vgl. Macha 2005. S. 5.

¹⁵¹ Vgl. [Art.] Verstricken. In: FNHD GL. S. 82.

¹⁵² Vgl. [Art.] Verstricken. In: ¹DWB [21.05.2014].

¹⁵³ Ludwig Tieck lebte von 1773 bis 1853. Vgl. Schweikert, Uwe: Tieck, Ludwig. In: Metzler Lexikon Autoren. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Bernd Lutz und Benedikt Jeßing. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart/ Weimar: Metzler 2010. S. 759 – 761. Hier S. 759.

¹⁵⁴ Möglicherweise handelt es sich bei *die Verstrickte* um einen früheren Erstbeleg im Sinne der Bedeutung 5. Doch ist es wenig wahrscheinlich, dass ein Schreiber innerhalb der Verhörsituation einen neuen Bedeutungskontext für ein bereits vorhandenes Wort erschließt, da er einerseits unter zeitlichem Druck stand, andererseits aber auch gewisse Formulierungen und fachsprachliche Termini anwenden musste. *Die Verstrickte* ist als juristischer Fachausdruck im DRW nicht belegt. Sollte der Schreiber *die Verstrickte* doch erstmalig mit der neuen Bedeutung verwendet haben, wäre zu erwarten, dass sich in den nächsten zwei Jahrhunderten weitere Belege vor Tieck nachweisen lassen. Da dies nicht der Fall ist, ist ein so früher Nachweis der Bedeutung 5 unwahrscheinlich.

¹⁵⁵ Hans Sach lebte von 1494 bis 1576. Vgl. Beutin, Wolfgang: Sachs, Hans. In: Metzler Lexikon Autoren. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Bernd Lutz und Benedikt Jeßing. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart/ Weimar: Metzler 2010. S. 661 – 663. Hier S. 661.

„Alß *ex common[ition]e Senat[us]* die Nachbarn der verstrickten Marien wittib[en] Eggemans vorbescheid[en], vmb über das leben vnd gerüchte der selb[en] zu *inquiriren*, So sagen die selben, wie folgt“¹⁵⁶

Die genaue Bezeichnung der Angeklagten zeigt einen formelhaften Charakter. Eine sprachliche Diffamierung ist jedoch nicht ersichtlich.

4.3.4 Wertende Bezeichnungen

Zauberin (zeuberin(ne))

Während die Angeklagten in Zeugenaussagen durchaus des Öfteren als Zauberin bezeichnet werden, findet sich dieser Begriff im Gebrauch der Ankläger nur einmal. Damit findet ein direkter nennender Verweis auf den Vorwurf der Hexerei statt, weshalb dieser Begriff in die Kategorie der wertenden Begriffe eingeordnet wurde.

Das Protokoll der Anna Kockes (Flensburg 1608) ist mit den Worten betitelt: „Anna Kockes Ein Zeuberinne.“ Mit dieser Bezeichnung wird der Schuldspruch gegen die Angeklagte im Textverlauf vorweggenommen. Möglicherweise ist der Titel aber erst bei der Abfassung der Reinschrift hinzugekommen und war nicht bereits bei der Mitschrift vorhanden. Damit wäre die Angeklagte nicht voreilig verurteilt worden und es würde sich um eine objektive Wahrheitsfindung handeln, da die Angeklagte erst öffentlich als Zauberin dargestellt würde, nachdem das Urteil gefällt wurde. Letztendlich handelt es sich jedoch um eine sprachliche Charakterisierung und Entwertung, die eine Verurteilung der Anna Kockes zum Tod auf dem Scheiterhaufen nach sich zog.¹⁵⁷

Das DWB gibt an, dass im 13. Jahrhundert eine Synonymität mit *hexe* auftritt, während die Bedeutung „in älterer zeit von dämonischen wesen, *hexe*, *unhold* u. a., streng geschieden“¹⁵⁸ wurde. Mit dieser klaren Trennung wurde die zauberkundige Frau zu Anfang nicht negativ bewertet. Erst durch die Rechtsprechung der Inquisition wurde die Hexerei der Zauberei gleichgesetzt und stigmatisiert. Die Synonymität von *Hexe* und *Zauberin* tritt, laut Leutenbauer, jedoch weniger häufig auf.¹⁵⁹ Die Angeklagte Anna Kockes gesteht unter der Folter „unter anderem Schadenszauber,

¹⁵⁶ Protokoll Münster (1630). Vgl. Macha 2005. S. 95, Z. 111 – 115.

¹⁵⁷ Vgl. Macha 2005. S. 26.

¹⁵⁸ Vgl. [Art.] Zauberin. In: ¹DWB [08.07.2014].

¹⁵⁹ Vgl. Leutenbauer, Siegfried: Hexerei- und Zaubereidelikt in der Literatur von 1450 – 1550. Mit Hinweisen auf die Praxis im Herzogtum Bayern. Berlin: J. Schweitzer 1972 (=Münchener Universitätsschriften. Juristische Fakultät. Abhandlungen zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung. Band 3). S. 16.

Abtreibungen, Teufelsbuhlschaft und Teilnahme am Hexentanz.“¹⁶⁰ Der Begriff *die Zauberin* vereint hier die Unterscheidungsmerkmale von Leutenbauer und zeigt eine Synonymität.

Während das DWB die Zauberei positiv bis neutral und die Hexerei negativ bewertet, nimmt Leutenbauer eine entgegengesetzte Unterscheidung der Begriffe vor: „*Hexe* ist die Person, die durch die Luft fliegen kann und an Teufelsversammlungen teilnimmt; *Zauberer* ist die Person, die mit Hilfe des Teufels Schaden verursachen (und auch Vorteile) verschaffen kann.“¹⁶¹ Während die Hexe durch ihre Taten keinen Schaden zufügt, steht die Zauberin im Bund mit dem Teufel und schadet ihren Mitmenschen direkt oder dadurch, dass sie sich selbst Vorteile verschafft.

Der Begriff *Zauberin* wird insgesamt also negativ wie auch positiv verwendet. Aufgrund der Unklarheit des situativen Kontextes, sowie durch die unterschiedlichen Bewertungen, lässt sich nicht auf eine ausschließliche Diffamierung schließen. Zudem ist das Ergebnis durch die marginale Nennung des Begriffes keinesfalls repräsentativ.

Das FNHD Wb und das DRW haben den Buchstaben z noch nicht bearbeitet; das FNHD GL und das kFNHD Wb führen den Begriff nicht auf.

Anhand der Befunde zeigt sich, dass Begriffe verwendet wurden, denen keine durchweg negative Wertung inhärent ist, ebenso wie der situative Kontext sehr neutral gehalten ist. Eine sprachliche Diffamierung der Angeklagten findet auf dieser Ebene kaum statt. Selbst bei der Benennung der Angeklagten als *Zauberin* wird nicht deutlich, ob es sich um einen Vorwurf der Hexerei handelt, der zu einer charakterisierenden und bewertenden Benennung geworden ist oder ob damit die Befähigung zur Zauberkunst relativ neutral festgestellt wird. Es sollte allerdings beachtet werden, dass die Angeklagten bereits negativ bewertet wurden, als sie durch Inhaftierung und Anklage in den Fokus der Rechtsprechung gerieten. Eine grundsätzliche negative Bewertung der Angeklagten ist also zu vermuten. Auf der sprachlichen Ebene der Benennungen wird dies jedoch nicht überliefert.

¹⁶⁰ Macha 2005. S. 26.

¹⁶¹ Leutenbauer, Siegfried: Hexerei- und Zaubereidelikt in der Literatur von 1450 – 1550. Mit Hinweisen auf die Praxis im Herzogtum Bayern. Berlin: J. Schweitzer 1972 (=Münchener Universitätsschriften. Juristische Fakultät. Abhandlungen zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung. Band 3). S. 15.

Da die meisten untersuchten Protokolle aber Reinschriften sind, wird nun noch ein Blick auf eine Mitschrift, und die dadurch unverfälschte Darstellung eines Verhörs, geworfen.

5. Exkurs: Verhörprotokoll Minden (1614)¹⁶²

Das Verhörprotokoll der Grete Seveker und der Gesche Pawesting aus Minden von 1614 scheint in diesem Korpus die einzige klar erkennbare simultane Mitschrift zu sein, worauf das uneinheitliche Schriftbild und die vielfältigen Korrekturen hinweisen.¹⁶³ Dieses Protokoll ist Teil eines Textkorpus von Mindener Protokollen, die sich in sprachlichem Stil und Textgestaltung gleichen.¹⁶⁴ Die Verschriftlichung in direkter Rede gibt die Kommunikation zwischen Verhörführer und Angeklagter in ihrer Mündlichkeit wieder, dabei sind jedoch hauptsächlich die Aussagen der Angeklagten überliefert. Ebenso deuten die sprechsprachlichen Merkmale darauf hin, dass der Prozess der „notwendigen Transponierung (Personenverschiebung, Konjunktivverwendung, Konjunktionengebrauch etc.)“¹⁶⁵ nicht stattgefunden hat. Nolting zählt die Merkmale der gesprochenen Sprache auf, die sich in dem Verhörprotokoll finden: ein „[h]oher niederdeutscher Sprachanteil, sehr einfacher Satzbau, syntaktische Kurz- und Reduktionsformen, Iterationen, Mehrfachnegationen mit verstärkend negierender Funktion, Dialog- und Modalpartikel, expressive Ausdrücke wie Interjektionen, Flüche und Hyperbeln sowie bildhafte Formulierungen.“¹⁶⁶

Aufgrund der sprechsprachlichen Nähe, mit der die authentische Verhörsituation abgebildet wird, erübrigt sich für die Suche nach den Benennungen der Angeklagten das Problem der juristischen Bearbeitung. Trotz dessen finden sich für die Angeklagte Grete Seveker nur die Benennungen durch das Pronomen *sie*, die dialektalen Variante ihres Namens *die Sevekersche* und die Benennung *Grete hinrich Sevekers* dochter, mit der der Bezug zu ihrem Vater hergestellt wird.

Die Lunae 24 8bris 1614. Die Seuekersche.

Sie heiße *Grete* hinrich Seuekers dochter.

¹⁶² Vgl. Protokoll Minden (1614). Vgl. Macha 2005. S. 84 – 90.

¹⁶³ Vgl. Protokoll Minden (1614). Vgl. Macha 2005. S. 84.

¹⁶⁴ Vgl. Nolting 2003. S. 33.

¹⁶⁵ Nolting 2003. S. 37.

¹⁶⁶ Nolting 2003. S. 49.

Sie Konne kein zeubern daß muge man machen wie man wolle.

Gesche Pawesting wird nur durch ihren vollen Namen und das Pronomen *sie* bezeichnet.

Die Martis 25. 8bris 1614 Gesche Pawesting

wan sie eß wuste so wollte sie daß sie die teuffell leuendigh von der ledder holte

Die Namen der Angeklagten werden nur zu Beginn des Protokolls als Registerfunktion gebraucht. Während des Verhörs und innerhalb der direkten Rede, werden die Angeklagten nur durch das Personalpronomen *sie* bezeichnet. Eine Diffamierung durch die Ankläger findet nicht statt. Auch weitere Spezifikationen und Charakterisierungen der Personen sind nicht vorhanden. Andere Personen werden ebenfalls nur durch ihren Namen benannt.

man sollte Christoffer Braunß fragen

Eine Besagung mit pejorativem Hintergrund findet hier nicht statt. Die Angeklagten selbst verweisen zwar auf andere Personen, diffamieren diese jedoch nicht sprachlich. Damit könnte der Versuch verbunden sein, Zeugen für die eigene Unschuld aufzuzeigen. Obwohl diese dadurch auch leicht in den Fokus der Verfolgung geraten können, scheint dies nicht die Absicht der Angeklagten zu sein. Eher sind diese Aussagen durch die Zwangskommunikation des Verhörs während der Folter erzwungen.

Obwohl die direkte Rede hauptsächlich Eigenbenennungen widerspiegelt, sind in dem Protokoll auch vereinzelte dialogische Strukturen überliefert. Diese bilden den seltenen Fall einer direkten Interaktion zwischen Verhörführer und Angeklagter ab.

Q[uaestionarius] in die hoge damit

R[ea] daß thuet man, ich Kann nicht, repetit,

Q[aestionarius] eß will noch beßer her gahn

R[ea] Dath doeth my man, ihr sind meiner mechtig *Etiam ter* [?] Daß magh eß thuen

Q[aestionarius] Eß will noch ensten angahn

R[ea] daß muget ihr thuen.

Q[aestionarius] biß an den morgen

R[ea] daß thuet man ich bin hir last doch Komme waß ihr wolt, daß ist nicht wahr.

Bei den Sprachteilen der Folterer handelt es sich um „Sprechakte des Drohens und Einschüchterns.“¹⁶⁷ Dabei werden die Angeklagten jedoch weder benannt noch direkt angesprochen, ebenso wie der Folterer sich selbst nicht als Subjekt darstellt und als handelnde Figur auftritt. Es scheint, als würden der Folterer Distanz zu den Frauen als Individuum wahren, um ihnen möglichst emotionslos zu begegnen. Nolting attestiert jedoch auch einen „perverse[n] Zwangscharakter“¹⁶⁸, der sich in dem Wunsch nach härterer Folter ausdrückt. Die Angeklagten werden in diesen Sprechhandlungen einerseits entpersonalisiert; andererseits ist es verwunderlich, dass sie nicht durch bestimmte Benennungen diffamiert werden, da dadurch ihre Position geschwächt und ihre Folter für die Verhörführer gerechtfertigt würde, selbst wenn die Angeklagten augenscheinlich unschuldig sind.

In dem Protokoll sind nicht nur expressive Ausdrucksformen des Schmerzes und der Verzweiflung, wie *o ich leide eß vnschuldigh* verschriftlicht, sondern auch ein Fluch der Gesche Pawesting.

daß dich 1000 teuffell hinweg hole der du eß sagest, Daß thuet man. Dar soll dich 1000 teuffell fur ins leib fahren den grote sack

Spätestens nach einem solchen sprachlichen Angriff wäre eine Reaktion des Folterers zu erwarten. Eine solche bleibt allerdings aus, ebenso wie eine Verschärfung der Folter als Racheakt, die sich auch durch expressive Ausrufe der Angeklagten zeigen sollte. Es ist kaum denkbar, dass der Folterer auf keine Art und Weise reagiert. Die sprechsprachliche Nähe und die damit abgebildete Authentizität

¹⁶⁷ Nolting 2003. S. 55.

¹⁶⁸ Nolting 2003. S. 55.

schließt diese Möglichkeit zwar beinahe aus, jedoch ist denkbar, dass es dem Schreiber möglich war, in der prekären Situation des Verhörs keine negativen Bewertungen der Angeklagten in den Benennungen sowie eine zu starke Emotionalität des Folterers zu verschriftlichen. In diesem Falle handelte es sich um einen sehr versierten Schreiber, dem es möglich war, negative Bewertungen und impulsive ausufernde Folter direkt während des Verschriftlichungsprozesses zu neutralisieren und der sich weder durch Zeitdruck noch durch eine mögliche emotionale Beeinträchtigung behindern ließ. Eine Suche nach Protokollen mit ähnlich hohem Authentizitätswert und ein Auffinden von Benennungen der Angeklagten in diesen, könnten in dieser Fragestellung weitere Hinweise liefern. Ein Fund von Benennung in den Sprechakten des Drohens und Einschüchterns und in den Reaktionen auf sprachliche Angriffe sollte zu diesem Zeitpunkt nicht ausgeschlossen werden.¹⁶⁹

6. Fazit

Zusammenfassend zeigt sich, dass in den untersuchten Protokollen überwiegend neutrale Benennungen durch Namen, Pronomen, Verweise und juristische oder geschlechtsspezifische Begriffe verwendet werden. Auf einer rein schriftlichen Ebene findet eine juristisch objektive Wahrheitsfindung ohne rein negative Zuschreibungen statt. Ein möglicher Grund dafür könnte sein, dass die Ankläger aus Angst vor der Angeklagten bzw. deren Angehörigen während des Verhörs eine konfliktvermeidende Strategie verfolgen.¹⁷⁰ Denn spätestens am Endlichen Rechtstag, dem Tag der Urteilsverkündung, wurde die Reinschrift des Protokolls vor der Gesellschaft verlesen, um das Urteil öffentlich und rechtskräftig zu machen.¹⁷¹

Eine Vorverurteilung der Angeklagten wird durch die Benennungen nicht sprachlich ausgedrückt. Dies ist verwunderlich, da sprachliche Diffamierungen und der Gebrauch von Schimpfwörtern in der gesprochenen Sprache überaus häufig vorkommen.¹⁷² Trotz dessen kann die negative Benennung der Angeklagten in der

¹⁶⁹ Dies gilt natürlich nur für unbearbeitete Mitschriften. In Reinschriften werden zu starke sprachliche Diffamierungen neutralisiert sein.

¹⁷⁰ Vgl. Moeller 2007. S. 274.

¹⁷¹ Vgl. Niehaus 2003. S. 201. Um das Urteil rechtskräftig zu machen, war eine erneute Zustimmung der Angeklagten nicht notwendig. Das Urteil war bereits verschriftlicht und selbst ein öffentlicher Widerspruch konnte nichts mehr an dessen Gültigkeit ändern. Das Unverständnis und die Hilflosigkeit der Angehörigen mögen sich in Aggression gegen die Ankläger geäußert haben.

¹⁷² Dies ist auch durch die multiplen Anwendungsmöglichkeiten bedingt. Vgl. Schumann, Hanna Brigitte: Sprecherabsicht: Beschimpfung. In: Zeitschrift für Phonetik,

Verhörsituation auf keinen Fall ausgeschlossen werden. Die starke Bearbeitung der Protokolle und die Anwendung der Folter, lassen auch die Verwendung sprachlicher Diffamierungen möglich erscheinen. Innerhalb dieses Korpus werden keine sprachlich negativen Arbeitsweisen dokumentiert. Dies könnte ein Zeichen für einen routinierten Rechtsapparat sein, der eine rationale Wahrheitsfindung wünscht und in seinen Rechtstexten auch vorschreibt, diese aber ebenso oft nur suggerieren kann. Die Diffamierungen können auf anderer Ebene stattfinden. So stellt Moeller fest, dass die Ankläger ihre Anschuldigungen meist indirekt aussprachen, beispielsweise auf inoffiziellen Wegen oder durch Anspielungen.¹⁷³ Damit schützten sich die Ankläger einerseits selbst, andererseits bestand die Hoffnung, „Konflikte könnten bei einem deeskalierenden Verhalten gütlich beigelegt [...] werden.“¹⁷⁴

Die Frage ist also nicht, ob die Angeklagten negativ benannt wurden, sondern eher, ob dies verschriftlicht wurde, also sich noch Protokolle finden lassen, in denen Diffamierungen verschriftlicht wurden, oder wann in dem Bearbeitungsprozess die negativen Benennungen aus den Protokollen getilgt wurden. Belehrungen der Schreiber, ausgehend von höheren Rechtsinstanzen, zeigen jedoch auch, dass nicht umfassende oder nicht wahrheitsgemäße Verschriftlichungen durchaus geahndet wurden.¹⁷⁵ Korpusanalysen wie diese sind nötig, um einen genauen Einblick in die Rechtspraxis der Frühen Neuzeit und ihre sprachlichen Äußerungen zu erhalten. Verallgemeinernde Ergebnisse lassen sich daraus jedoch nicht schließen. Dazu wären differenziertere und größere Korpora nötig, die auch abseitigere Quellen miteinbeziehen.

Die Entwicklung der frühneuzeitlichen Rechtstexte führte zu dem, wie Foucault es nennt, „Zeitalter der Strafnüchternheit“, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzt und in dem die öffentliche Demütigung der Angeklagten in einen privaten Raum verlegt wurde und sich auch die Art der Bestrafung änderte.¹⁷⁶ „Soweit die Justiz den Körper der Verurteilten immer noch angreifen und manipulieren muß, tut sie es distanziert, sauber und nüchtern.“¹⁷⁷ Bestraft werden Körper und Seele durch die

Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Band 43 (1990). S. 259 – 281. Hier S. 262.

¹⁷³ Vgl. Moeller 2007. S. 275.

¹⁷⁴ Moeller 2007. S. 275.

¹⁷⁵ Vgl. Stegmann 2006. S. 44.

¹⁷⁶ Vgl. Foucault 1977. S. 23.

¹⁷⁷ Foucault 1977. S. 19.

Einschränkung der Freiheit.¹⁷⁸ Das distanzierte und objektive Verhalten der Ankläger könnte bereits ein frühes Zeichen für die Entwicklung sein, wie Foucault sie beschreibt. Indem die Verhörführer sich selbst nur wenig emotional beteiligen und die Angeklagten neutral behandeln, ver hören sie nicht einzelne Individuen, für die Mitleid empfunden werden könnte, sondern Körper, die gebrochen werden müssen. Erst durch die Erwirkung des Geständnisses und das daraus resultierende Urteil können die Angeklagten ihre Schuld abtragen und geheilt werden.¹⁷⁹ Es könnte aber auch darauf hinweisen, dass der Rechtsapparat in den prozessarmen Gegenden unter keinem so großen Druck stand, Verurteilungen auszusprechen, so dass die Ankläger weniger emotional agieren konnten. Die Erniedrigung der Angeklagten wäre dann nicht zwingend nötig und eine kleine Anzahl von Verurteilungen ausreichend, um dem Wunsch nach Rechtsprechung nachzukommen. Um diese These zu stützen, müssten die einzelnen Hexereivorwürfe mit den letztendlichen Urteilen in Beziehung gesetzt werden, um daraus zu schließen, welche Vorwürfe eine Verurteilung nach sich zogen und in welchem Verhältnis Verdacht und Strafe zueinander standen. Ebenso sollte ein Vergleich mit Protokollen aus anderen Teilen des deutschen Sprachraums in dieser Frage weiter führen.

¹⁷⁸ Vgl. Foucault 1977. S. 18 und 25f.

¹⁷⁹ Vgl. Foucault 1977. S. 32f.

Literaturverzeichnis

Beutin, Wolfgang: Sachs, Hans. In: Metzler Lexikon Autoren. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Bernd Lutz und Benedikt Jeßing. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart/ Weimar: Metzler 2010. S. 661 – 663.

Beyer, Christel: ‚Hexen-Leut, so zu Würzburg gerichtet‘. Der Umgang mit Sprache und Wirklichkeit in Inquisitionsprozessen wegen Hexerei. Frankfurt am Main/ Bern/New York: Lang 1986 (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur; Band 948).

Bischoff, Karl: *wif, vrowe* und ihresgleichen im mittelalterlichen Elbostfälischen. Eine wortgeschichtliche Studie. Mainz: Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Wiesbaden: Steiner [in Komm.] 1977 (= Abhandlung der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 1977 Nr. 6)

Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter. 12. Auflage. München: dtv 2008.

Busse, Dietrich: Textsorten des Bereichs Rechtswesen und Justiz. In: Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. Hrsg. von Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann, Sven F. Sager. 1. Halbband. Berlin/ New York: De Gruyter 2000 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1). S. 658 – 675.

Brandenburg – Berlinisches Wörterbuch. Begründet und angelegt von Anneliese Bretschneider unter Einschluss der Sammlungen von Hermann Teuchert, fortgesetzt von Gerhard Ising, bearbeitet unter der Leitung von Joachim Wiese. 4. Band: Schwabbel bis Zylinderputzer; Nachträge. Bearbeitet von Klaus-Dieter Gansleweit, Joachim Wiese und Teodolius Witkowski. Leipzig: Sächsische Akademie der Wissenschaften 2001 (= Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Sprachwissenschaftliche Kommission)

Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit. Band 1: Auswahledition. Hrsg. von Jürgen Macha, Elvira Topalović, Iris Hille, Uta Nolting und Anja Wilke. Berlin/ New York: De Gruyter 2005.

Einführung in die Gesprächsanalyse. Hrsg. von Helmut Henne und Helmut Rehbock. Dritte, durchgesehene und um einen bibliographischen Anhang erweiterte Auflage. Berlin/ New York: De Gruyter 1995 (= Sammlung Götschen; 2212).

Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977.

Hexen und Hexenprozesse in Deutschland. Hrsg. von Wolfgang Behringer. 2., überarbeitete Auflage. München: dtv 1993.

Von Hippel, Wolfgang: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit. 2., aktualisierte und um einen Nachtrag bearbeitete Auflage. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2013 (= Enzyklopädie Deutscher Geschichte Band 34).

Hornscheidt, Antje Lann: Pejorisierung. Ein konstruktivistisches Konzept zur Analyse von Beschimpfungspraktiken. In: Schimpfwörter. Beschimpfungen. Pejorisierungen. Wie in Sprache Macht und Identitäten verhandelt werden. Hrsg. von Antje Lann Hornscheidt; Ines Jana; Hanna Acke. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2011. S. 15 – 45.

Jütte, Robert: Bader, Barbieri und Hebammen. Heilkundige als Randgruppen? In: Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Hrsg. von Bernd-Ulrich Hergemöller. Neu bearbeitete Ausgabe [= 3. Auflage]. Warendorf: Fahlbusch 2001. S. 90 – 121.

Kehrein, Joseph: Grammatik der deutschen Sprache des funfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts. In drei Teilen. 2. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854-1856. Hildesheim/ Zürich/ New York: Georg Olms 2004. Dritter Teil.

Leutenbauer, Siegfried: Hexerei- und Zaubereidelikt in der Literatur von 1450 – 1550. Mit Hinweisen auf die Praxis im Herzogtum Bayern. Berlin: J. Schweitzer 1972 (=Münchener Universitätsschriften. Juristische Fakultät. Abhandlungen zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung. Band 3).

Moeller, Katrin: Dass Willkür über Recht ginge. Hexenverfolgung in Mecklenburg im 16. und 17. Jahrhundert. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2007 (= Hexenforschung 10).

Niehaus, Michael: Das Verhör. Geschichte – Theorie – Fiktion. München: Wilhelm Fink 2003.

Nolting, Uta: Nah an der Realität. Sprache und Kommunikation in Mindener Hexenverhörprotokollen von 1614/15. In: Realität und Mythos. Hexenverfolgung und Rezeptionsgeschichte. Hrsg. von Katrin Moeller und Burghart Schmidt. Hamburg: DOBU 2003 (= Veröffentlichungen des Arbeitskreises für historische Hexen- und Kriminalitätsforschung in Norddeutschland Band 1). S. 33 – 55.

Nübling, Damaris: Zur lexikografischen Inszenierung von Geschlecht. Ein Streifzug durch die Einträge von *Frau* und *Mann* in neueren Wörterbüchern. In: ZGL 37 (2009). S. 593 – 633.

Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. und des Heiligen Römischen Reichs von 1532 (Carolina). Hrsg. und erläutert von Friedrich-Christian Schroeder. Stuttgart: Reclam 2000.

Rust, Jürgen: Aberglaube und Hexenwahn in Schleswig-Holstein. Garding: Cobra 1983.

Schormann, Gerhard: Hexenprozesse in Nordwestdeutschland. Hildesheim: August Lax 1977 (=Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens Band 87).

Schumann, Hanna Brigitte: Sprecherabsicht: Beschimpfung. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Band 43 (1990). S. 259 – 281.

Schweikert, Uwe; Tieck, Ludwig. In: Metzler Lexikon Autoren. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Bernd Lutz und Benedikt Jeßing. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart/ Weimar: Metzler 2010. S. 759 – 761.

Topalović, Elvira: Sprachwahl – Textsorte – Dialogstruktur. Zu Verhörprotokollen aus Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts. Trier: WVT 2003.

Warnke, Ingo: Zur Belegung von ‚frau‘ und ‚weib‘ in historischen deutschen Wörterbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts. In: „Das Weib soll schweigen ...“ (1. Kor. 14,34): Beiträge zur linguistischen Frauenforschung. Hrsg. von Britta Hufeisen. Frankfurt am Main: Peter Lang 1993. (= Kasseler Arbeiten zur Sprache und Literatur Band 19). S. 127 – 151.

Zimmermann, Bernhard; Wieland, Christoph Martin. In: Metzler Lexikon Autoren. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Bernd Lutz und Benedikt Jeßing. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart/ Weimar: Metzler 2010. S. 829 – 832.

Online-Quellen

[Art.] Incarceratus. In: Karl Ernst Georges: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Hannover ⁸1918 (Nachdruck Darmstadt 1998), Band 2, Sp. 137.
[08.07.2014] Permalink: <http://www.zeno.org/nid/20002432986>

[Art.] Nicholas Eymeric. In: *Encyclopædia Britannica. Encyclopædia Britannica Online*.
Encyclopædia Britannica Inc., 2014. [15.07.2014]
<http://www.britannica.com/EBchecked/topic/199419/Nicholas-Eymeric>

Stegmann, Knut: *Die gefangene leugnet alles*. Untersuchungen zu Entstehungsbedingungen und Ausprägungen frühneuzeitlicher Hexenverhörprotokolle. Münster, Westfälische Wilhelms-Universität. Magisterarbeit. 2006. [07.04.2014]
<http://www.historicum.net/Themen/Hexenforschung/Themen/Texte/Magisterarbeiten>

Wörterbücher

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm

[Art.] Alt. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Alte. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Bemelden. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Bemeldung. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Besagen. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Besagt. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Frau. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Gefangen. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Gevatter. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 08.07.2014.

[Art.] Verleumden. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 08.07.2014.

[Art.] Verstricken. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 21.05.2014.

[Art.] Verstrickung. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 21.05.2014.

[Art.] Weib. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Wittib. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Witwe. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Zauberin. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online-Version vom 08.07.2014.

Deutsches Rechtswörterbuch

[Art.] Alt. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Alte. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Anbeklagen. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Bemelden. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Besagen. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Besagtin. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Besagung. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Ehehausfrau. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Frau. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Gefangene. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Inhaftieren. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Inhaftierung. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Inhaftin. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

[Art.] Inkarzeration. In: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online (Retrospektive Digitalisierung) Hrsg. von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch. Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAW): Heidelberg. Online-Version vom 02.07.2014.

Frühneuhochdeutsches Glossar

[Art.] Besagen. In: Götze, Alfred: Frühneuhochdeutsches Glossar. 7. Auflage. Nachdruck 1967. Berlin: De Gruyter 1971. S. 28.

[Art.] Gefangen. In: Götze, Alfred: Frühneuhochdeutsches Glossar. 7. Auflage. Nachdruck 1967. Berlin: De Gruyter 1971. S. 97.

[Art.] Verstricken. In: Götze, Alfred: Frühneuhochdeutsches Glossar. 7. Auflage. Nachdruck 1967. Berlin: De Gruyter 1971. S. 82.

[Art.] Wittib. In: Götze, Alfred: Frühneuhochdeutsches Glossar. 7. Auflage. Nachdruck 1967. Berlin: De Gruyter 1971. S. 231.

[Art.] Witwin(ne). In: Götze, Alfred: Frühneuhochdeutsches Glossar. 7. Auflage. Nachdruck 1967. Berlin: De Gruyter 1971. S. 231.

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch

[Art.] Alt. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 1: Einführung a – äpfelkern. Bearbeitet von Oskar Reichmann. Berlin/ New York: De Gruyter 1989. Sp. 859 – 866.

[Art.] Beklagen. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 3: barmherzigkeit – bezwügnis. Bearbeitet von Oskar Reichmann. Berlin/ New York: De Gruyter 2002. Sp. 1115 – 1119.

[Art.] Beklagte. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 3: barmherzigkeit – bezwügnis. Bearbeitet von Oskar Reichmann. Berlin/ New York: De Gruyter 2002. Sp. 1119 – 1120.

[Art.] Beklagtin. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 3: barmherzigkeit – bezwügnis. Bearbeitet von Oskar Reichmann. Berlin/ New York: De Gruyter 2002. Sp. 1120.

[Art.] Bemelden. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 3: barmherzigkeit – bezwügnis. Bearbeitet von Oskar Reichmann. Berlin/ New York: De Gruyter 2002. Sp. 1253 - 1254.

[Art.] Besagen. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 3: barmherzigkeit – bezwügnis. Bearbeitet von Oskar Reichmann. Berlin/ New York: De Gruyter 2002. Sp. 1576 - 1579.

[Art.] Besagung. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 3: barmherzigkeit – bezwügnis. Bearbeitet von Oskar Reichmann. Berlin/ New York: De Gruyter 2002. Sp. 1580.

[Art.] Gefangen. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel, Anja Lobenstein-Reichmann und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 6: g – glutzen. Bearbeitet von Oskar Reichmann und Joachim Schildt. Berlin/ New York: De Gruyter 2010. Sp. 417 – 418.

[Art.] Gefangene. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel, Anja Lobenstein-Reichmann und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 6: g – glutzen. Bearbeitet von Oskar Reichmann und Joachim Schildt. Berlin/ New York: De Gruyter 2010. Sp. 418 – 419.

[Art.] Hexe. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel und Oskar Reichmann in Verbindung mit dem Institut für Deutsche Sprache. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 7, Lieferung 4: heimkunft – hexerei. Bearbeitet von Oliver Pfefferkorn. Berlin/ New York: De Gruyter 2009. Sp. 2022 – 2024.

[Art.] Inhaftin. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. von Ulrich Goebel, Anja Lobenstein-Reichmann und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson, Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Band 8: i – kuzkappe. Bearbeitet von Vibeke Winge. Berlin/ Boston: De Gruyter 2013. Sp. 418 – 419.

Kleines Frühneuhochdeutsches Wörterbuch

[Art.] Alt. In: Baufeld, Christa: Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch: Lexik aus Dichtung und Fachliteratur des Frühneuhochdeutschen. Tübingen: Niemeyer 1996. S. 7.

[Art.] Bemelt. In: Baufeld, Christa: Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch: Lexik aus Dichtung und Fachliteratur des Frühneuhochdeutschen. Tübingen: Niemeyer 1996. S. 27.

[Art.] Besagen. In: Baufeld, Christa: Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch: Lexik aus Dichtung und Fachliteratur des Frühneuhochdeutschen. Tübingen: Niemeyer 1996. S. 29.

[Art.] Frau. In: Baufeld, Christa: Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch: Lexik aus Dichtung und Fachliteratur des Frühneuhochdeutschen. Tübingen: Niemeyer 1996. S. 95.

[Art.] Gefangen. In: Baufeld, Christa: Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch: Lexik aus Dichtung und Fachliteratur des Frühneuhochdeutschen. Tübingen: Niemeyer 1996. S. 103.

[Art.] Witib. In: Baufeld, Christa: Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch: Lexik aus Dichtung und Fachliteratur des Frühneuhochdeutschen. Tübingen: Niemeyer 1996. S. 250.

[Art.] Witwe. In: Baufeld, Christa: Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch: Lexik aus Dichtung und Fachliteratur des Frühneuhochdeutschen. Tübingen: Niemeyer 1996. S. 251.

Diskurspartikeln auf dem Prüfstand

Der Einfluss von Tonhöhenverlauf und Trennlauten auf die Bedeutung von /hm/

Lydia Riedl

Einleitung

Intonation ist ein bisher wenig erforschtes Phänomen. „Unter Intonation wird im Allgemeinen die *Melodiebewegung auf Satzebene* verstanden.“¹ Dabei beeinflusst die Intonation die lexikalische Bedeutung nicht.² Grundtonhöhen bzw. Tonhöhenverläufe, die die Bedeutung hingegen beeinflussen, werden **Töne** genannt. In sogenannten Tonsprachen sind Töne auf Silbenebene also bedeutungsunterscheidend. Die Anzahl der Töne steht in diesen Sprachen, genau so wie die Anzahl der Phoneme, fest.³ So hat beispielsweise das einsilbige vietnamesische Wort *ma* je nach Grundtonhöhe fünf verschiedene Bedeutungen.⁴

Intonation ist, im Gegensatz zu Tönen, ein sehr komplexes Gebiet in der Linguistik, da sie sich nicht (wie Töne) nur auf Silben, sondern auf ganze Ausdrücke (meist Sätze) bezieht. Daher gibt es in der Linguistik vergleichsweise wenige Erkenntnisse zur Intonation. Die Intonation wäre sehr viel besser fassbar, wenn sie, wie Töne, auf Silben bezogen werden könnte. Seit Sievers⁵ versuchen daher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sich der Problematik der Intonation über Diskurspartikeln zu nähern. Diskurspartikeln sind Ausdrücke,

„die zur Strukturierung von Diskurs verwendet werden, z. B. satzwertige Ausdrücke wie Interjektionen, oder syntaktisch unselbstständige Ausdrücke (etwa Konjunktionen, Adverbien). [...] Wie die verschiedenen [...] Bezeichnungen andeuten, handelt es sich um eine bislang nicht klar abgegrenzte Klasse von Ausdrücken.“⁶

1 Pétursson/Neppert 2002, S. 152.

2 Vgl. Ebenda.

3 Vgl. Ebenda.

4 Vgl. Linke et al. 2004, S. 483.

5 s. Sievers 1901.

6 Bußmann 2008, S. 143. Diskurspartikeln werden in der Literatur auch als Interjektionen (Dietrich et al. 2006, Ehlich 1986), Modalpartikeln (Miki 2001, Möllering 2001),

Hinweise darauf, dass Satzintonation und Diskurspartikeln in einem engen Zusammenhang stehen, geben Studien von Schubiger⁷, welche erklärt, im Deutschen würden Diskurspartikeln die Funktion übernehmen, die im Englischen die Intonation hat. Laut Gibbon⁸ gibt es im Englischen nämlich eine stärkere Intonation als im Deutschen, dafür stehen im Deutschen sehr viel mehr Diskurspartikeln zur Verfügung.

So postuliert bspw. Schmidt⁹ anhand der deutschen Diskurspartikel /hm/ sieben prototypische (Satz-)Intonationsmuster des Deutschen:

Diskursmarker (Jucker/Ziv 1998) oder Lautobjekte (Reber/Couper-Kuhlen 2010) bezeichnet. Da sich jedoch der Begriff *Diskurspartikeln* in der neueren Forschungsliteratur durchzusetzen beginnt, (Schmidt 2001) wird dieser Begriff im Folgenden verwendet. Eine detaillierte Diskussion des Terminus s. Schourup 1999, S. 228ff.

7 s. Schubiger 1965.

8 s. Gibbon 1998.

9 s. Schmidt 2001.









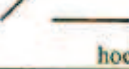



	potentieller Formprototyp		Varianten		potentielle Funktionsklasse	
Nr.	idealisierte F0-Verlauf	Items	idealisierte F0-Verlauf	Items	Vorläufige Bezeichnung	Antwortkategorien in den Hörtests
1	kurz 	H3 / S2			Kenntnisnahme	„Schulterzucken“ „(ablehnende) Kenntnisnahme“
2	lang 	K8 / M2			Turnhalten, Turnbeanspruchen	„Ich muss nachdenken“ „Moment mal...“
3	kurz 	K7		M1 / G2	Beendigungssignal	„Abschluss eines Gesprächs“ „Steht für mich nicht zur Debatte“ „Erschöpftes Seufzen“ „Oh je...“
4		B1		K1	Bestätigung	„Ja.“ (Bestätigung) „Ja!“ (uneingeschränkte Zustimmung)
5		K3	 tief  hoch	G1 / R3	Ablehnung	„Nein.“ (Ablehnung) „Nein!“ (entschiedene Ablehnung) „Nein“ (für Kinder)
6	lang 	K6 / Ger2		Kehr10	Positive Bewertung	„Lecker!“ „Toll!“ „Ach so!“
7	kurz 	B4			Reaktionsaufforderung	„Was?“ (Aufforderung zum Sprechen)

Tabelle 1: Sieben prototypische Tonhöhenverläufe der (Satz-)Intonation des Deutschen mit Bedeutung, untersucht an der Diskurspartikel /hm/. Tabelle entnommen aus Schmidt 2001, S. 25.

Andere Ansätze postulieren sogar ein Tonsystem im Deutschen. So vergleicht Ehlich¹⁰ die deutsche Diskurspartikel /hm/ mit den vier Tönen des Chinesischen und stellt auf dieser Grundlage vier Ton-Grundtypen der Diskurspartikel /hm/ auf.¹¹ Die Tonhöhenverläufe, die Ehlich aufstellt, gleichen denen der chinesischen Töne. Für jeden Tonhöhenverlauf macht Ehlich drei Formen aus, abhängig von der Dauer der Diskurspartikel:

10 s. Ehlich 1979 / Ehlich 1986.

11 Vgl. Ehlich 1979 S. 504 ff.

	einfache Form	Kurzform	reduplizierte Form
Typ I	I hm̃ «(ein)verstanden» Konvergenz	I ^K (hm̃ ³)	I ^R hmhm̃
Typ II	II hm̃ «wieso das denn?» Divergenz	KK ^K hm̃ ³ «was sagst du da?» erhöhte Divergenz	II ^R (hmhm̃)
Typ III	III hm̃ «vielleicht, aber» Prä-Divergenz	II ^K (hm̃ ³)	III ^R *hmhm̃
Typ IV	IV hm̃ «das ist ja merkwürdig» komplexe Divergenz	IV ^K hm̃ ³ «da haben wir den Salat!» komplexe Divergenz, ratlos	IV ^R hmhm̃ «ahà» komplexe Divergenz, deliberativ

Tabelle 2: Grundtypen der Systematik von /hm/, entnommen aus Ehlich 1979, S. 510.

Obwohl Schmidt von Intonation und Ehlich von Tönen schreibt, ähneln sich beide Ansätze stark in Bezug auf die Bedeutung, die sie den verschiedenen Tonhöhenverläufen zuschreiben, mit denen die Diskurspartikel /hm/ im Deutschen realisiert werden kann. Es scheint, als seien die verschiedenen Realisierungen von /hm/ direkt mit einem deutschen Wort zu übersetzen (z. B. „Ja!“, „Nein!“, „Lecker!“, „Ach so!“ bei Schmidt und „verstanden“, „vielleicht“, „aha“ bei Ehlich). Die verschiedenen Tonhöhenverläufe von /hm/ sind also nicht nur vage bedeutungsunterscheidend, sondern haben eine sehr konkrete Bedeutung, ähnlich wie die Töne im Vietnamesischen oder Chinesischen.

Die zentrale Annahme beider Ansätze ist, dass der **Tonhöhenverlauf** den Bedeutungsunterschied zwischen den verschiedenen Realisierungen von /hm/ ausmacht. Schließlich kann auf Lautebene kein Unterschied gemacht werden. Die Träger des Tonhöhenverlaufs können zwar als [m], [n], [ŋ] oder [ə] realisiert werden,¹² doch in dem Lautunterschied liegt nicht der Bedeutungsunterschied, so kann ein /hm/ alle möglichen von Schmidt und Ehlich aufgeführten Bedeutungen tragen. *„Die verschiedenen Realisierungen von „hm“ bedienen sich der Differen-*

12 Vgl. Ehlich 1986, S. 45. Für eine genauere Diskussion der möglichen lautlichen Realisierung dieser Diskurspartikel s. ebenda S. 44ff.

zierung verschiedener Töne zur Distinktion unterschiedlicher Funktionen. [Hervorhebung im Original, Anm. der Verfasserin]¹³

Die Fragestellung der vorliegenden Studie soll nun sein, ob tatsächlich der Tonhöhenunterschied das einzige distinktive Merkmal der Diskurspartikel /hm/ im Deutschen ist.

Falls empirisch bewiesen werden könnte, dass allein die Tonhöhenunterschiede für einen Bedeutungsunterschied verantwortlich sind, könnte dies ein weiterer Hinweis darauf sein, dass es eine Art Tonsystem im Deutschen gibt bzw. dass sich die (Satz-)Intonation auf eine Diskurspartikel übertragen lässt. Falls jedoch noch eine andere Komponente an der Bedeutungsunterscheidung beteiligt sein sollte, muss diese Komponente in derartigen Ansätzen künftig berücksichtigt werden.

Was könnte nun außer dem Tonhöhenverlauf für einen Bedeutungsunterschied verschiedener Realisierungen der Diskurspartikel /hm/ verantwortlich sein?

Beim genaueren Betrachten der Tabellen (s. Tabelle 1 und Tabelle 2) aus Schmidt 2001 und Ehlich 1979 fällt auf, dass beide sowohl eingliedrige als auch zweigliedrige Diskurspartikeln als Prototypen auflisten. Bei Ehlich werden die zwei Elemente der zweigliedrigen Diskurspartikeln teilweise durch das Graphem >h< getrennt („hmhm“ – s. Tabelle 2), bei Schmidt 2001 sind die Tonhöhenverläufe graphisch durch Linien dargestellt, die in einigen Fällen unterbrochen sind, was auf eine Unterbrechung der Stimmhaftigkeit, also des [m], [n], [ŋ] oder [ə], hindeutet.

Zweigliedrige Diskurspartikeln wie /hm/ können durchaus ohne Unterbrechung der Stimmhaftigkeit realisiert werden (also z. B. /hmm/), oder aber mit Unterbrechung der Stimmhaftigkeit. Wie Ehlich bereits in seiner Tabelle aufführt (s. Tabelle 2), können die beiden Elemente einer Diskurspartikel wie /hm/ durch [h] getrennt werden (also z. B. [ʔmhm] – mit der Bedeutung „aha“) oder aber durch ein [ʔ] (also z. B. [ʔmʔm] – mit der Bedeutung „nein“). Zudem kann der Anlaut zwischen [ʔ] und [h] variieren. All diese Varianten (also kein Trennlaut, Trennlaut=[h] und

13 Ehlich 1979, S. 506.

Trennlaut=[?] sowie Anlaut=[?] und Anlaut=[h]) werden in den Stimuli aus der Studie von Schmidt 2001 produziert.¹⁴ Könnte es sein, dass das Vorhandensein eines Trennlautes die Bedeutung der Diskurspartikel /hm/ verändert?

Vergleicht man die Stimuli aus Schmidt 2001 mit den dazugehörigen Bedeutungen (s. Tabelle 1), lassen sich folgende Thesen formulieren:

1. Dem Bedeutungsunterschied verschiedener Realisierungen der Diskurspartikel /hm/ liegen **Trennlaute** ([h] oder [?] bzw. kein Trennlaut ([m])) zugrunde.
2. Der Trennlaut [?] evoziert eine negative Bedeutung (*Nein*).

Methode

Um zu untersuchen, ob der Tonhöhenverlauf oder Trennlaute einen stärkeren Einfluss auf die Bedeutung einer zweigliedrigen Diskurspartikel /hm/ haben, wurde ein auditives Perzeptionsexperiment mit Fragebogenstudie durchgeführt.

An der Studie nahmen insgesamt 28 Versuchspersonen (Vpn) teil. Eine Versuchsperson (Vp) musste von der Auswertung ausgeschlossen werden, da sie angab, als zweite Muttersprache Russisch zu sprechen (es wurden nur Fragebögen von Vpn ausgewertet die angegeben hatten, als einzige Muttersprache Standarddeutsch zu sprechen).

Die Stimuli für die Studie wurden nach Vorbild von Schmidt 2001 konstruiert: Die Tonhöhenverläufe der Stimuli waren die prototypischen Tonhöhenverläufe von Schmidts zweigliedrigen Diskurspartikeln, also diejenigen Tonhöhenverläufe, die laut Schmidt die Bedeutungen 1) „Ja“, 2) „Nein“ und 3) „Ach so“/„Lecker“ tragen. Demnach stand die Diskurspartikel /hm/ in drei verschiedenen Tonhöhenverläufen zur Verfügung. Alle drei Tonhöhenverläufe wurden mit drei verschiedenen Trennlauten aufgenommen: a) ohne Trennlaut, also mit durchgehender Stimmgebung ([m]), b) mit Trennlaut [h], c) mit Trennlaut [?]. Die Stimuli wurden von zwei Sprecherinnen eingesprochen und nicht nachbearbeitet, um möglichst natürlchsprachige Stimuli zu erhalten. Die Stimuli wurden im phonetischen Labor der Philipps-Universität

¹⁴ Die Stimuli aus Schmidt 2001 liegen der Verfasserin als Audiodateien vor.

sität Marburg aufgenommen und mit dem Programm Audacity¹⁵ zu einer Präsentation zusammengefügt. Die Reihenfolge der Stimuli in der Präsentation war randomisiert, wobei nie alle drei Varianten eines Tonhöhenverlaufs nacheinander auftraten. Alle Stimuli wurden zwei Mal nacheinander im Abstand von je 25 sek präsentiert. Vor jedem dieser Stimuluspaare wurde ein Warnsignal eingespielt: Eine Stimme, die die Nummer des Stimuluspaares ansagte.

Alle Vpn hörten dieselbe Präsentation. Vor Einspielen der Präsentation wurden die Vpn instruiert: Ihnen wurde der Ablauf des Experiments erklärt. Vor Beginn des Experiments sollten die Vpn ihre Muttersprache/ihren Mutterdialekt angeben. Ihre Aufgabe war, während der Präsentation der Stimuli einen Fragebogen¹⁶ auszufüllen. Der Fragebogen enthielt die Nummern der Stimuluspaare aus der Präsentation und danach drei Spalten:

1. Eine erste Spalte, in der die Vpn ankreuzen sollten, ob ihrer Meinung nach die präsentierte Diskurspartikel in dieser Form im Standarddeutschen **existiert**.
2. Eine zweite Spalte, in der die Vpn in eigenen Worten formulieren sollten, was die präsentierte Diskurspartikel ihrer Meinung nach **bedeutet**.
3. Eine dritte Spalte, in der die Vpn ankreuzen sollten, ob die präsentierte Diskurspartikel ihrer Meinung nach **eine eher positive oder eher negative Bedeutung** hat.

Die statistische Auswertung der Antworten aus Spalte 3 erfolgte mit dem Statistikprogramm R¹⁷. Spalte 2 wurde manuell ausgewertet. Spalte 1 wurde vorrangig erhoben, um evtl. fehlende Werte in den Spalten 2. und 3. erklären zu können und wurde nicht statistisch ausgewertet.

Ergebnisse

Für die statistische Auswertung wurden die Daten aus den Fragebögen aggregiert.

15 Mazzonei, Dominic (1999, 2012): Audacity. [Computerprogramm] Version 2.0.0.

16 s. Tabelle 4 im Anhang.

17 R Core Team (2013). R: A language and environment for statistical computing. R Foundation for Statistical Computing, Vienna, Austria. URL <http://www.R-project.org/>.

Normalverteilung wurde aufgrund der Anzahl der untersuchten Vpn angenommen (s. zentraler Grenzwertsatz). Varianzhomogenität wurde mittels Levene's Test überprüft.

Für die Auswertung der Bewertungen (eher positive oder eher negative Bedeutung der präsentierten Diskurspartikel /hm/, Spalte 3) wurden Mittelwertvergleiche (t-Tests) gerechnet.

Zunächst wurden die Bewertungen der Vpn abhängig vom Trennlaut ([ʔ], [h] oder kein Trennlaut ([m])) analysiert.

Der Paarvergleich Trennlaut [ʔ] vs. Trennlaut [h] bei einseitigem Testen war signifikant ($t = -10.3329$, $df = 52$, $p\text{-value} = 1.657e-14$ bei einem Signifikanzniveau von $p < 0.05$). Der Paarvergleich Trennlaut [ʔ] vs. kein Trennlaut ([m]) bei einseitigem Testen war signifikant ($t = -6.7603$, $df = 52$, $p\text{-value} = 5.967e-09$ bei einem Signifikanzniveau von $p < 0.025$). Der Paarvergleich Trennlaut [h] vs. kein Trennlaut [m] bei zweiseitigem Testen war ebenfalls signifikant ($t = 3.5132$, $df = 52$, $p\text{-value} = 0.0009255$ bei einem Signifikanzniveau von $p < 0.025$).

Nur 27,5% der Diskurspartikeln mit Trennlaut [ʔ] wurden als eher positiv bewertet. Dagegen wurden 85,7% der Diskurspartikeln mit Trennlaut [h] und 68,2% der Diskurspartikeln ohne Trennlaut als eher positiv bewertet (s. Abbildung 1).

Schließlich wurden die Bewertungen der Vpn abhängig vom Tonhöhenverlauf („Ja“, „Nein“ oder „Achso/Lecker“ nach Schmidt 2001) analysiert.

Der Paarvergleich der Tonhöhenverläufe „Nein“ vs. „Ja“ bei zweiseitigem Testen war signifikant ($t = -9.5663$, $df = 52$, $p\text{-value} = 4.699e-13$ bei einem Signifikanzniveau von $p < 0.025$). Der Paarvergleich der Tonhöhenverläufe „Nein“ vs. „Achso/Lecker“ bei zweiseitigem Testen war signifikant ($t = -6.8847$, $df = 52$, $p\text{-value} = 7.556e-09$ bei einem Signifikanzniveau von $p < 0.025$). Ebenso war der Paarvergleich der Tonhöhenverläufe „Ja“ vs. „Ach so/Lecker“ bei einseitigem Testen signifikant ($t = 3.5499$, $df = 52$, $p\text{-value} = 0.0008278$ bei einem Signifikanzniveau von $p < 0.025$).

64,8% der präsentierten Diskurspartikeln wurden als positiv bewertet, wenn sie den Tonhöhenverlauf „Ach so/Lecker“ hatten. 79,9% wurden als eher positiv bewertet, wenn sie den Tonhöhenverlauf „Ja“ hatten. Nur 29,9% der Diskurspartikeln wurden als positiv bewertet, wenn sie den Tonhöhenverlauf „Nein“ hatten (s. Abbildung 2).

In Spalte 3 sollten die Vpn in eigenen Worten eintragen, was die jeweils präsentierte Diskurspartikel ihrer Meinung nach bedeutet. Da die Antworten teilweise ein sehr weites Spektrum aufwiesen, wurden die Daten aus Spalte 3 manuell analysiert. Dazu wurde eine Tabelle erstellt mit Spalten für die jeweilige Diskurspartikel und vier Spalten für die möglichen Antworten der Vpn. Als mögliche Antworten wurden die drei Prototypen nach Schmidt 2001 angenommen, also „Ja“, „Nein“ und „Ach so/Lecker“ sowie eine Option „andere/zusätzliche Bedeutungen“. Die Daten in der Tabelle spiegeln die absoluten Werte wider, da viele fehlende Werte vorkamen (die Vpn trugen keine Bedeutung ein, wenn sie sich in Spalte 1 bereits dafür entschieden hatten, dass die entsprechende Diskurspartikel im Standarddeutschen nicht existiert). Die Gesamtwerte pro Zeile können daher stark variieren (s. Tabelle 3).

Es lässt sich für Diskurspartikeln mit Trennlaut [ʔ] eine starke Tendenz in die Richtung einer negativen Bedeutung bzw. der konkreten Bedeutung *Nein* feststellen. Diskurspartikeln mit Trennlaut [h] oder ohne Trennlaut ([m]) wird in vielen Fällen die Bedeutung *Ja* oder *Ach so/Lecker* zugeschrieben. Dies ist unabhängig vom Tonhöhenverlauf der Fall: Selbst ein Tonhöhenverlauf „Ja“ wird mit Anlaut und Trennlaut [ʔ] eindeutig als *Nein* identifiziert, wohingegen ein Tonhöhenverlauf „Nein“ mit Anlaut [ʔ] und Trennlaut [h] größtenteils als *Ja*, teilweise auch als *Ach so/Lecker*, aber nie als *Nein* bewertet wird (s. Tabelle 3).

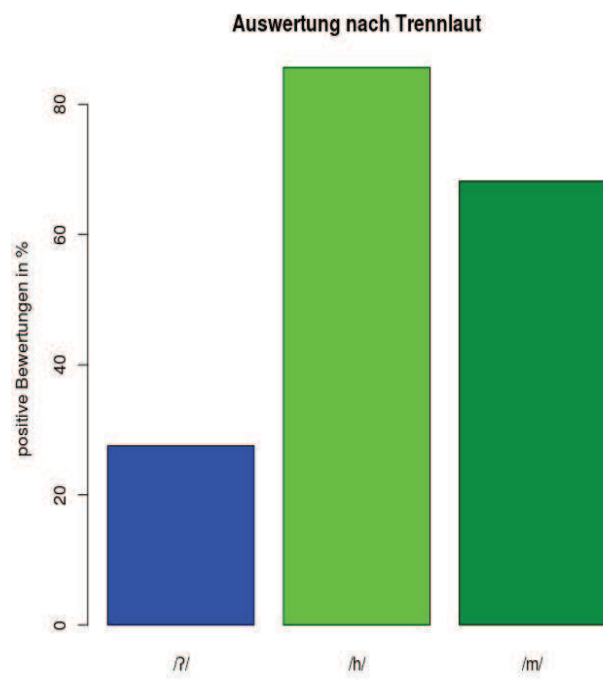


Abbildung 2

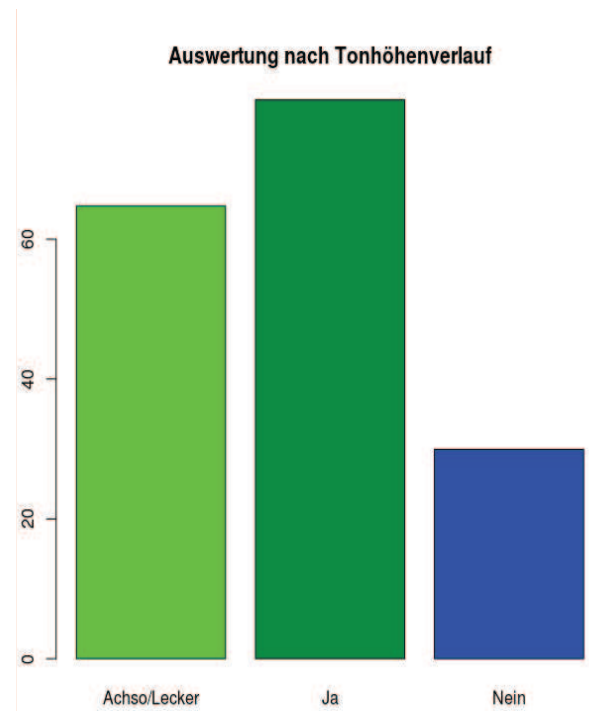


Abbildung 1

Präsentierte Diskurspartikeln			Antworten der Vpn in absoluten Werten			
Tonhöhenverlauf						
nach Schmidt 2001	Anlaut	Trennlaut	Ja	Nein	Ach so/Lecker	andere/zusätzliche Bedeutungen
						Fragend/Wie genau?/Wirklich?/Okay/ 1 Gibt es das nicht?/Verstanden
Ja	g	g	1	16		
Ach so/Lecker	g	g		23		2 Positiv/entschlossen/Lass das!
Nein	g	g		24		
						Wie bitte?/Was gibt's?/ verwundert/äh...
Ja	h	g	2			
Ach so/Lecker	h	g		17		2 Igitt!
Nein	h	g		20		
Ja	g	h	25			Okay
Ach so/Lecker	g	h	6		20	Verstehe./Ach ja! Genervt/vielleicht/gelangweilt/ 5 Na dann/Na ja/Na gut
Nein	g	h	12			1 Warum?/Sicher?/Okay
Ja	h	h	20			17 Ach, schön!/Verstanden Ich denke noch/Haha!/soso/Huhu!/ vielleicht/ Na gut./Hallo!/Schau mal!/ abwartend/Juhu/egal/keine Ahnung
Ach so/Lecker	h	h	5			Stimmt./Okay
Nein	h	h	1	1		8 Soso/Keine Lust/Tu das nicht! Haha!/Ätsch!/Lass mich in Ruhe!/ 2 Hallo?/fragend Was sagst Du dazu?/vielleicht/ 1 Da siehst Du mal./meistens
Ja	g	m	21			
Ach so/Lecker	g	m	1	4		
Nein	g	m		5		
Ja	h	m	21			
Ach so/Lecker	h	m	4		14	
Nein	h	m	2			Ich überlege./Schau mal!/Hallo?

Tabelle 3

Diskussion

Die Bewertungen der Vpn hingen vom Tonhöhenverlauf der Diskurspartikel /hm/ ab: Ein Tonhöhenverlauf „Nein“ (nach Schmidt 2001) wurde als eher negativ bewertet, die Tonhöhenverläufe „Ja“ und „Ach so/Lecker“ (nach Schmidt 2001) als eher positiv. Soweit bestätigen die Ergebnisse der vorliegenden Studie die bisherigen Annahmen, dass bei Diskurspartikeln der Tonhöhenverlauf entweder die (Satz-)Intonation widerspiegelt oder dass Diskurspartikeln eine Art eigenes Ton-system haben, dass also der Tonhöhenverlauf die Bedeutung der Partikeln bestimmt.

Allerdings konnte ebenfalls gezeigt werden, dass die Bewertungen der Vpn ebenso von evtl. vorhandenen Trennlauten in zweigliedrigen Diskurspartikeln abhängt: So bewerteten die Vpn Diskurspartikeln mit Trennlaut [ʔ] eher als negativ, Diskurspartikeln mit Trennlaut [h] bzw. ohne Trennlaut ([m]) als eher positiv.

In einer manuellen Analyse der freien Antworten der Vpn ist die klare Tendenz erkennbar, dass der Trennlaut [ʔ], unabhängig vom Tonhöhenverlauf, eine negative Bedeutung/ein *Nein* evoziert und dass dagegen Diskurspartikeln mit Trennlaut [h] bzw. ohne Trennlaut ([m]), ebenfalls unabhängig vom Tonhöhenverlauf, eine positive Bedeutung/die Bedeutung *Ja* oder *Ach so/Lecker* erhalten.

Der Tonhöhenverlauf bestimmt also tatsächlich zu einem Teil die Bedeutung einer Diskurspartikel /hm/. Ein nicht zu vernachlässigender Faktor in Bezug auf die Bedeutung von (zweigliedrigen) Diskurspartikeln sind jedoch Trennlaute. Die Daten aus der vorliegenden Studie bestätigen damit teilweise erste Hypothese: „Dem Bedeutungsunterschied verschiedener Realisierungen der Diskurspartikel /hm/ liegen Trennlaute ([h] oder [ʔ] bzw. kein Trennlaut ([m])) zugrunde.“ So sind zwar die Trennlaute nicht die einzigen Bedeutungsträger in zweigliedrigen Diskurspartikeln, sie sind jedoch ein wichtiger Faktor für die Bedeutung. Dabei evoziert [ʔ] eine negative Bedeutung (*Nein*) und [h] bzw. kein Trennlaut ([m]) eine positive Bedeutung (*Ja/Ach so/Lecker*), was die zweite Hypothese bestätigt.

Trennlaute könnten demnach ein entscheidender Faktor für weiterführende Studien sein. Um beispielsweise den Ansatz von Ehlich 1979/1986 überprüfen zu können, dass sich Tonhöhenverläufe von Diskurspartikeln im Deutschen so verhalten wie Tonhöhenverläufe von Einsilbern in Tonsprachen, könnte ein ähnliches Design wie in der vorliegenden Studie angewendet werden. So könnte der Mayener Dialekt untersucht werden: ein deutscher Dialekt, in dem es zwei bedeutungsunterscheidende Tonakzente (TA) gibt. Einer der beiden Tonakzente (TA2) gleicht im Tonhöhenverlauf dem Diskurspartikel-„Ja“ von Schmidt 2001.¹⁸ Würden Diskurspartikeln und Silben mit Tonakzenten ähnlich funktionieren, sollte ein Wort mit TA2, ähnlich einer Diskurspartikel mit Tonhöhenverlauf „Ja“, durch einen Trennlaut seine Bedeutung ändern.

In der vorliegenden Studie konnte zumindest aufgezeigt werden, dass evtl. vorhandene Trennlaute in Diskurspartikeln einen Einfluss auf die Bedeutung dieser

18 s. Abbildung 3 im Anhang.

Partikeln haben. In nachfolgenden Überlegungen und Studien zum Tonhöhenverlauf bzw. zur Bedeutung von Diskurspartikeln sollte der Einfluss evtl. vorhandener Trennlaute, u. U. auch Anlaute, bedemnach berücksichtigt werden.

Literaturverzeichnis

- Bußmann, Hadumod (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag
- Dietrich, Susanne; Ackermann, Hermann; Szameitat, Diana P.; Alter, Kai (2006): Psychoacoustic studies on the processing of vocal interjections: how to disentangle lexical and prosodic information?. In: *Progress in Brain Research*, Ausgabe 156, 2006, S. 295–302
- Ehlich, Konrad (1979): Formen und Funktionen von „HM“: Eine phonologisch-pragmatische Analyse. In: Weydt, Harald (Hrsg.): *Die Partikeln der deutschen Sprache*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 503–517
- Ehlich, Konrad (1986): Interjektionen. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Gibbon, Dafydd (1998): Intonation in German. In: Hirst, Daniel; Di Cristo, Albert (Hrsg.): *Intonation Systems: A Survey of Twenty Languages*. Cambridge, UK: Cambridge University Press, S. 78–95,
URL: http://books.google.de/books/about/Intonation_Systems.html?hl=de&id=LC1vNil4k0sC [Zugriff: 23.8.2013]
- Jucker, Andreas H.; Ziv, Yael (Hrsg.) (1998): Discourse Markers. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company,
URL: http://books.google.de/books/about/Discourse_Markers.html?hl=de&id=hs7J-WqPtPAC [Zugriff: 23.8.2013]
- Linke, Angelika; Nussbaumer, Markus; Portmann, Paul R. (2004): Studienbuch Linguistik. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Mazzoni, Dominic (1999, 2012): Audacity. [Computerprogramm] Version 2.0.0.
- Miki, Ikoma (2001): Modality in speech: Phonetic study about the German modal particle. In: *Sophia linguistica*, Band 48, 2001, S. 193–212
- Möllering, Martina (2001): Teaching German Modal Particles: A Corpus-based Approach. In: *Language Learning & Technology*, Band 5, Ausgabe 3, 2001, S. 130–151
- Pétursson, Magnús; Neppert, Joachim M. H. (2002): Elementarbuch der Phonetik. Hamburg: Buske Verlag
- R Core Team (2013): R: A language and environment for statistical computing. R Foundation for Statistical Computing, Vienna, Austria. URL <http://www.R-project.org/>.
- Reber, Elisabeth; Couper-Kuhlen, Elizabeth (2010): Interjektionen zwischen Lexikon und Vokalität: Lexem oder Lautobjekt? In: Deppermann, Arnulf;

- Linke, Angelika (Hrsg.): *Sprache Intermedial: Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 69–96,
 URL: http://books.google.de/books/about/Sprache_Intermedial.html?hl=de&id=wUao7LZo64QC [Zugriff: 23.8.2013]
- Schmidt, Jürgen Erich (2001): Bausteine der Intonation? In: Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): *Neue Wege der Intonationsforschung*. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag, S. 9–32
- Schourup, Lawrence (1999): Discourse Markers. In: *Lingua*, Band 107, 1999, S. 227–265
- Schubiger, Maria (1965): English Intonation and German Modal Particles: A Comparative Study. In: *Phonetica*, Band 12, 1965, S. 65–84
- Sievers, Eduard (1901): Grundzüge der Phonetik: Zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanistischen Sprachen. Leipzig: Bibliothek indogermanistischer Grammatiken

Anhang

Im Folgenden hören Sie verschiedene „Hm“-s. Bitte entscheiden Sie 1. ob es das gehörte Hm in Ihrer Muttersprache gibt, 2. schreiben Sie auf, was die Sprecherin anstelle des Hms hätte sagen können und 3. was schätzen Sie – meinte die Sprecherin das Hm eher positiv oder negativ?

Sie hören nun die Ansage einer Nummer (stimmt mit den jeweiligen Spaltennummern in der Tabelle überein) und dann 2x dasselbe Hm hintereinander. Nach jedem Hm haben Sie 5 Sekunden Zeit, um Ihre Bewertung abzugeben. Dann folgt die nächste Nummer und ein neues Hm wird Ihnen 2x vorgespielt. Bitte entscheiden Sie spontan – es gibt kein Richtig oder Falsch. (Also: Nummer → Hm1 → Hm1 → Signalton → Hm2 → Hm2 → ...)

Ihre Muttersprache(n)/Ihr Mutterdialekt: _____

	Gibt es dieses Hm in Ihrer Muttersprache?		Welche Worte hätte die Sprecherin anstelle „Hm“ verwenden können? Geben Sie diese in wörtlicher Rede wieder.	Wie würden Sie dieses Hm bewerten? Eher...	
	Ja	Nein		positiv	negativ
1					
2					
3					
4					
5					
6					
7					
8					
9					
10					
11					
12					
13					
14					
15					
16					
17					
18					
19					
20					
21					
22					
23					
24					

Tabelle 4: Fragebogen zur vorliegenden Studie

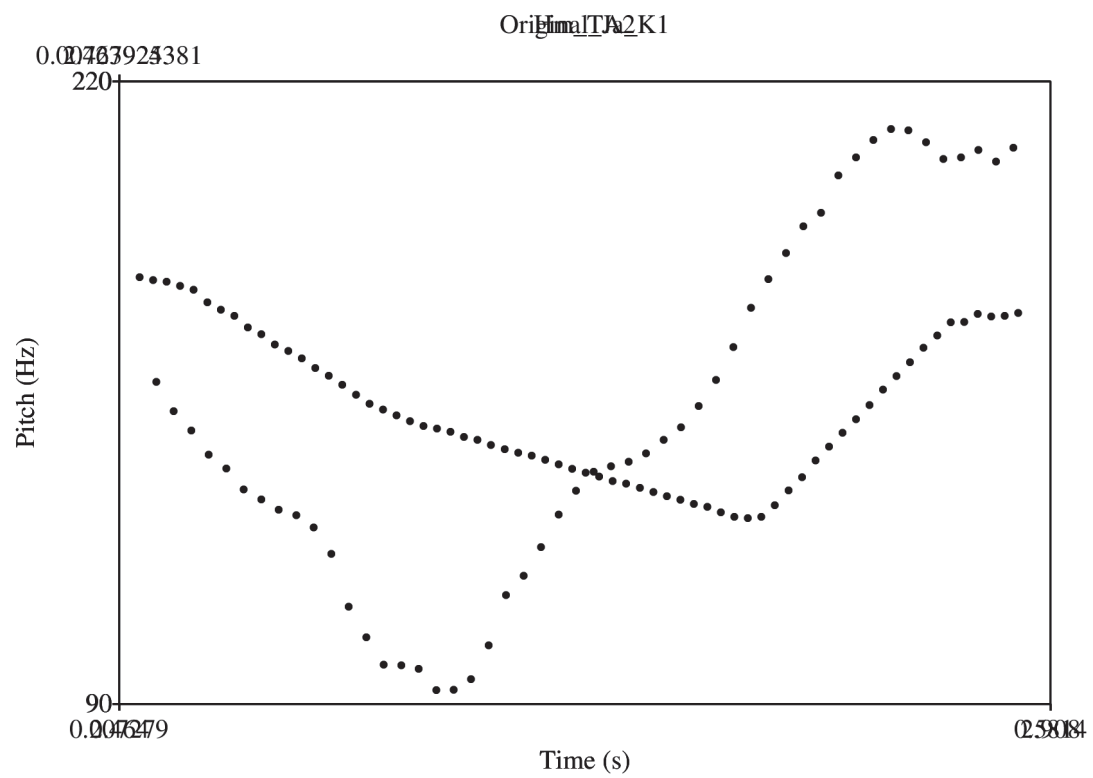


Abbildung 3: Tonhöhenverläufe "ja" nach Schmidt 2001 und TA2 aus Mayen

Sense Disambiguation in Context: Exploiting Regular Polysemy in Adjectives

Dominik Schlechtweg

University of Amsterdam

dominik.schlechtweg@gmx.de

Henning Lange

University of Amsterdam

helange23@gmail.com

Abstract

The process of how an adjective modifies a noun is not yet fully understood. Adjectives are often ambiguous, i.e. have different meanings in different contexts. It was observed that there seems to be a correlation between the meaning an adjective takes and the noun it modifies. Scholars proposed that adjectives can predicate over the telic role of a noun. Furthermore it was shown that the possible meanings of adjective-noun pairs can be derived automatically from a corpus. We want to tie in with this research by building on automatically derived possible adjective-noun meanings in order to disambiguate particular instances of adjective-noun pairs in the context of a sentence. The crux thereby is how we render our data basis context-sensitive. We then show that the results obtained do better than the results obtained for a non-context-sensitive model.

1 Introduction

Natural language is ambiguous. That's an insight that was not accomplished recently, but rather dates back at least to the times of the first philosophers. Aristotle was already concerned with the topic of ambiguity in his *Sophistical Refutations*. Since the linguistic turn in philosophy around the beginning of the 20th century the study of linguistic ambiguity receives increasingly more attention. Ambiguity might be the most challenging aspect of natural language for a scientist. However, the surprising thing about natural language is that although it often seems to be highly underspecified from a scientific point of view, in everyday life communication still works successfully.¹ That is, people accomplish to transfer the intended meaning although

¹ The existence of this gap surely has to do with the various factors known to influence the meaning of a linguistic entity generally known as the *context* of an utterance and the rather

the linguistic entity by which they do this (e.g. a sentence) is generally ambiguous as in (1).

(1) Peter saw the woman with the nice telescope.

Out of context (1) raises a lot of questions: Who's Peter? Which woman is meant? Who has the telescope? Or in which way is the telescope nice: does it look nice or does it have a great magnification? However, in a particular context all the answers to these questions might be clear to the hearer without asking them. This suggests that

- ambiguity in natural language is resolved by the context of an utterance (or linguistic entity) it finds itself in and
- that to a great extent ambiguity might be a structural phenomenon. That is, perhaps the ways in which the meanings of some linguistic entities can differ follow certain linguistic rules that are accessible to every speaker of the language.

We will address both issues in this paper by restricting ourselves to questions like the one above about the adjective: In which way is the telescope nice? That is, we want to predict which meaning a particular adjective-noun pair most probably has in the context of the main verb of a sentence. Thereby we face three main obstacles:

- (i) How to represent the meaning of a noun and the process of adjective-noun composition?
- (ii) How to incorporate context-sensitivity?
- (iii) What is the nature of telic roles?

For (i) we'll rely on the approach of Lapata (2001) which builds theoretically upon Pustejovsky's postulation that adjectives predicate over qualia (e.g. telic roles) in the qualia structure of nouns. Lapata derives a corpus-based model which ranks the possible telic roles that might be predicated over by the adjective. The next section will go into more detail how this is done. Then, for (ii) Lapata's approach is augmented by an additional variable in order to be able to predict which meaning a particular adjective-noun pair most probably has in the context of the main verb of a

late developing linguistic interest in the formal description of this field. It thus still remains a major issue of linguistic research to close this gap, which means to come up with a useful formal description of context. This paper is a tiny contribution to this broader area of research.

sentence. See section 3 for a more thorough explanation. Finally for (iii) we want to present methods to tackle theoretical problems which might arise when one telic role can be expressed by several verbs. It's worth mentioning that these methods are by no way only practically motivated but are justified by theoretical linguistic considerations. Thereby we actually try to improve on what we think could be a downside of Lapata's approach. For that the nature of telic roles and the structure of the linguistic lexicon is investigated. This is done in section 4.

2 How to represent the meaning of a noun and the process of adjective-noun composition?

2.1 Adjectives and the Generative Lexicon

A seminal case of structural ambiguity in natural language are adjectives. As it was accurately described by Pustejovsky (1995) adjectives can have different meanings depending on the noun they modify as in (2).

- (2) a. fast programmer
b. fast plane
c. fast scientist

Lapata (2001:1, her 1)

An intuitive method to grasp the different meanings of *fast* in (2a-c) is to ask in which way referents of the modified noun can be fast. A *fast programmer* is probably someone who types, thinks or programs fast, while a *fast plane* is something which probably flies or starts fast and a *fast scientist* is most probably someone who thinks, writes or develops fast. These ways of being fast can be paraphrased by a verb which is modified by the adjective or the adverb *fast* as in *a plane that flies fast* or *a scientist that thinks fast*.² Now, Pustejovsky postulates a qualia structure which is part of the meaning of the lexical entry of a noun. The meaning an adjective has in an adjective-noun combination then depends on the specific qualia of the modified noun which the adjective predicates over. In the case of *fast plane* the adjective *fast* predicates over the telic role (corresponding to the purpose or function) *fly* of *plane*. As you see this can be paraphrased by *a plane that flies fast*.

Lapata now points out that

² as was observed for adjectives in general by Vendler (1968).

Pustejovsky (1995) does not give an exhaustive list of the telic roles a given noun may have. Furthermore, in cases where more than one interpretations are provided (see Vendler (1968)), no information is given with respect to the likelihood of these interpretations. Out of context, the number of interpretations for fast scientist is virtually unlimited, yet some interpretations are more likely than others: fast scientist is more likely to be a scientist who performs experiments quickly or who publishes quickly than a scientist who draws or drinks quickly.

Lapata (2001:1-2)

She now addresses the task to automatically learn a preference order of telic roles for each adjective-noun pair. Thereby she exploits the above-mentioned fact that the different meanings of an adjective can be paraphrased by a verb which is modified by the adjective or the corresponding adverb. For *fast* she would thus scan a corpus for instances such as in (3).

- (3)
- a. a plane that flies fast
 - b. the man that walks fast
 - c. a computer that is fast to boot
 - d. glasses that break fast

These occurrences are directly extracted from a written language corpus. Basically, by counting these occurrences for every verb a likelihood that the verb is modified by the given adjective can be derived. She then combines this information with the likelihood for every verb to take the modified noun as object or subject. For *plane* she would search for instances as shown in (4).

- (4)
- a. plane flies
 - b. plane starts
 - c. fly plane
 - d. plane accelerates

By the combination a preference order of verbs for each adjective-noun combination is derived. See table 1 for an example.

P(v,n,a,rel)	v1	v2	v3
P(v,problem,easy,OBJ)	solve	deal with	identify
P(v,shoe,good,OBJ)	wear	keep	buy
P(v,difficult,language,OBJ)	understand	interpret	learn

Table 1: Excerpt from table taken from Lapata (2001:4, her table 2) showing adjective-noun pairs and the most probable paraphrasing verbs

In her approach for each adjective-noun pair the different verbs then correspond to the different telic roles of the noun the adjective can predicate over, thus distinguishing the different possible meanings of this adjective-noun combination with one meaning being the most probable one.

2.2 Lapata's Model

The formalization of the above-described combination of information boils down to the calculation of the joint probability

P(a,n,v,rel) where v is the verbal predicate modified by the adverb a (derived from the adjective present in the adjective-noun combination) bearing the argument relation rel (i.e., subject or object) to the head noun n.

Lapata (2001:2)

After various conversions and independence assumptions Lapata ends up with equation (5).³

$$(5) \quad P(a, n, v, rel) = \frac{f(rel, v, n) f(a, v)}{f(v) \sum_i f(v_i)}$$

Lapata (2001:3, her 14)

Thus she has 4 parameters left to estimate from the corpus in order to compute $P(a,n,v,rel)$:

- the frequency of the verb v attested in the argument relation rel with the noun n: $f(rel, v, n)$,⁴
- the frequency of the verb v modified by the adjective or the corresponding

³ See Lapata (2001:2-3) for the details.

⁴ The integration of rel comes from the observation that a noun can stand in different relations to its *telic qualia*. Consider for instance the noun *umbrella*. Suppose its telic role can either have the value *cover* or *keep*. Now, a *good umbrella* can be either an umbrella that covers well or an umbrella that is good to keep. By the difference of these paraphrases we can see that the *cover* and *keep* have a different relation to the noun *umbrella*. This relation is reflected by the surface occurrence of *umbrella* in either a subject relation with *cover* or in a object relation with *keep*. However, we will ignore this, since most nouns show a clear preference for either subj or obj.

adverb a: $f(a,v)$,

- the frequency of the verb v: $f(v)$,
- The sum of the frequency of each verb v_i in the corpus: $\sum_i f(v_i)$

The crucial parameters here are $f(\text{rel},v,n)$ and $f(a,v)$. The preference order of v's for an adjective-noun pair a-n (in a certain argument relation) will depend on how often we count occurrences of the noun n (in a certain argument relation rel) with the verb v, e.g. *plane flies*, and on how often we count the verb v being modified by the adjective or adverb a, e.g. *flies fast*. Roughly spoken, in order to find the generally most probable meaning (some v) of an adjective-noun pair a-n we seek that v with maximal co-occurrence probability with both a and n.

We now exploit Lapata's approach twofold:

- (i) we use the automatically derived telic roles as meaning representation for nouns and to model the compositional process of combining the meaning of an adjective with the meaning of a noun; while
- (ii) we want to use the preference order of possible meanings for adjective-noun combination she derived as a *prior* to calculate the meaning of this combination in context.

3 How to incorporate context-sensitivity?

Lapata's approach is not designed to yield the most probable interpretation of an adjective-noun pair a-n in context. It only generates a general preference order of possible meanings for each a-n out of context. Lapata is well aware of this fact as she notes that

[t]he obtained meanings are not discourse-sensitive; they can be thought of as default semantic information associated with a particular adjective-noun combination. This means that our model is unable to predict that programmer that runs fast is a likely interpretation for fast programmer when the latter is in a context like [...] [(6)].

- (6) a. All the office personnel took part in the company sports day last week.
- b. One of the programmers was a good athlete, but the other was struggling to finish the courses.

c. The fast programmer came first in the 100m.

Lapata & Lascarides (2003:288)

If a speaker now only had access to the information contained in the general preference order Lapata derives, then any a-n, like *fast plane*, had only one possible meaning, which would be the generally most probable one, in this case *fast flying plane*. But as we already saw above this is contradicted by the fact that many a-n's can be ambiguous, just like *fast plane* could also mean *fast starting plane*. Thus the meaning of an a-n must be determined by more information than just the preference order (we probably are able to derive by lexical information). We suggest that much of this information is given by the main verb V a a-n finds itself in. Consider (7) for an example.

(7) The fast scientist passed by.

Which is the more probable meaning for *fast scientist* in this context?: *fast moving scientist* or *fast thinking scientist*? The former seems to be more probable one, since the main verb *passed by* already indicates that the referent of *fast scientist* is moving.⁵

We now want to quantify this information by estimating a context parameter $P(V|v)$ for each v and each V . This parameter then enables us to reorder Lapata's preference order for each a-n according to the main verb V of the sentence a-n is part of. Finally we hope to be able to simply read out the most probable element in this list which would then be the telic role of n which is predicated over by a .

The assumption that the meaning of a-n is mainly influenced by the main verb of the sentence a-n occurs in is of course an oversimplification. Sometimes the identity of the main verb adds no information to the meaning of a-n. Consider for example the sentence *He knows a fast scientist* with the main verb *know*. There is not much that *know* tells us about the meaning of *fast scientist*. The main verb in isolation of the sentence might even be misleading in some cases. Consider the following example: intuitively *fast scientist* could either mean *fast moving scientist* or *fast thinking scientist*. It is easy to construct an example where the main verb hints at one meaning whereas the broader context suggests the other meaning. For example: *The fast*

⁵ Sure, the latter meaning is still possible as in *A fast thinking scientist approached us. The fast scientist passed by*. But in order to be able to disambiguate these instances one would need a complex representation of linguistic context, which goes beyond the scope of this paper. Knowing this we only wish to be able to correctly disambiguate a limited subpart of the instances of adjective-noun combinations we find in our language.

scientist ran the calculations. But as we will see later, incorporating information of the main verb can lead to non-trivial inferences about the meaning of a-n.

3.1 The model

Combining Lapata's model with the context parameter $P(V|v)$ is the same as the calculation of the joint probability $P(a,n,v,rel,V)$. This can be shown by the following conversions. $P(a,n,v,rel,V)$ can be rewritten by applying the chain rule as in (8).

$$(8) \quad P(a,n,v,rel,V) = P(v) P(n|v) P(a|v,n) P(rel|v,n,a) P(V|rel,v,n,a)$$

First note, that the first part of the formula – i.e. $P(v) P(n|v) P(a|v,n) P(rel|v,n,a)$ – in combination with the independence assumptions (9) and (10) corresponds to Lapata's model. We now stepwise reduce $P(V|rel,v,n,a)$ to $P(V|v)$. Our model then corresponds to: *Lapata's model* · $P(V|v)$.

We first make the same independence assumptions as Lapata, see (9-10).

$$(9) \quad P(a|v,n) \approx P(a|v)$$

$$(10) \quad P(rel|v,n,a) \approx P(rel|v,n)$$

By this we assume that

the likelihood of an adverb modifying a verb is independent of the verbs arguments (see [9]). Accordingly, we assume that knowing that the adverb a modifying the verb v will contribute little information to the likelihood of the relation rel which depends more on the verb and its argument n (see [10]).

Lapata (2001:2)

We then make additional independence assumptions concerning $P(V|rel,v,n,a)$ see (11), (12) and (13).

$$(11) \quad P(V|rel,v,n,a) \approx P(V|v,n,a)$$

$$(12) \quad P(V|v,n,a) \approx P(V|v,n)$$

$$(13) \quad P(V|v,n) \approx P(V|v)$$

Consider (11). As is also indicated by Lapata (2001) once noun and telic role are fixed there is a strong preference for either a subject or an object interpretation, i.e. either $P(subj,v,n)$ or $P(obj,v,n)$ is near 0. This means that $P(a,n,v,rel,V)$ is near 0 in this case (since $P(a,n,v,rel,V) \propto P(rel,v,n)$). Thus it doesn't matter which value we have for this relation. On the other side we have then that $P(V|prefrel,v,n,a) = P(V|$

v,n,a), which is the important case for us to consider. Furthermore, in (12) we assume that once the meaning of noun and telic role are fixed as in *plane that flies* the likelihood of the main verb taking the noun as argument is not any more influenced by the adjective modifying the noun. This is for instance to say that the frequency of a sentence like *They saw the fast flying plane* is similar to that of a sentence like *They saw the slowly flying plane*. Finally in (13) we assume that once the telic role is fixed the noun doesn't contribute much information with respect to the likelihood of the main verb. This is to say that phrases like *saw fast flying plane* and *saw fast flying helicopter* occur equally often.

3.2 Procedure of Parameter Estimation

The parameter $P(V|v)$ was estimated using a dependency parsed version of the UKWaC corpus⁶. For the estimation a 11,6 GB subset of the corpus was used. Lapata provided us with her estimation of $P(a,n,v,rel)$. It was estimated using a part-of-speech tagged and lemmatized version of the British National Corpus which contained roughly 100 million words. We then combined our estimation of $P(V|v)$ and her estimation of $P(a,n,v,rel)$ to obtain $P(a,n,v,rel,V)$. The question remains which syntactic structure should be exploited to estimate $P(V|v)$. We proceed as Lapata: the basis of her estimation are structures like

(14) a chair to comfortably sit on

By making independence assumptions data sparseness problems are tackled and the estimation is split up into parts.

We observed that structures like (14) are embedded in full sentences, like

(15) A chair to comfortably sit on stood in the hallway.

We proceed in a similar way and what we are interested in is the co-occurrence of a matrix verb V (*stood* in (15)) with the main verb of an embedded sentence v (*sit on* in (15)). Thus, the corpus is scanned for syntactic structures where a verb is dependent on a noun which in turn is dependent on another verb. Let $a \rightarrow b$ denote a 's dependence on b in a dependency parsed corpus, then the syntactic structure $v \rightarrow N \rightarrow V$ are extracted and used to estimate $P(V|v)$. Naturally, $P(V|v)$ is estimated from the joint frequency by $P(V|v) = \frac{f(v,V)}{f(v)}$.

6 UKWaC. <<http://wacky.sslmit.unibo.it/doku.php?id=corpora>>. Last visit: October 27, 2013.

4 What is the nature of telic roles?

The number of telic roles in the preference order for one adjective-noun combination derived by Lapata is potentially as high as the number of verbs in the corpus she works with. However, storage space in the human brain is not infinite. Thus there can be only a finite number of telic roles a noun can hold and thus an adjective-noun combination can only have a finite number of meanings. As Lapata wants to find out if "the meanings of these adjective-noun combinations [can] be acquired automatically" (2001:2) it should matter to her which of the verbs she lists in the preference order can actually be regarded as the meaning of that adjective-noun combination.⁷ This would mean to evaluate the results obtained theoretically and not only empirically (against human judgements). We want to make one step into this direction by presenting methods to systematically reduce the number of possible meanings of an adjective-noun combination.

4.1 Qualia Clustering

When designing a scientific theory we try to make it as easy as we can on the one hand, while on the other hand we try to reach as much descriptive adequacy as possible. For a linguistic theory of meaning this implies to search for meaning patterns that we can account for by rules rather than enumerating all possible meanings. That's what Pustejovsky does within his theory of the Generative Lexicon. He reduces the size of the linguistic lexicon by ascribing more general meanings to nouns, which he calls qualia structure. One qualia in this structure is the telic role. If we want to keep the theory as simple as we can, it seems undesirable to assume more telic roles as part of the meaning of a noun as one actually has to. Now, if we consider the sets of telic roles derived by Lapata, we soon recognize that there are many semantically very similar telic roles associated with the same adjective-noun pair. Consider for instance (16).

- (16) a. fast walking lady
b. fast running lady
c. fast going lady

By Lapata's algorithm for all three of these combinations similar probabilities are

⁷ Sure, one could simply say the higher the likelihood of the telic role, the higher it's probability to be part of the lexicon. But where's the cut? And there are further problems as we'll see beneath.

derived. However, it seems somehow unnecessary to include *walk*, *run* and *go* in the lexical entry of *lady*. It seems to be more adequate to include one telic role *move* in the lexical entry of *lady* covering all three meanings. This should work, since a *fast lady* can actually be fast in any moving sense one can imagine: *fast punching lady*, *fast flying lady*, *fast climbing lady*, etc. This seems to be even more evident in the case of synonyms. For this consider (17).

- (17) a. problem easy to resolve
b. problem easy to solve

Lapata's ranking would include two different entries for *easy problem* for a and b. But do we want to consider a and b as two different meanings of *easy problem*? Rather not. Note that this can also be problematic for Lapata, as she wants to derive the right preference order. If one would consider *solve* and *resolve* to be one meaning of *easy problem*, one would add the probabilities for both meanings. Thus this meaning might be ranked higher in the preference order. It's surprising that according to Lapata's evaluation this has no effect on the correctness of her preference order. Let's now look at how we want to solve this problem.

In order to reduce the number of possible meanings for an adjective-noun combination we want to group telic roles. We have to do this grouping systematically such that we still derive an intuitive preference order. Therefore we group telic roles according to semantic similarity. Thereby the degree of semantic similarity is the crucial factor to determine, since it determines how broad the meaning units (i.e. qualia) of nouns are which underly the degree of ambiguity, i.e. how many different meanings an adjective-noun combination can have. Because of the limited scope of this paper we cannot go into this in detail. Thus here we only choose strategies that seem plausible to us without providing a precise theoretical or empirical motivation. We define a mapping Q from telic roles to sets of telic roles. Q maps each telic role v to the set of telic roles S which contains all telic roles v' that are semantically similar to v . By this we get a number of sets S' . (Note that these can be non-disjunct in principle. We later guarantee that all S' are disjunct. This is important, since we don't want to give certain unclear v 's more influence on the preference order than clearly decidable v 's.) We then do not determine anymore the probability of an adjective-noun pair $a-n$ to mean v (with n and v standing in relation rel), $P(a,n,v,rel)$, but instead the probability $P(a,n,S,rel)$ which is defined by (18).

$$(18) \quad P(a, n, S, rel) = \sum_{v' \in S} P(a, n, v', rel)$$

This simply means that for each a - n we add the probabilities of semantically similar v 's derived by Lapata. By application of (18) for each set S we derived, we generate a new preference order $P(a, n, S, rel)$.

4.2 WordNet

We propose two strategies to determine S for each v , i.e. to find semantically similar v 's. These strategies in turn have influence on the degree of semantic similarity the members of S have to v . The first method is to use a manually created knowledge source. We used WordNet⁸, a freely available lexical database of English nouns, verbs, adjectives and adverbs. These are grouped into sets of cognitive synonyms (synsets). Synsets are interlinked by means of conceptual-semantic and lexical relations like hypernymy⁹. We meet the problem that each v is highly ambiguous. Thus, if we don't want v to be part of more than one S , we don't know which meaning of v we to use in order to determine the semantically similar v 's.¹⁰ We solve this problem by choosing the generally most probable meaning of v . In order to determine S for v we wrote an algorithm which first searches for v in WordNet. Then it considers all meanings of v and searches for their most general hypernyms. It then stores those hypernyms which are most frequently found. If more than one hypernym is stored, that hypernym for v is put out which is first stored (since WordNet seems to order word senses roughly by decreasing frequency). The synset h is then equated with S . By this we guarantee that every v will only be mapped to one S . Thus all S are disjunct.

By relying on most general hypernyms we reach a rather rough grouping of verbs. WordNet groups verbs into some basic categories named like *ACT*, *TRAVEL* or *CHANGE*. One can reach one of these categories by considering the most general hypernym of a verb. Since these categories form intuitive meaning units, we decided that they are well-suited candidates for meanings of adjective-noun combinations.

8 WordNet. <<http://wordnet.princeton.edu/wordnet>>. Last visit: October 27, 2013.

9 A hypernym is the "generic term used to designate a whole class of specific instances. Y is a hypernym of X if X is a (kind of) Y ." <<http://wordnet.princeton.edu/wordnet/man/wngloss.7WN.html>>. Last visit: October 27, 2013.

10 One could avoid this problem by disambiguating each v during the calculation of $P(a, n, v, rel)$, but this would mean considerably more effort.

4.3 Conditional Distributional Semantic Model

Our second strategy to determine S for each v is to build a semantic vector space model. This model then enables us to measure the semantic similarity of two verbs by computing their (cosine) distance in the vector space. Distributional semantic models (citation) have proved to be suitable model of lexical semantics in a lot of use cases and moreover the resulting vector model allows the application of ordinary clustering methods like Gaussian Mixture Models or k-Nearest Neighbors. Ultimately, our goal is to cluster verbs into a general telic role, e.g. *run*, *walk*, *drive* should in theory become a member of a *move* cluster. We observed that the meaning of a verb is often dependent on the context, e.g. *break* and *undo* mean something similar in the context of *spell* but something not as similar in the context of *table*. Thus, we propose a conditioned Distributional Semantic Model. The idea is not to create one vector space but to build one for every noun based only on sentences (or other units of meaning) containing the noun. Then, the verbs are clustered into general telic roles based on the vector space model of the noun.

4.4 Theoretical issues

Qualia Clustering poses many questions. We don't know how many senses a word can have, i.e. we don't know how fine-grained senses should be. That is, how big are clusters in general? Clusters are characterized by semantic similarity. In order to find the cluster a given verb belongs to we have to know which meaning of the verb to choose, since this determines the semantically similar verbs. That is, we don't have an exact disambiguation of the derived adjective-noun meanings; or meanings are ambiguous. Sure, in the context of adjective and noun the meaning might be sufficiently disambiguated, but this is not formalized and to come up with an automatic word sense disambiguation for verbs in the presence of only an adjective and a noun is not trivial. We solved this for the WordNet approach by, roughly speaking, choosing the generally most probable verb meaning.

Additionally, theoretical problems occur. We strongly modify Pustejovsky, since we say no more that the telic role is predicated over, but rather a more general meaning: *walk* \rightarrow *move*. This needs a theoretical justification.

5 Evaluation

We chose to evaluate our results against Lapata's results that were already judged to

be adequate by human subjects. As one can see in table 2, our model is able to make non-trivial inferences and it reorders Lapata’s results substantially. One of the most striking examples in the opinion of the authors is that *hard fish* in a sentence like *He caught the hard fish* means *hard to spot*. This inference seems to be intuitively correct and it is not that obvious.

P	v1	v2	v3	v4
P(v,child,slow,SUBJ, walk)	come	react	go	walk
P(v,child,slow,SUBJ)	take	protect	adopt	move
P(v,child,slow,SUBJ, study)	grow	learn	begin	develop
P(v,child,slow,SUBJ)	take	protect	adopt	move
P(v,customer,difficult,OBJ, persuade)	convince	recruit	motivate	identify
P(v,customer,difficult,OBJ)	persuade	attract	deal with	assess
P(v,customer,difficult,OBJ, fight)	persuade	keep	find	see
P(v,customer,difficult,OBJ)	persuade	attract	deal with	assess
P(v,food,easy,OBJ, feed)	eat	swallow	find	consume
P(v,food,easy,OBJ)	eat	find	obtain	use
P(v,food,easy,OBJ, prepare)	cook	eat	handle	find
P(v,food,easy,OBJ)	eat	find	obtain	use
P(v,stuff,hard,OBJ, tell)	get	believe	play	find
P(v,stuff,hard,OBJ)	get	handle	believe	find
P(v,stuff,hard,OBJ, buy)	sell	get	put	believe
P(v,stuff,hard,OBJ)	get	handle	believe	find
P(v,fish,hard,OBJ, catch)	spot	catch	keep	find
P(v,fish,hard,OBJ)	keep	swallow	catch	find
P(v,fish,hard,OBJ, cook)	eat	find	clean	prepare
P(v,fish,hard,OBJ)	keep	swallow	catch	find

Table 2: Preference order obtained from our model compared to the context-insensitive baseline

For the evaluation of our results we presented 11 subjects, among them native as well as non-native speakers, with 10 minimal sentences like (19).

(19) A slow child walked.

Then they were presented with two preference orders of meanings of the adjective noun pairs each containing the 4 most probable meaning paraphrases for the adjective-noun pair in question (here *slow child*). The two preference orders corresponded to Lapata’s context-insensitive and our context-sensitive results derived for the sentences in question. Then informants were asked to decide which preference order better paraphrases the possible meanings the adjective-noun pair in the context of the sentence in question could have. In 84.5% of cases our preference order was chosen. This shows that in a very limited context our approach can derive

a preference order that is at least better than the prior, i.e. context-independent preference order derived by Lapata. One could reasonably think of alternative ways to estimate a context-parameter. Some promising ways seem to be

- (i) raw co-occurrences between v and V ,
- (ii) semantic similarity between v and V and
- (iii) mutual information between $P(V|v)$ and $P(v|V)$.

These all reflect the idea that the parameter should mirror the dependence between v and V .¹¹ Finally we decided on $P(V|v)$ because of theoretical and empirical reasons. First, as shown in section 3, we were able to derive $P(V|v)$ analytically. Second, we ran the model on a couple of other parameters (i.e. (i) and (iii)) and had what we judged to be much worse results (though not evaluated against human subjects).

6 Conclusion

Let's recapitulate the above: Generally speaking our overall goal was the automatic derivation of adjective-noun meanings in context relying on no manually created knowledge source (e.g. ontologies). Specifically spoken our aim was to reorder the context-insensitive preference orders for meanings of adjective-noun pairs according to the context we find them in. Thereby we restricted the context to the main verb of the sentence, i.e. the verb which the adjective-noun pair in question is an argument of. We used the context-insensitive results of Lapata and combined them with a context parameter. This context parameter we estimated on co-occurrences of matrix verbs with embedded main verbs. We showed that our approach produces meaning preferences that human informants judge better than the generally most probable meanings. We then presented qualia clustering as an idea to cope with theoretical problems concerning the nature of telic roles and with empirical problems concerning the estimation of the context parameter. What seems very important to us to mention is the following: our results, as we already said above, have to be seen in the context of the fact that most natural language consists of more context than just a main verb

¹¹ Although we won't go into the pros and cons of each of these, one general problem most of these have in common (not semantic similarity) shall be mentioned here: As long as we base the estimation on co-occurrences it will happen that there will be a low probability for the parameter where $v = V$. That is for instance $P(\text{run}|\text{run})$ will be low. Thus $P(\text{child}, \text{run}, \text{fast}, \text{subj}, \text{run})$ for *a fast (running) child ran* will be low. But this doesn't reflect the intuition that if a fast child runs, then it's probably a fast running child. A first idea to resolve this problem is qualia clustering as described above.

of a sentence. Thus we do not yet know how much the method presented by us can help in solving the overall task of disambiguating natural language. However, as some preliminary considerations of ours suggest, the main verb might not be such a strong indicator for the meaning of an adjective-noun pair. Consider (20) for instance.

(20) He knows the fast scientist.

How much information do we gain about the meaning of *fast scientist* if we look at the main verb *know*? Additionally we suppose that in many cases the meaning of an adjective-noun pair is already sufficiently determined by the preceding discourse. Furthermore, there are instances where only considering the main verb is clearly misleading. Consider again the example (21).

(21) The fast scientist ran the calculations.

If we only look at *The fast scientist ran* we might come up with a meaning like *fast running scientist* rather than *fast calculating scientist*, which seems to be inadequate. On the other hand there are cases where the main verb seems to be strongly indicative of the meaning of the adjective-noun pair. These seem to be exactly the cases where the referent of the adjective noun pair is not yet part of the discourse universe, i.e. is newly introduced. Consider (22) to be the beginning of a story.

(22) Once upon a time in the West a fast cowboy rode alongside a river.

As we know nothing about the cowboy yet, the main verb is a strong indicator for the meaning of the adjective-noun pair. This observation is crucial, since it enables us to isolate the cases for which our method should find its application. Our method could, thus, play a role in a more sophisticated system for disambiguation. Such a system clearly has to incorporate a qualitative representation in order to determine discourse referents that can be predicated over.¹²

¹² We also want to point out problems that Lapata's approach, i.e. the approach we build on, has. First, ambiguity creates problems. Lapata does not distinguish different verb senses. This is due to a missing parameter $P(a,n)$ connecting a and n . This leads to derivation of senseless meanings. Consider e.g. *juicy (looking) table*. This seems senseless, since tables are not juicy in general. But since *juicy* occurs with *look* and *look* with *table*, *look* might have a high probability for this combination. Additionally there is no interpretation given of the verb senses derived. Thus her results are themselves ambiguous. Second, there is nothing said about non-telic-role predication. Consider *hard fish*. This can reasonably refer to a fish with a hard texture. For this we don't find paraphrasing verbs. But it seems to be a very probable meaning. In this case it seems not to be the telic role that is predicated over but rather another qualia postulated by Pustejovsky describing the physical constitution of an object. Lapata completely fails to derive this.

References

- Mirella Lapata. 2001. *A Corpus-based Account of Regular Polysemy: The Case of Context-sensitive Adjectives*, in Proceedings of the Conference of the North American chapter of the Association for Computational Linguistics (NAACL).
- Mirella Lapata & Alex Lascarides. 2003. *A Probabilistic Account of Logical Metonymy*, in Computational Linguistics, 29(2), 263-317.
- James Pustejovsky. 1995. *The Generative Lexicon*. The MIT Press. Cambridge, MA.
- Zeno Vendler. 1968. *Adjectives and Nominalizations*. Mouton, The Hague.

Sanna Schulte

Die Artikulation des Traumas – Über die Versprachlichung traumatischer Erfahrungen und ihrer Folgen mit einem Fokus auf literarische Texte

Es ist schwierig, traumatische Erfahrungen zu artikulieren. Nicht nur, weil es sich eben um traumatische Erfahrungen handelt und der Zugang zu ihnen schwierig ist; also nicht nur, weil es Überwindung kostet, über diese Erfahrungen zu sprechen. Sondern auch, weil die Sprache mit ihrer ordnenden Struktur dem nur schwer einzuordnenden Trauma diametral gegenübersteht und somit vielleicht gar nicht als angemessenes Ausdrucksmittel betrachtet wird. Neben der psychologischen Dimension der Artikulation des Traumas steht also ein Vergleich der Beschaffenheit des Traumas und der Beschaffenheit der Sprache. Dieser Vergleich soll hier vorgenommen werden und ist spannend hinsichtlich der Frage, was eine angemessene und adäquate Form für die Artikulation des Traumas ist.¹

Innere Zustände zu verbalisieren, ist oft ein mit vielerlei Problemen behafteter Übersetzungsprozess. Gefühle sind schwer auszudrücken, obwohl uns die Sprache ein wohlbekanntes Repertoire dafür zur Verfügung stellt. Starke Wut oder Traurigkeit sind oftmals nicht hinreichend ausgedrückt, wenn wir sagen, wir seien traurig oder wütend. Wir transportieren Gefühle eher über die Art, wie wir etwas sagen, als darüber, was wir sagen. Das ist nicht unbedingt einem begrenzten Wortschatz für die facettenreichen Gefühle geschuldet, sondern vielmehr dem Unvermögen der Person, die wütend oder traurig ist, den eigenen Zustand zu analysieren. Starke Emotionen führen in den meisten Fällen dazu, dass man sich nicht von außen betrachtet und die eigene Situation nicht reflektieren kann. Es heißt dann, jemand sei in seinen Gefühlen gefangen oder sehr von ihnen eingenommen. Im Falle des Traumas muss man sich diese Art von Gefangenschaft als dauerhaften Zustand denken. Es gehört zu den herausragenden Eigenschaften des Traumas, dass es – besonders bei einem hohen Grad der Traumatisierung – seine eigene Bewusstwerdung ausschließt.² Die

¹ An dieser Stelle sei Gerrit Kotzur gedankt, der mit seinem Vortrag *An den Grenzen des Sagbaren* dieses Problem der Verbalisierung traumatischer Erfahrung bereits auf der 54. Studentischen Tagung Sprachwissenschaft in Düsseldorf zur Sprache gebracht hat. Während Gerrit Kotzur sich auf die diskursive Verarbeitung traumatischer Erlebnisse im Forum *Psychotherapiepraxis.at* fokussiert hat, sollen hier die literarischen Bearbeitungen von Traumata im Vordergrund stehen.

² Vgl. Laub, Dori: Zeugnis ablegen oder Die Schwierigkeiten des Zuhörens. Ein Bericht, der noch zu geben ist. Aus dem Amerikanischen von Jörg Kreienbrock und Johanna

Sprache bildet dagegen jedoch einen Rahmen für Gefühle und psychologische Prozesse, der nicht nur Ordnung und Chronologie voraussetzt, sondern auch eine Metaperspektive auf den eigenen Zustand. Die Schwierigkeit, innere Zustände in der Sprache abzubilden, kulminiert im Versuch der Artikulation eines Traumas.

Den hier aufgezeigten Schwierigkeiten, traumatische Zustände angemessen in Sprache zu übersetzen, zum Trotz widmet sich die Nobelpreisträgerin Herta Müller in ihren Texten unterschiedlichen Traumata. Sie behandelt die Diktatur Nicolai Ceaușescus, die Gewalt im banatschwäbischen Dorf, die Verschleppung ins russische Arbeitslager oder das Leben im Exil und legt dabei einen besonderen Schwerpunkt auch die psychischen Folgen, die mit den Erlebnissen der Verfolgung, der Deportation oder der Fremdheit einhergehen. Anhand des Romans *Atemschaukel* soll aufgezeigt werden, welche Strategien Herta Müller verwendet, Traumata darzustellen.³ Der Roman ist eines der prominentesten Beispiele der Gegenwartsliteratur für die sprachliche Gestaltung eines Traumas. In der *Atemschaukel* beschreibt der Erzähler und Protagonist Leopold Auberg mit einem Abstand von sechzig Jahren die Geschichte seiner eigenen Deportation in ein russisches Arbeitslager. Meine Analyse wird der Frage nachgehen, inwiefern der Prozess der Artikulation als Prozess der Bewusstwerdung des Traumas verstanden werden kann und welche Strategien Herta Müller anwendet, um der traumatischen Erfahrung und ihren Folgen eine angemessene sprachliche und künstlerische Form zu geben.

Aus Gesprächen mit traumatisierten Personen sind Muster des Erzählens von traumatischen Erlebnissen abgeleitet worden.⁴ Die sprachlichen Verfahren der Traumadarstellung, die in diesen Gesprächen erkennbar sind, lassen sich in einer literarisierten und künstlerischen Form auch in Herta Müllers *Atemschaukel* finden. Während die Analyse der Erzählstrategien im therapeutischen Umgang mit Traumatisierten „als Diagnostikum für die Schwere des Traumas“ oder „für den Prozess einer

Bodenstab. In: ‚Niemand zeugt für den Zeugen‘. Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah. Frankfurt am Main 2000. Hrsg. v. Ulrich Baer. S. 68-83, hier S. 68.

³ Dabei beziehe ich mich auf Motive, die ich im Rahmen meiner Dissertation *Bilder der Erinnerung*. herausgearbeitet habe. Die Dissertation untersucht die Bedeutung von Trauma und Erinnerung für die literarische Konzeption von Herta Müllers *Reisende auf einem Bein* und *Atemschaukel*.

⁴ Deppermann, Arnulf; Lucius-Hoene, Gabriele: Trauma erzählen – kommunikative, sprachliche und stimmliche Verfahren der Darstellung traumatischer Erlebnisse. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 7. 1 (2005). S. 35-73.

narrativen Therapie⁵ Verwendung findet, ist sie in der Erschließung eines literarischen Textes vielmehr die Möglichkeit, sich dem erzählerischen Konzept des Textes anzunähern.⁶

Die Beobachtungen in den Gesprächen mit Traumapatienten betreffen zunächst einmal die Zeit, denn das Dargestellte erscheint charakteristischerweise enttemporalisiert. Es entzieht sich einer nachvollziehbaren Chronologie und Kontextualisierung, dazu gehören auch Darstellungslücken und Zeitebenenverschränkungen.⁷ Der fehlende Zusammenhang in der Darstellung ist auf eine nicht oder nur unzureichend erfolgte Integration des Geschehenen in das Bild von der eigenen Persönlichkeit zurückzuführen – dem traumatischen Erlebnis werden Ort und Zeit in der Erinnerung verweigert. Die *Atemschaukel* folgt diesem Darstellungsmuster: Die meisten Kapitel sind kurz und fragmentarisch. Sie weisen keine Chronologie auf, sondern vermitteln eher den Eindruck eines sprunghaften Erzählens. Dem Leser werden die Lagerjahre nicht als zusammenhängende Erfahrung präsentiert. Stattdessen ergeben einzelne Episoden, Begebenheiten, sehnsüchtige Erinnerungen des Lagerinsassen an die Kindheit oder die Beschreibungen der Arbeitsmaterialien ein Mosaik der Erfahrung des Lagers. Das episodenhafte und fragmentarische Erzählen spiegelt die Erzählsituation wider: Leopold Auberg erinnert sich nach sechzig Jahren an Einzelheiten aus seiner Lagerzeit. Die Erinnerung ist nicht chronologisch und zusammenhängend. Oft werden nur Bruchstücke und vereinzelte Erlebnisse erinnert. Die fehlende Kontinuität in der *Atemschaukel* ist auf die fehlende Kontinuität der Erinnerung – besonders der traumatischen Erinnerung – zurückzuführen.

Auch die charakteristischen Zeitebenenverschränkungen zeichnen die *Atemschaukel* in hohem Maße aus: Der Erzähler wechselt zwischen dem erinnerten Erleben der Vergangenheit und dem gegenwärtigen Erleben im Erzählvorgang, er setzt außerdem das traumatische Erlebnis in Bezug zu sehr viel späteren Ereignissen wie plötzlichen Erinnerungen an diese Situation oder Albträumen und verschränkt auf diese Weise Vergangenheit und Gegenwart. Der Erzählvorgang trennt nur scheinbar

⁵ Ebenda, S. 35.

⁶ Ein literarischer Text ist vor allem insofern nicht mit dem therapeutischen Gespräch vergleichbar, als der Erkenntnisgewinn nicht auf die Psyche der Autoren gerichtet ist, sondern auf ihre Konzeption des Textes. Dabei ist ein völlig anderer Grad der Bewusstheit vorauszusetzen, der besonders bei der Untersuchung der Reflexion der Erzählstrategien Berücksichtigung finden soll.

⁷ Vgl. Deppermann; Lucius-Hoene: Trauma erzählen, S. 63.

zwischen dem jungen Lagerinsassen und dem alten Erzähler, die gleichzeitig als eine Person wahrgenommen werden können, bei der Vergangenheit und Gegenwart zusammenlaufen.

Zunächst könnte man meinen, dass der Abstand von sechzig Jahren, den der Erzähler zu dem von ihm erlebten Trauma hat, die Artikulation vereinfacht. Man geht davon aus, dass der zeitliche Abstand eine emotionale Distanz miteinschließt. Der Anfang der *Atemschaukel* verdeutlicht jedoch, dass das Gegenteil der Fall sein kann. Die Beeinträchtigung des Erzählers, die über sechzig Jahre andauert, zeigt an, wie schwer das Trauma wiegt: Bereits die ersten Sätze der *Atemschaukel* charakterisieren die Erinnerung an die Deportation als eine Last. Das Gepäck kann hier mehrdeutig gelesen werden; es bezieht sich einerseits auf das Kofferpacken vor der Deportation und evoziert andererseits die traumatische Erinnerungslast nach der Lagerzeit:

Alles, was ich habe, trage ich bei mir.
Oder: Alles Meinige trage ich mit mir.⁸

Schon auf den ersten Seiten der *Atemschaukel* wird deutlich, dass hier nicht der siebzehnjährige Leopold Auberg erzählt, der gerade deportiert wird, sondern der alte Leopold Auberg, der sich an seine Deportation erinnert und der sich an seine Gefühle erinnert, die ihm schon fremd vorkommen und naiv: „Und ich habe es genommen und mir gedacht mit meinen siebzehn Jahren, dass dieses Wegfahren zur rechten Zeit kommt.“⁹ Was auf ihn zukommt, ahnt der Jugendliche nicht, während der Erzähler weiß – und auch den Leser schon erahnen lässt –, welche Folgen die Deportation in den nächsten fünf Jahren und auch darüber hinaus für ihn hatte und bis in die Erzählsituation hinein hat.

Die Trennung zwischen der Perspektive des jungen Leopold Auberg im Lager und der des älteren Erzählers in der *Atemschaukel* ist interessant, weil durch den Blick des jungen Mannes auf das zeitlich noch vor ihm liegende Lager die subjektive Wahrnehmungsperspektive re-inszeniert wird. Die begrenzten Wissensbestände des

⁸ Müller, Herta: *Atemschaukel*. Roman. München 2009, S. 7. Diese ersten Sätze der *Atemschaukel* gehen zurück auf den Ausspruch „Omnia meo mecum porto“, den Cicero dem griechischen Philosophen Bias von Priene zugeschrieben hat.

⁹ Ebenda.

erzählten Ich eröffnen dem Leser den Wahrnehmungsraum und die Erlebensperspektive der erzählten Zeit.¹⁰

Die große Distanz zwischen dem jungen Auberg und sich selbst macht der Erzähler in der *Atemschaukel* nicht nur an der Erfahrung des Lagers, sondern ebenfalls an der Wahrnehmung des Wortes ‚Lager‘ deutlich, das sich für ihn durch seine Erfahrung grundlegend verändert hat. Herta Müller nutzt an dieser Stelle die Schilderung des Schreibprozesses, um das Trauma des Protagonisten anhand der veränderten Assoziationen des Wortes ‚Lager‘ zu verdeutlichen. Für den älteren Auberg bedeutet das Wort sehr viel und es ist eine Zusammenfassung des Schreckens, den er in fünf Jahren Lager erlebt hat, so dass er sich kaum vorstellen kann, welche Bedeutung und Vorstellung er als junger Mann vor der Deportation mit dem Wort verbunden hat:

Ich weiß nicht mehr, ob die Patrouille bei uns im Haus das Wort LAGER ausgesprochen hat. Und wenn nicht, welches andere Wort außer RUSSLAND. Und wenn ja, dann hat mich das Wort Lager nicht erschreckt. Trotz Kriegszeit und dem Schweigen meiner Rendezvous im Nacken steckte ich mit meinen siebzehn Jahren immer noch in einer hellen dummen Kindheit. [...] Für das Wort LAGER war mein Hirn taub.¹¹

Herta Müllers Roman zeichnet sich allerdings auch dadurch aus, dass die erzählte Zeit nicht nur die Erlebnisse des Lagers umfasst, sondern weit darüber hinausreicht und einen Bogen zur Erzählsituation spannt. Die für die Traumaerzählung charakteristische Re-inszenierung der subjektiven Wahrnehmungsperspektive bleibt ebenfalls nicht auf die Erlebnisse der Lagerzeit begrenzt, sondern erstreckt sich auch auf die Erlebnisse, in denen es durch Träume und Flash-backs zu einer erinnernden Wiederholung der traumatischen Erlebnisse kommt.

Gerade durch die Darstellung der Erlebensperspektive werden nicht nur die Ängste und die Verzweiflung thematisiert, sondern auch Körperreaktionen des Protagonisten Leopold Auberg geschildert. Sie machen die Ausmaße des Traumas deutlich, das die Lagerzeit bei Auberg hinterlassen hat. Es wird ein genaues Bild der Angstzustände eines Heimgekehrten, seiner zwanghaften Erinnerung, seiner Schlafstörungen und seiner Angst, wieder deportiert zu werden, gezeichnet. Leopold Aubergs

¹⁰ Vgl. zur Erlebensperspektive mit der Re-inszenierung der subjektiven Wahrnehmungsperspektive und Beschränkung auf die begrenzten Wissensbestände Deppermann; Lucius-Hoene: Trauma erzählen, S. 64.

¹¹ Müller: *Atemschaukel*, S. 11f.

Angst ist so groß, dass aus der psychischen Not auch eine körperliche mit Beklemmung, Atemnot und Magenbeschwerden wird:

Seit sechzig Jahren will ich mich in der Nacht an die Gegenstände aus dem Lager erinnern. [...] Ich weiß nur seit sechzig Jahren nicht, ob ich nicht schlafen kann, weil ich mich an die Gegenstände erinnern will, oder ob es umgekehrt ist. Ob ich mich mit ihnen herumschlage, weil ich sowieso nicht schlafen kann. So oder so, die Nacht packt ihren schwarzen Koffer gegen meinen Willen, das muss ich betonen. Ich muss mich erinnern gegen meinen Willen. Und auch wenn ich nicht muss, sondern will, würde ich es lieber nicht wollen müssen.

Manchmal überfallen mich die Gegenstände aus dem Lager nicht nacheinander, sondern im Rudel. [...] Sie wollen mich nachts deportieren, ins Lager heimholen, wollen sie mich. Weil sie im Rudel kommen, bleiben sie nicht nur im Kopf. Ich habe ein Magendrücken, das in den Gaumen steigt. Die Atemschaukel überschlägt sich, ich muss hecheln. [...]

Wenn mich nachts die Gegenstände heimsuchen und mir im Hals die Luft abdrosseln, reiße ich das Fenster auf und halte den Kopf ins Freie. [...] Mein Atem findet wieder seinen Takt. Ich schlucke die kalte Luft, bis ich nicht mehr im Lager bin.¹²

In diesen Situationen, in denen sich neben einem erneuten Durchleben der Ängste auch eine Bewusstwerdung der eigenen Traumatisierung andeutet, spiegelt sich die für den Erzähler schmerzhafteste Erzählsituation. Im Sinne von Freuds paradigmatischem Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten wird der Erzähl- und Schreibprozess als Phase der intensiven Auseinandersetzung dargestellt. Dabei wird nicht nur der Erzählprozess gegenüber dem Leser reflektiert, sondern auch ein früherer Versuch der literarischen Bearbeitung des Themas zur Veranschaulichung der schmerzhaften Erinnerungsarbeit geschildert: Der Erzähler, der sich „so tief und so lang ins Schweigen gepackt“¹³ hat, beschreibt, wie er damit begonnen hat, die Erlebnisse des Lagers in Notizheften festzuhalten. Diese Hefte spiegeln den Prozess der Erinnerung und der Offenbarung der eigenen Verwundbarkeit wider, die Auseinandersetzung mit der traumatischen Vergangenheit wird hier auch markiert als Wiederholung und somit auch Verlängerung des Traumas.¹⁴ Leopold Aue hat

¹² Ebenda, S. 33f.

¹³ Ebenda, S. 9.

¹⁴ Die Wiederholung wird beispielsweise von Judith Butler als Verlängerung des Traumas charakterisiert: „Niemand hat jemals eine Verletzung durchgearbeitet, ohne sie zu wiederholen: Ihre Wiederholung ist sowohl die Verlängerung des Traumas als auch das, was noch in der traumatischen Struktur als Distanz zu sich selbst erscheint, die konstitutive Möglichkeit, anders zu sein.“ (Butler, Judith: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Aus dem Englischen von Kathrina Menke und Markus Krist. Frankfurt a. M. 1998, S. 147.) Auf eine vergleichbare Weise zielt Herta Müller auf die Verdopplung der Erfahrung, wenn sie sagt: „Erinnerung ist ja auch eine Last. Das Erleben ist die Last, und da-

über das, was er erlebt hat, geschrieben, aber er hat die Details und die Episoden ausgelassen, die für ihn zu beschämend sind. Das Gewicht liegt hier nicht auf dem Geschriebenen, sondern auf den Auslassungen. Der junge Leopold Auberg kann bei seinen ersten Versuchen der Artikulation beispielsweise nicht über seinen Zusammenbruch auf der Heimreise schreiben. Der ältere Leopold Auberg schildert das frühere Unvermögen:

Dass die Trudi Pelikan und ich schon auf dem Heimtransport ohne Absprache in verschiedene Viehwaggons gestiegen sind, habe ich unterschlagen. Meinen alten Grammophonkoffer habe ich weggelassen. [...] Meinen Weinkrampf bei der Heimkehr, bei der Ankunft im Auffanglager habe ich verschwiegen. [...] Ich brach innerlich zusammen aus Angst vor der Verschickung in die Freiheit und ihrem allernächsten Abgrund, der den Weg nach Hause immer kürzer machte.¹⁵

Die Sängerin Loni Mich und der Advokat Paul Gast – ebenfalls deportiert und nun wieder auf dem Heimweg – unterhalten sich über Leopold Auberg, der offensichtlich mit der Situation, endlich das Lager verlassen zu haben, nicht zurechtkommt. Die Sängerin sagt: „Schau, wie der heult, dem läuft was über“¹⁶ und weist auf den schluchzenden Leopold Auberg hin. Dieser versucht später, die Szene literarisch zu verarbeiten:

Diesen Satz habe ich mir oft überlegt. Dann habe ich ihn auf eine leere Seite geschrieben. Am nächsten Tag durchgestrichen. Am übernächsten wieder daruntergeschrieben. Wieder durchgestrichen, wieder hingeschrieben. Als das Blatt voll war, habe ich es herausgerissen. Das ist Erinnerung.¹⁷

Das Durchstreichen des Satzes und Herausreißen des Blattes können wiederum im Kontext der Schwierigkeit der Artikulation des Traumas verstanden werden. Sie stellen eine bildliche Variante der metanarrativen Reflexion der Unfähigkeit, sich auszudrücken und das Trauma in die Ordnung der Sprache zu übersetzen, dar. In der Gestaltung des Schreibaktes zeigt sich, dass auf der einen Seite Sprechen, Erzählen oder Schreiben stehen und auf der anderen Seite Schweigen sowie der Versuch, das Geschriebene wieder zurückzunehmen.¹⁸ Wovon man nicht sprechen

nach die Erinnerung.“ (Ich glaube nicht an die Sprache. Herta Müller im Gespräch mit Renata Schmidtkunz. Klagenfurt 2009, S. 16.)

¹⁵ Ebenda, S. 281f.

¹⁶ Ebenda, S. 282.

¹⁷ Ebenda, S. 282f.

¹⁸ Deppermann und Lucius-Hoene sprechen auch von einem „Schweigebedürfnis der betroffenen Menschen“ (Deppermann; Lucius-Hoene: Trauma erzählen, S. 37).

könne, darüber müsse man schweigen, heißt es bei Wittgenstein. Der Traumatisierte steht zwischen diesen beiden Polen: Die schwierigen und schmerzhaften Ansätze des Artikulierens bestehen aus einem Changieren zwischen Sprechen und Schweigen.

Herta Müller nutzt mit der Schilderung des Schreibprozesses ganz geschickt einen erzählerischen Umweg. Statt die Traumatisierung zu beschreiben, entwirft sie die Versuche der Artikulation, die für den Erzähler hochproblematisch sind. Sie schildert sein Schweigen. Das Nicht-darüber-sprechen-können steht hier stellvertretend für das Trauma. Dies lässt sich als Strategie Herta Müllers begreifen, das Trauma zu artikulieren und es gleichzeitig unausgesprochen zu lassen. Obwohl der Roman auch die Ursachen des Traumas schildert, geht es hier um die Verschiebung von den Ursachen des Traumas auf seine Symptome, die sich einfacher artikulieren lassen. Auch die im Folgenden kurz angerissene Darstellung des Hungers in der *Atemschaukel* lässt sich im Zusammenhang mit dieser These betrachten.

Das große Thema des Romans, der Hunger, wird schon auf der Fahrt der zukünftigen Lagerinsassen Richtung Russland angekündigt: „Wie sich der wilde Hunger bald über uns alle hermacht, ahnten wir nicht.“¹⁹ Daraufhin folgt aber nicht die Beschreibung des Hungers und des Lageraufenthaltes, sondern auch an dieser Stelle wird zunächst auf die Beschädigung durch den chronischen Hunger hingewiesen. Es erfolgt wieder eine Verschiebung vom traumatischen Erlebnis auf seine Folgen. Der Ausgangspunkt des Erzählens, die Situation eines naiven Jünglings in der Familie, und der Endpunkt, der beschädigte Mensch, werden hier klar festgelegt. Das dazwischenstehende Trauma wird dabei aber nicht konkretisiert:

Ich muss dem Hunger heute noch zeigen, dass ich ihm entkommen bin.
Ich esse buchstäblich das Leben selbst, seit ich nicht mehr hungern muss.
Ich bin eingesperrt in den Geschmack des Essens, wenn ich esse. Ich esse seit meiner Heimkehr aus dem Lager, seit sechzig Jahren, gegen das Verhungern.²⁰

Mit diesem Zitat wird die Verschiebung noch einmal sehr deutlich, denn das Leid der Deportation wird hier durch das darauffolgende Leid der Erinnerung vermittelt.

Der Roman *Atemschaukel* ist als bedeutendes Buch über das russische Arbeitslager gefeiert worden. Mit einem Blick auf die hier vorgestellte metanarrative Perspektive

¹⁹ Ebenda, S. 20.

²⁰ Ebenda, S. 25.

und die erzählerische Strategie der Verschiebung, lässt sich vielmehr behaupten, dass es in dem Buch um die Schwierigkeit geht, das Arbeitslager zu beschreiben. Ein wichtiges Motiv ist dabei das Schweigen. Der Erzähler versucht jedoch, sein Schweigen zu brechen. Neben dem Verzicht auf Artikulation wird der immer wieder ansetzende Versuch der Artikulation des Traumas zentral. Er ist als Kampf des Erzählers Leopold Auberg dargestellt. In seine Erzählung vom Arbeitslager ist eine permanente Reflexion und Problematisierung der Darstellung eingeflochten, so dass der Prozess der Artikulation des Traumas zumindest für die Leser zum eigentlichen Thema des Buches wird, die sich als Adressaten dieses Zeugnisses begreifen.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Müller, Herta: Atemschaukel. Roman. München 2009.

Interview:

Ich glaube nicht an die Sprache. Herta Müller im Gespräch mit Renata Schmidtkunz. Klagenfurt 2009.

Sekundärliteratur:

Butler, Judith: Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Aus dem Englischen von Kathrina Menke und Markus Krist. Frankfurt a. M. 1998.

Deppermann, Arnulf; Lucius-Hoene, Gabriele: Trauma erzählen – kommunikative, sprachliche und stimmliche Verfahren der Darstellung traumatischer Erlebnisse. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 7. 1 (2005). S. 35-73.

Freud, Sigmund: Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse. In: Ders.: Gesammelte Werke. Band X, S. 126-136.

Laub, Dori: Zeugnis ablegen oder Die Schwierigkeiten des Zuhörens. Ein Bericht, der noch zu geben ist. Aus dem Amerikanischen von Jörg Kreienbrock und Johanna Bodenstab. In: ‚Niemand zeugt für den Zeugen‘. Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah. Frankfurt am Main 2000. Hrsg. v. Ulrich Baer. S. 68-83.

Wittgenstein, Ludwig: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt am Main 2003.